This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

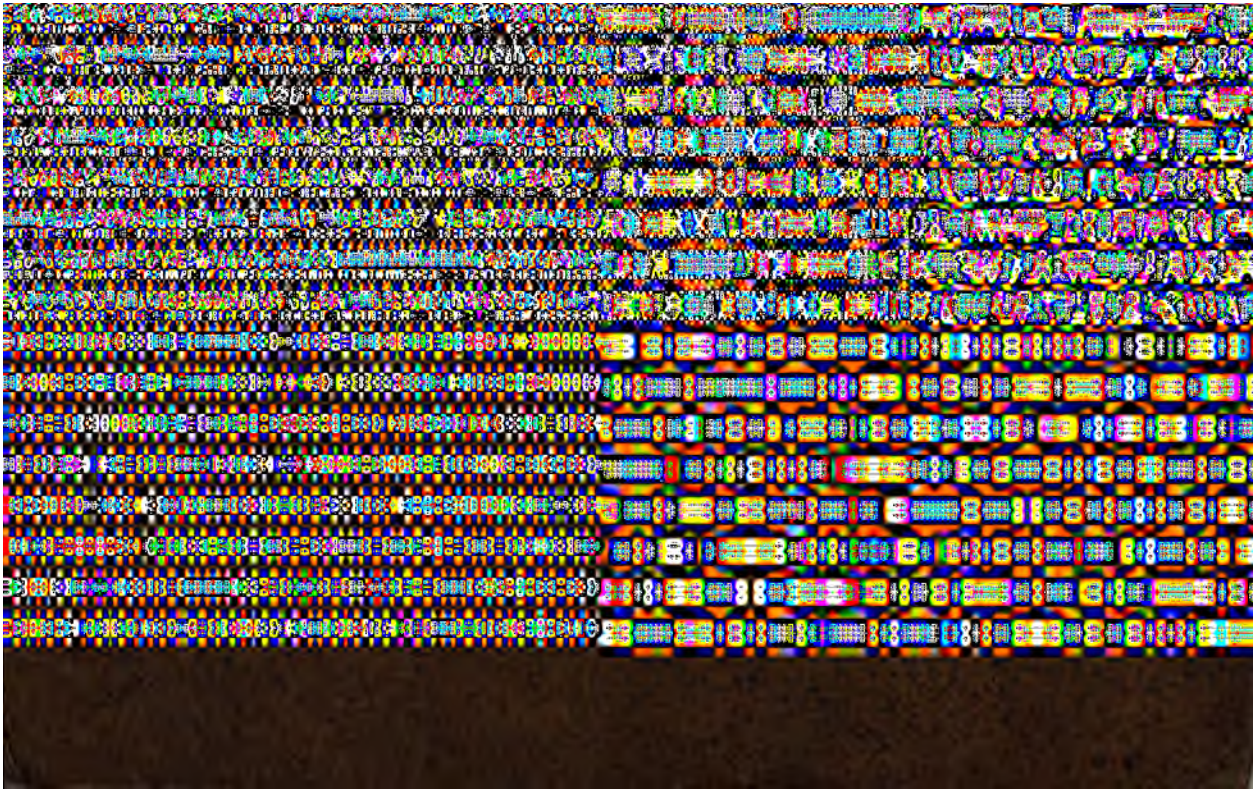
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION

Inhalt.

Erſter Abſchnitt.

Allgemeine Bemerkungen über Italien. Unglücklicher Zuſtand deſſen Bewohner. Staatskunſt. Mangel an Patriotiſmus. Unwiſſenheit. Nationalhaß. Eitelkeit. Furchtſamkeit. Mangel an Gaſtfreiheit und Geſelligkeit. Herrſchende Leidenſchaften der Italiener. Religiöſe Wohlthätigkeit. Poſtweſen. Pferde und Mauleſel. Italieniſche Spiele: Pallone; Cuccagna; Bataillenſpiele; Wettrennen und Hatzſpiele. Zuſtand der Wiſſenſchaften. Buchhandel. Dichtkunſt. Beredſamkeit. S. 1

Zweiter Abſchnitt.

Deſpotiſche Regierung. Charakter der Venetianer. Charakteriſtik des Carnevals. Venetianiſche Meſſe. Unbedeutendes Arſenal. Marine. Landtruppen. Adel. Ariſtokratiſche Verfaſſung. Senats-Verſammlungen. Wahlſpiele. Der Doge von Venedig. Erlittene Demüthigung des Se-

nats durch den Grafen Orlow. Gondoliers. Freudenmädchen. Mönche. Marcuskirche. S. 22

Dritter Abſchnitt.

Marcusplatz. Politiſche Geſpräche. Kleidung. Frauenzimmer. Palaſt von St. Marcus. Steinerne Löwen Inſel Rialto. Lagunen. Giocondo. Brücken. Sitten und Denkungsart der Venetianer. Padua. Ehrloſer Schuldſtein. Vincenza. Olympiſches Theater. Bergamo. Breſcia. Verona. Schauſpiel im Amphitheater dieſer Stadt. Staatskunſt des venetianiſchen Senats. 61

Vierter Abſchnitt.

Mailand. Sitten der Mailänder. Adel. Liebe zum Landleben. Neues Theater. Domkirche. Der heilige Karl Borromeo. Sardiniſcher Hof. Adel. Charakter der Piemonteſer. Flor von Piemont. Staatsverwaltung. Nizza. Militärverfaſſung des Sardiniſchen Staats. Truppen-Parallele. Einkünfte des Königs. Parma. Piacenza. Ferrara. Bologna. Seltenheit des Diebſtahls in Italien und deſſen Urſache. Bologneſiſcher Adel. Univerſität. Der Fluß Rubicon. Ancona. Lo-

zetto. Heiliges Haus. Religionsschwärmerey einer großen deutschen Fürstin. S. 89

Fünfter Abschnitt.

Florenz. Adel. Staatsverwaltung. Militärverfassung. Marine. Schauspiele. Sprache. Litteratur. Nationaleinbildung. Künste. Gallerie. Florentinische Wachsarbeiten und anatomische Präparate. Palast Pitti. Oeffentliche Gebäude. Pisa. Domkirche. Hangender Thurm. Heiliger Gottesacker. Grabmahl des Algarotti. Brücke. Bäder. Universität. Sienna. Livorno. Händel. Projekt zur Erbauung des Tempels zu Jerusalem. Russen in Livorno und deren Betragen. Ungedruckte Anekdote, eine außerordentliche Begebenheit betreffend. Quarantaine. Kaffeehäuser. Besondere Gastfreyheit. 117

Sechster Abschnitt.

Genua. Regierung. Charakter der Genueser. Staatsökonomie. Handel. Capitalien. Parallele zwischen Genua und Hamburg. Oekonomie. Sparsamkeit. Wissenschaften und Künste. Werke der Baukunst. Frauenzimmer. Sprache. Große

Unwiſſenheit. Andachtsübungen. Brüderſchaften. Feyerlichkeit mit der Aſche des heiligen Johannes. Staatsverfaſſung. Adel. Befreyung von Genua durch den Pöbel 1746. Landtruppen und Marine. Hafen. Sich ſelbſt verkaufende Galeerenſklaven. Handelsgeſchäfte der genueſiſchen Edeln. Cliffard. Bank von Genua. Commerzbedrückung. St. Remo. Noli. Aſſembleen. Cicisbeat. Lucca. S. 164

Siebenter Abſchnitt.

Rom. Charakter der neuern Römer. Stolz. Prieſterreligion. Toleranz. Geſelligkeit. Hang zur Politik. Kardinal Bernis und Herzog von Grimaldi. Zankfiſch. Meſſerſtiche. Proteſtanten. Papiergeld. Bettler. Ausſtattung armer Mädchen. Frauenzimmerſitten. Kirchenbeſuche. Ungeheures Pilgerhoſpital. Collegium der Propaganda. Sanſkritta-Sprache. Deutſches Seminarium in Rom. 205

Erſter Abſchnitt.

Allgemeine Bemerkungen über Italien. Unglücklicher Zuſtand deſſen Bewohner. Staatskunſt. Mangel an Patriotiſmus. Unwiſſenheit. Nationalhaß. Eitelkeit. Furchtſamkeit. Mangel an Gaſtfreiheit und Geſelligkeit. Herrſchende Leidenſchaften der Italiener. Religiöſe Wohlthätigkeit. Poſtweſen. Pferde und Mauleſel. Italieniſche Spiele: Pallone; Cuccagna; Batailleuſpiele; Wettrennen und Hazſpiele. Zuſtand der Wiſſenſchaften. Buchhandel. Dichtkunſt. Beredſamkeit.

Kein Land unſers Erdbodens giebt uns einen ſo auffallenden Beweis, wie ſehr die Verſchiedenheit der Regierungsformen den Charakter der Völker beſtimmt, als Italien. Clima, Religion, Sprache ſind hier einerley, und zwar in einem Lande von mäßiger Größe, allein wie groß iſt nicht der Unterſchied zwiſchen einem Venetianer und einem Römer, zwiſchen einem Genueſer und Mailänder, zwiſchen einem Florentiner und Neapolitaner! Dieſe Verſchiedenheit kann dem Beobachter

den Reiſenden nicht entgehen, allein nur durch einen langen Aufenthalt in dieſem Lande kann er das Charakteriſtiſche der Bewohner eines jeden Staats kennen lernen, das gröſtentheils aus der Art der Regierung und den Geſetzen entſpringt. So gewiß iſt es, daß die Menſchen alle Eindrücke mit oder wider ihren Willen annehmen, die ihre Regenten ihnen geben wollen; eine Wahrheit, die von den mehreſten Geſezgebern, welche ihre Allmacht verkannt haben, nicht erwogen worden.

Obgleich Italien viel groſſe Staatsmänner hervorgebracht hat, die über die Regierungskunſt tief nachgedacht haben: ſo ſind dadurch die Bewohner dieſes Landes doch nicht gebeſſert worden; vielmehr kann man behaupten, daß ſie, trotz ihren prächtigen Pallaſten, Kirchen, Bildergallerien, und andern Werken der Kunſt, zu den unglücklichſten Unterthanen unſers Welttheils gehören: da hier die in allem ſo ſehr unterſchiedenen Regierungen doch in dieſem einzigen Punkte von jeher ſtillſchweigend übereinkamen, das Volk in Dürftigkeit und Unwiſſenheit zu erhalten; und wo bis jezt nichts ſeltener geweſen iſt, als weiſe Geſetze.

Auſſer den ſchönen Künſten gehört keine Wiſſenſchaft ſo urſprünglich in Italien zu Hauſe, wie die

Staatskunſt. Die Menge der Staaten dieſes Landes ſo verſchiedener Größe, die nicht ſo wie in Deutſchland durch ein allgemeines Band in Einem Staatskörper verbunden waren, machte es nothwendig, daß ſich ihre Fürſten zu ihrer Erhaltung auf Ränke und Verſtellungskünſte legten, die erſt, nachdem ſie ſich allgemein verbreiteten, da man ſie in eine Art von Syſtem brachte, und große Staatsmänner ſie ſtudirten und ausübten, mit dem Namen Politik beehrt wurden. Nunmehr war es Staatskunſt. Die Spanier und Franzoſen lernten ſolche in ihren Kriegen in Italien, und bedienten ſich derſelben ſehr geſchickt gegen andere Völker, deren Oberhäupter noch nicht in dieſen politiſchen Myſterien eingeweiht waren. In dem Gefolge dieſer Staatskunſt aber kamen auch die ſchönen Künſte über die Alpen, die unſere Sitten verfeinerten, unſere Freuden vermehrten, und ganz Europa, deſſen Hauptſtädte ſelbſt nicht viel beſſer als große geformte Holzklumpen waren, die im Koth ſteckten, in wenigen Generationen mit zierlichen ſteinernen Häuſern, prächtigen Kirchen und Paläſten anfüllten. Alles bekam durch dieſe Künſte eine andere Geſtalt, deren wohlthätigen Einfluß wir jetzt ſo ſtark empfinden.

So ſehr die alten Italiener ſich durch Ehrgeiz und Patriotiſmus auszeichneten, ſo ſind doch dieſe Charakterzüge ganz bey den neuern Bewohnern Italiens erloſchen; man müßte denn gewiſſe lächerliche Vorurtheile, die ſie von ihrem Vaterlande haben, für jene erhabene Tugend gelten laſſen. Die unterdrückende Sklaverey, in der faſt alle Provinzen dieſes Landes ſich befinden, erſticket natürlich die Keime des Ehrgeizes, der ſelbſt bey den größten italieniſchen Künſtlern ſelten und durchaus der Geldbegierde untergeordnet iſt. Trägheit und Armuth ſind die Urſachen der überaus großen Unwiſſenheit, die hier das Attribut aller Stände ohne Ausnahme iſt. Ihre Schulen, Univerſitäten und Akademien ſind eine wahre Satyre auf Gelehrſamkeit, Wiſſenſchaften und Künſte. Sie vegetiren immer fort, und ſinken eben ſo ſehr zurück, als andere Nationen ſich vorwärts arbeiten. Dieſer ſinkende Zuſtand iſt ſelbſt ihren beſten Köpfen unbekannt, da ſie keine Kenntniß der neuern Sprachen haben, und nicht reiſen. In der That reiſt von allen großen Nationen Europens keine ſo wenig als die italieniſche. In Rückſicht auf die Volksmenge dieſes ausgedehnten Landes kann man wohl ſagen, daß von den Italienern

keine Edelleute, keine Gelehrte, keine Künstler, ja nicht einmal Kaufleute reisen, so sehr diese leztern auch hiedurch ihre Handlungskenntnisse und Verbindungen erweitern könnten. Ihre Maler und Castraten machen nur Passagereisen, um zu ihren Bestimmungsörtern zu gelangen, die sie nach einem vieljährigen Aufenthalt gewöhnlich eben so unwissend wieder verlassen, als ob sie beständig jenseit der Alpen geblieben wären. Die einzigen Reisenden dieses Volks sind die Tabulettkrämer und Hechelträger, welche, nach der neuesten Art, ihre Reisen zu Fuße machen.

Die Italiener lieben ihr Land, ohne Patrioten zu seyn. Die Verschiedenheit der Regierungsformen, der Gesetze und der Staatsvortheile so vieler und so ungleicher Provinzen, ist dem Patriotismus sehr entgegen, und verhindert gewissermaßen die Existenz desselben. Wenn man bedenkt, wie selten der Patriotismus in Deutschland ist, und daß nur dieses einzige Land in Europa mit Italien in Ansehung der zerstückelten Staaten sich in einerley Verfassung befindet, so ist man geneigt, den Mangel dieser fehlenden Tugend bey beiden Völkern aus Einer Quelle herzuleiten. Obgleich die Italiener keine Kriege unter einander führen, so

herrſcht doch durchgehends unter den benachbarten Staaten Abneigung gegen einander, ja oft Haß und Verachtung, in einem ſehr hohen Grade. Die vielen Glieder dieſes ſo unvollkommenen Staatskörpers betrachten ſich als ſo viel abgeſonderte Nationen, daher in dieſer Lage keine Hofnung zu einer aufrichtigen Vereinigung iſt. Die Genueſer und Florentiner, Neapolitaner und Römer hegen einen ſo außerordentlichen Haß gegen einander, der nie zwiſchen den Engländern und Franzoſen größer geweſen iſt. Dieſes iſt nicht blos der Fall beym Pöbel, ſondern Perſonen von Stande und Erziehung äußern dieſen Haß ungeſcheut, und oft auf eine ſehr unanſtändige Weiſe.

Die ausſchweifende Meynung von der Wichtigkeit ihrer Geburtsörter, die den Italienern aller Provinzen eigen, iſt daran ſchuld; dieſe verurſacht auch, daß ihre Schriftſteller gewöhnlich auf den Titeln ihrer Bücher die Stadt oder das Dorf nennen, wo ſie geboren worden, wenn gleich dieſe Oerter noch ſo unbedeutend ſind: denn ſie glauben durch ihre Produkte einen ſo obſcuren Erdhaufen zu verherrlichen.

So abergläubiſch auch die Italiener ſind, ſo iſt doch die Furcht vor Geſpenſtern weniger bey

ihnen im Gange, als in andern Ländern, woran wohl die Gewohnheit schuld ist, die Todten unbedeckt zu Grabe zu tragen. Dieser in vieler Rücksicht gute Gebrauch vernichtet auch die kindische Furcht vor Leichnamen, und ist ein lehrreiches, in die Sinne fallendes Bild von dem Eitlen im menschlichen Leben.

Die Furchtsamkeit vor lebendigen Menschen gehört sonst zu dem Charakter der neuern Italiener; daher ihre hinterlistigen Nachstellungen, ihre Dolchstiche, und ihre Abneigung gegen Kriegsdienste. Kein Land in Europa ist besser gegen Feinde gesichert, und doch ist keines öfter, und beständig mit gutem Erfolg, angefallen worden. Nichts ist auch noch bis auf den heutigen Tag unbedeutender, als die Kriegsmacht aller italiänischen Staaten, wobey ich allein die Truppen in den kaiserlichen Provinzen ausnehme. Ich werde hievon an seinem Orte weiter reden, und ein altes in Deutschland herrschendes Vorurtheil wegen der sardinischen Truppen zu widerlegen suchen.

Nirgends ist die Gastfreiheit weniger üblich wie in Italien. Die geringe Geselligkeit der Nation, ihr großer Hang zur Sparsamkeit, oder vielmehr zum Geize bey einem jeden Aufwande, der

nicht allgemein in die Augen fällt, macht, daß sie diese Tugend, so wie viele andre, nicht ausüben. Sind sie Ehrenhalber verpflichtet, einem Fremden Höflichkeiten zu erweisen, oder haben sie in Betracht seiner politische Absichten, so glauben sie durch die Einladung auf eine Tasse Chokolade ihm den überzeigendsten Beweis ihrer Achtung zu geben. Von Thee- und Kaffeegesellschaften, der großen und angenehmen Resource in so vielen andern Ländern, wissen sie ganz und gar nichts; denn selbst die am besten eingerichteten Familien lassen ihren Kaffee Tassenweise aus den Kaffeehäusern holen, und zwar als ein Bedürfniß, das man den Augenblick stillet, wobey also keine Conversation Statt finden kann. Ja sollte man es wohl glauben, daß in ganz Italien auch nicht ein einziger Garten ist, wo Menschen zusammenkommen, sich zu unterhalten und auf eine unschuldige Weise zu belustigen? Keine Societäten, keine Clubs, keine Gesellschaftsbälle und Pickeniks, kurz nichts von allen den geselligen Vergnügungen ist in diesem ganzen Lande bekannt, welche in Deutschland, England, und so vielen andern Ländern eine unversiegende Quelle unzähliger Annehmlichkeiten sind. Den Menschen bedaure ich, den Reisen

und Clima, ſo viele Reize ſie auch mit Recht haben, für ſolche Mängel ſchadlos halten können.

Es iſt nicht zu läugnen, daß man vortrefliche Menſchen von Geiſt und Herz unter den Italienern findet, ſie ſind aber ſehr ſelten, da bey ihnen der Mangel an Kenntniſſen ſo groß, und die Ausbildung ihrer Geiſtesfähigkeiten ſo ungewöhnlich iſt; überdem werden ſie von zwey mächtigen Leidenſchaften beherrſcht, die den Bewohnern warmer Regionen ſo eigen ſind: Liebe nämlich und Rache. So natürlich es auch wäre, die leztere Leidenſchaft mit ihren für die Menſchheit ſchädlichen Folgen auf den Kanzeln aus allen Kräften zu bekämpfen, ſo hört man doch über ein ſolches Thema höchſt ſelten predigen, denn die Wunder der Heiligen ſind ja weit erheblichere Gegenſtände, und laſſen zu moraliſchen Lehren keine Zeit übrig.

Der Geiſt der katholiſchen Religion erzeugt jedoch eine Tugend, die in Italien ſehr ſichtbar iſt. Die Nächſtenliebe wird hier im hohen Grade ausgeübt, und hierin kann ſich keine Nation in Europa, als die Engländer, mit den Italienern meſſen. Bey den erſtern aber iſt es blos Philantropie, dahingegen es bey den leztern Religionsvorſchrift iſt, und das Fegefeuer dabey mit in An-

schlag kommt. Man findet in Italien keine Städt von irgend einer Bedeutung, wo nicht mehrere Hospitäler wären: in den großen Städten aber vorzüglich trifft man deren in Menge an, die zum Theil von sehr geräumigem Umfange sind. Von den Mädchenhospitälern in Venedig und dem ungeheuern Pilgerhospitale in Rom werde ich weiterhin reden. Letztere Stadt besonders ist der Hauptsitz der Wohlthätigkeit in Italien. Man rechnet, daß alle in ganz Wälschland residirende Kardinäle, zusammen genommen, nicht den dritten Theil der Einkünfte haben, welche die Hospitäler in Rom besitzen. Die Gesetze dieser Institute sind ganz auf Großmuth und Menschenliebe gegründet; denn Personen ohne Unterschied der Nation und Religion werden hier aufgenommen, und zwar ohne ihnen erst Certificate von Geistlichen oder angesehenen Personen abzufodern, wie in manchen Ländern gebräuchlich ist. Die Juden allein sind von dieser Nächstenliebe ausgeschlossen, da sie in den Städten, wo sie geduldet werden, die Obliegenheit haben, für ihre Armen und Kranken zu sorgen, sie mögen einheimisch oder Ausländer seyn. Ist zufälligerweise kein Raum im Hospital vorhanden, so wird der Kranke an den Orte seines Auf-

enthales von den Aerzten besucht, und mit Arzneymitteln unentgeldlich versehn. Man muß einräumen, daß solche Religionsgrundsätze sehr lobenswerth sind, welche die leidende Menschheit so ernstlich unterstützen, und die Reichen dahin vermögen, ihren Ueberfluß mit den Armen zu theilen.

Das Postwesen ist in Italien noch in der Kindheit. Man findet hier keine Postkutschen, keine Diligencen, und überhaupt keine Fuhrwerke, auf welchen man, unter der Autorität von Landesregenten, Sachen von Werthe sicher und mit Ordnung versenden kann; ja nicht einmal Frachtwagen, die aus einer Provinz in die andre fahren. Dagegen sind in den größten Städten Italiens, zur Beförderung der Briefe, eine Anzahl Postämter verschiedener Souveräne. In Rom hat man deren so viele, als Beherrscher, groß und klein, in Italien gezählt werden, woraus denn natürlich große Unordnungen entstehen. Dieser Mangel an Postfuhrwerken erschwert die Communication der verschiedenen Provinzen und ihrer Bewohner, daher verhältnißweise überaus wenig Italiener die nächstgelegenen Distrikte besuchen, und es ihnen noch weniger einkommt, nach fremden Ländern jenseit der Alpen zu reisen, es sey

denn, daß ein Kunſttalent oder Projecte, das Glück zu ſuchen, ſie dahin führen. Ausländer, die mit Oekonomie in Italien reiſen wollen, miethen einen Vetturino, der Führer einer bedeckten Chaiſe mit zwey Rädern iſt, und ſechs bis ſieben deutſche Meilen den Tag fährt. Dieſe Gattung Menſchen nebſt ihren Fuhrwerken findet man in allen großen Städten, und man verdingt mit ihnen zugleich die Zehrungskoſten. Wenn jemand dieß unterläßt, ſo kann er verſichert ſeyn, auf der ganzen Route die Koſten für den Fuhrmann und auch für ſeine Pferde zu bezahlen. Um die Bewirthung erträglich und den Führer gefällig zu machen, wird ihm außer dem bedungenen Preiſe am Ende der Reiſe ein Trinkgeld verſprochen, das nach ſeinem Betragen vermehrt oder verringert wird.

Zu der den Italienern eigenen Trägheit, die faſt alle ihre öffentlichen Anſtalten bezeichnet, und auch hier die Einwohner an ihre Geburtsörter gleichſam ankettet, kommt noch der Mangel an Pferden, der, außer Neapel, in ganz Italien herrſcht; ſelbſt zum Ackerbau werden ſie ſelten gebraucht, da man Ochſen vor den Pflug ſpannt: ſonſt thun den Italienern die Mauleſel zum Trans-

part die nützlichſten Dienſte. Eine Gattung Thiere, die den Mauleſeln ſehr ähnlich und kaum von ihnen zu unterſcheiden ſind, werden Simerro genannt. Ein ſolches Thier wird entweder von einem Hengſt und einer Kuh, oder von einem Stier und einer Stute, oder auch von einem Eſel und einer Kuh erzeugt, und iſt vorzüglich in den gebirgigen Gegenden von großem Nutzen.

Da die Italiener alles was nur Spiel heißt lieben, ſo ſind ſie auch unerſchöpflich an Erfindungen, ſich auf mannichfaltige Art zu ergötzen. Diejenigen Gattungen von Vergnügungen aber, die heftige Leibesbewegungen erfodern, werden blos den niedern Volksklaſſen überlaſſen. Hierunter gehört eine Art von Ballſpiel, wo ein großer lederner mit Luft angefüllter Ball von zwölf Perſonen umhergeſchlagen wird. Dieſes Spiel heißt Pallone und iſt in ganz Italien üblich. Es wird um anſehnliche Summen geſpielt, und die Ballſpieler werden dazu bisweilen von entlegenen Orten her eingeladen. Die Toſcaner haben ein dieſem ähnliches Ballſpiel, das ſie Calcio nennen, allein nicht von zwölf Perſonen, ſondern von zahlreichen Partien geſpielt wird.

Die ſogenannte Cuccagna, deren es mancherley Arten giebt, iſt groſſentheils nur in der Lombardey, in Toſcana und in Neapel üblich. Man errichtet hohe abgeſchälte Bäume, deren Gipfel mit Kleidungsſtücken und Eßwaaren behangen ſind, die derjenige zum Preis erhält, der heran klimmt. Um die Schwierigkeit dieſes Klimmens zu vermehren, wird der Baum oft noch mit Seife beſchmiert. Das beſtändige jähe Herunterrutſchen der Emporſtrebenden erregt das Gelächter der Zuſchauer, und beſtimmt eigentlich die Ergötzlichkeit. Bey einer andern Art von Cuccagna wird ein Seil hoch aufgeſpannt, und an demſelben eben ergleichen Artikel zur Nahrung, ja ganze Schafe, Hühner, Enten u. ſ. w. befeſtigt, die der Pöbel ſich bemüht ſpringend herunter zu reißen.

Ich habe in Florenz auch ein Wettrennen mit Wagen geſehn, das aber ſo überaus einfach und unbedeutend war, daß man es eher für eine Satyre auf den altrömiſchen Gebrauch hätte halten können. Es waren gemeine in Lumpen gekleidete Kerls, die auf Bauernwagen ſtunden, und ſo die davor geſpannten Pferde antrieben; kurz, man ſahe nichts mehr und nichts weniger, als was man in den kleinſten Städten alle Markttage ſiehet.

Bauern, die ledig auf ihren Karren zurück fahren, und ungewöhnliche Eile zeigen. Nie habe ich als Volksbelustigung etwas so armseliges gesehn, als dieses Schauspiel auf dem großen Platze in Florenz.

In Piemont spannen die Bauern bey ihren Wettrennen vor ihre Karren Ochsen, die sie vorher durch Wein berauschen, und sie sodann mit Lebensgefahr antreiben; denn nicht selten werden die Karren umgestürzt, und die Führer brechen den Hals, oder werden zu Krüppeln gemacht.

Noch vor kurzem waren in Nord-Italien die Bataillenspiele im Schwange, vorzüglich in Turin und Pisa; in ersterer Stadt geschahen diese Treffen an den Feyertagen, außerhalb den Stadtmauern am Ufer des Po. Eine Menge der Einwohner vertheilten sich in Parteyen, und schleuderten Steine auf einander. Man kämpfte so wütend, daß zahlreiche Unglücksfälle die Folge davon waren. Den Gefangenen wurden auf der Stelle die Haare abgeschoren. Der vorige König von Sardinien machte diesen sogenannten Battajola auf immer ein Ende. Ein gleiches geschah vom jetzigen Großherzoge von Toscana mit dem Bataillenspiele auf der Brücke in Pisa, wo man alle

Jahre an einem gewiſſen Tage eine Stunde lang wie raſend mit einander kämpfen, um von einer Brücke, die über den Arno gehet, Beſitz zu nehmen. Die Streiter waren hier geharniſcht, und ihre Köpfe mit Helmen bedeckt; die Waffen beſtanden in ſtarken Keulen, womit ſie unbarmherzig auf einander losſchlugen, und Unheil genug anrichteten. Ihre Anführer waren Cavaliers von den vornehmſten Familien, die lange vor dem Kampftage mit Fahnen und Muſik pompös durch die Stadt zogen, um Streiter für ihre Parteyen zu werben. Hiedurch wurde der Familienhaß vieler Häuſer gepflanzt und genährt, und eine Gährung unter allen Volksklaſſen veranlaßt, die einem bürgerlichen Kriege nicht unähnlich war.

In einigen Provinzen Italiens, z. B. in der anconiſchen Mark, ſind Hatzſpiele gewöhnlich, da man corſicaniſche Hunde auf Stiere los läßt; die Zuſchauer, ſo wie in Wien, ſitzen in einem Amphitheater, und ſehen gelaſſen dieſen feinen Schauſpielen zu.

Von den Wettrennen der Pferde, die nicht wie in England mit Reitern, ſondern ohne Reiter laufen, werde ich bey Gelegenheit des römiſchen Carnevals reden; ſo wie von der Regatta, oder

oder dem Wettrennen in Böten in dem Artikel von Venedig, und an vielen Stellen von den religiösen Schauspielen, womit man in Italien vorzüglich das Volk zu unterhalten sucht.

Es ist unstreitig, daß die Italiener in den Künsten unsere Lehrmeister gewesen sind; allein in Ansehung der Wissenschaften kann man dieses nur mit vieler Einschränkung behaupten, da es bekannt ist, daß sie in manchen Zweigen der Litteratur nie einigen Fortschritt gemacht haben. Selbst zur Zeit ihres höchsten Flors war der Abstand zwischen ihrer damaligen Litteratur und der neuern englischen, französischen, und deutschen außerordentlich. Wer wird wohl einen Guicciardini und Machiavell als Geschichtschreiber mit einem Robertson, Hume, Gibbon und Raynal vergleichen? Nie ward von ihren Schriftstellern ein Versuch gemacht, die Philosophie populär vorzutragen; ein Gegenstand, worüber wir so viele vortrefliche Werke haben.

So unvollkommen indessen auch der Zustand ihrer wissenschaftlichen Kenntnisse selbst in ihrer glänzendsten Epoche war, so dauerte doch auch dieser nicht lange, ohne noch unvollkommener zu werden. Im vorigen Jahrhunderte fing mit den

Künsten auch die Litteratur an in Verfall zu gera-
then. Man vernachlässigte ganz das Studium
der klassischen Werke, und bekümmerte sich gar
nicht um benachbarte Völker; auf diese Art brei-
tete sich nach und nach die Unwissenheit aus, welche
dieses schöne Land im achtzehnten Jahrhundert in
die Barbarey des mittlern Zeitalters zurückgesezt
hat. Die Mathematik und einige Theile der Na-
turkunde sind die einzigen Wissenschaften, die noch
jezt mit einigem Erfolge cultivirt werden. Pro-
saische Werke, wo Unterricht und Vergnügen ver-
bunden werden; ferner solche, welche die Philo-
sophie des Lebens lehren; sinnreiche Untersuchun-
gen über interessante Gegenstände der Vorwelt,
u. s. w.: Bücher, worin die drey aufgeklärtesten
Nationen in Europa so reich sind, würde man hier
vergebens suchen; sie würden auch nicht gelesen
werden. Das ganze Schriftstellerwesen ist in Ita-
lien noch in der Kindheit. Es giebt keinen rei-
chen Buchhändler im ganzen Lande, wohl aber
einige reiche Buchdrucker und Papiermüller, die
nebenher eine Art von Buchhandel treiben; denn
kein wahrer Handel mit Büchern existirt hier ei-
gentlich gar nicht, weil die Geschäfte dieser Gat-
tung zu unbedeutend sind, um als ein Handels-

zweig betrachtet zu werden. Die größten Städte haben zwar Buchkrämer, allein deren Gewerbe erſtreckt ſich ſelten außer den Mauern ihrer Wohnſtädte. Wie wenig ſolche Leute Schriftſteller durch baare Vortheile aufmuntern können, iſt leicht zu errathen. Das Honorar für einen Bogen iſt gewöhnlich nach deutſchem Gelde Ein Gulden, und dieſes nicht etwa in Calabrien, ſondern ſelbſt in Florenz, von welcher Stadt man ſich überhaupt in Deutſchland ſeltſame Vorſtellungen macht.

Das Frauenzimmer, das ſo viel beyträgt, die Sitten der Männer ſanft zu machen und zu bilden, kann in Italien wegen mancherley lächerlichen Vorurtheilen, die ſich auf Anſtand beziehn, wenig auf das männliche Geſchlecht wirken; zudem werden ſehr viele in Klöſtern erzogen, wo ſie einen ſo reichlichen Vorrath von Aberglauben einſammeln, daß ſie damit ihr ganzes Leben auskommen können.

Obgleich die Italiener gern von Politik ſchwatzen, und an allen europäiſchen Staatsbegebenheiten Theil nehmen, ſo iſt doch, wenn ich Machiavells Werk ausnehme, nie etwas vorzügliches über dieſen Gegenſtand von ihnen geſchrieben

worden. Auch Ueberſetzungen werden wenig gemacht, weil man gar nicht lieſt. Die Reiſen um die Welt, die vor wenig Jahren in ganz Europa ſo gewaltiges Aufſehn erregten, und die man nicht las, ſondern verſchlang, ſind dieſem unwiſſenden Volke noch bis auf den heutigen Tag ganz unbekannt. Dieſes iſt der Fall in den beſten Geſellſchaften, bey Staatsmännern und ſogenannten Gelehrten, denen der ehrwürdige Name Cooke nie zu Ohren gekommen iſt *).

Die großen Dichter, die Italien in neuern Zeiten hervorgebracht hat, deren Namen ihre ausgearteten Nachkommen beſtändig im Munde führen, können durch ihre vortreflichen Werke kein poetiſches Feuer bey den heutigen Dichterlingen anzünden, deren ganze Kunſt ſich auf Sonnette einſchränkt, da ſie den Gedanken eines großen Gedichtes kaum faſſen können.

Ihre Beredſamkeit iſt eben ſo wenig achtungswerth. Falſche Bilder, unpaſſende Gleichniſſe, ein übelgeordneter Vortrag u. ſ. w. begleiter mit den heftigſten Geſticulationen und Grimaſſen,

*) Dies war noch der Fall 1780. Seitdem hat man angefangen Auszüge aus den Reiſen dieſes berühmten Seemanns zu machen, und ſie ins Italieniſche zu übertragen.

wie wir ſie in Deutſchland bey ihren Singpoſſenſpielen ſehen, ſo iſt ihre Beredſamkeit auf der Kanzel und vor den Tribunälen beſchaffen. Der Redner nimmt allerhand Stellungen an, verzerrt das Geſicht und geberdet ſich überhaupt ſo poßirlich, daß ein davon unbenachrichtigter Fremder einen Unſinnigen vor ſich zu ſehn glaubt. Indeſſen wirkt dieſe Heftigkeit bey den italieniſchen Zuhörern, die dergleichen durchaus verlangen; ſie hält ihre Aufmerkſamkeit geſpannt, welche bey dem ſanften herzrührenden Vortrage eines Zollikofers erſchlaffen würde.

So viel von der Nation überhaupt. Ich werde in der Folge das Charakteriſtiſche eines jeden Staats näher beſtimmen.

Zweiter Abschnitt.

Von Venedig.

Despotische Regierung. Charakter der Venetianer. Charakteristik des Carnevals. Venetianische Messe. Unbedeutendes Arsenal. Marine. Landtruppen. Adel. Aristokratische Verfassung. Senats-Versammlungen. Wahlspiele. Der Doge von Venedig. Erlittene Demüthigung des Senats durch den Grafen Orlow. Gondoliers. Freudenmädchen. Mönche. Marcuskirche.

Der Einwohner der Stadt Venedig wähnt in einem Freystaate zu leben, und spricht mit Abscheu vom Despotismus monarchischer Staaten; indessen wird er selbst mit einem eisernen Zepter regiert, den er noch viel mehr fühlen würde, wenn nicht die Regierung Sorge trüge, ihn durch Lustbarkeiten zu zerstreuen, die, obgleich sie dem Staate durch den Zufluß der Reisenden große Vortheile gewähren, dennoch vorzüglich die Beschäftigung des Volks zum Gegenstande haben. Ohne diese so nöthige Zerstreuung würde der Venetianer, ungeachtet seiner aufgeweckten Gemüthsart, ernsthafte wie der Engländer seyn. Er ist zurückhal-

und, ſobald von einer andern Materie als von dieſen Vergnügungen die Rede iſt. Die Furcht vor der Staatsinquiſition und ihren Spionen hält ſeine Zunge in Feſſeln. Dieſes fürchterliche Tribunal, das ohne Unterſuchung verdammt, iſt indeſſen zur Erhaltung der ariſtokratiſchen Macht unentbehrlich, und ſchützt zugleich den Bürger gegen die zu großen Gewaltthätigkeiten der Edlen. Gegen Fremde aber hat die Strenge dieſes Gerichts gegenwärtig ſehr nachgelaſſen. Man begnügt ſich, ihre Indiſcretion mit Landesverweiſung zu beſtrafen. Sie werden des Nachts arretiert, und ohne weiteres Verhör von Sbirren über die Gränze gebracht. Bey dem großen Verfall des venetianiſchen Handels ſind die Beſuche der Fremden der größte Nahrungszweig der Nation; es waren daher mildernde Maximen ſehr nöthig, um ſie nicht von einem Lande entfernt zu halten, welches ſie ſchlechterdings nicht entbehren kann.

Einen Venetianer glücklich zu machen, werden nach dem Sprüchworte drey Dinge erfodert: La mattina una meſſeta, l'apodiſnar une baſſeta, e la ſera una donneta; (des Morgens eine kurze Meſſe, nach Mittag ein Hazardſpielchen, und des Abends ein niedliches Mädchen.) Dieß ſind wirk-

lich die Außenlinien des venetianiſchen Charakters; denn in keinem Lande in der Welt werden die Kartenſpiele ſo leidenſchaftlich geliebt wie hier, wobey jedoch die Kirchengebräuche nicht vergeſſen werden, um den Charakter als katholiſche Chriſten zu behaupten, worauf die Venetianer, trotz ihren vielen Streitigkeiten mit den Päbſten, ſtolz ſind. Sie zeigen eine gewiſſe Gutherzigkeit in ihren Reden und Handlungen, die den andern Italienern nicht eigen iſt; daher auch ihre Provinzialſprache voll liebreicher Wörter und Redensarten iſt. Dieſe Gutherzigkeit affectiren zwar auch die Edelleute unter einander, allein das Streben aller dieſer Ariſtokraten nach Macht und Anſehn, erſtickt bey ihnen die Keime der Bonhomie, und ſtählt ihre Herzen gegen die ſanften Empfindungen der Menſchenliebe.

Im Jahre 1774 wurden vom Senat alle Hazardſpiele verboten. Der Ruin vieler edlen Familien, die durch dieſe Sucht in die äußerſte Armuth waren geſtürzt worden, machte dieſes Verbot nothwendig. Da indeſſen in dem darauf folgenden Carneval Venedig wenig beſucht ward, ſo wurde man dadurch ſo ſehr beunruhigt, daß die Wiederrufung des Spielgeſetzes im großen Rathe

in Vorſchlag gebracht wurde; und nur durch eine Mehrheit von zwey Stimmen ward das Geſetz beſtätigt. Der Kaiſer kam im folgenden Jahre 1775 nach Venedig, um die berühmte Meſſe zu ſehen. Da dieß nun eine erſtaunliche Menge von Fremden dahin zog, und man die Luſtbarkeiten vermehrte, überdem auch das Spiel in allen Provinzen Italiens verboten ward; ſo trat dieſes berühmte Carneval wieder in ſeine alten Rechte, von Fremden vorzüglich beſucht zu werden.

So ſehr es indeſſen Menſchen aus allen Ländern hinlockt, und ſo ſehr es auch gerühmt, citirt und beſungen iſt, ſo hat doch noch kein Reiſender es kaltblütig analyſirt, um denjenigen, die es nicht geſehn haben, das Charakteriſtiſche deſſelben begreiflich zu machen. Eine Beſchreibung oberhin, wie man ſie gewöhnlich lieſt, oder eine Lobrede im allgemeinen Ausdrücken, iſt hiezu nicht hinreichend. Mit Gefahr alſo (da es um Wahrheit zu thun iſt), für einen ſchwermüthigen Beobachter gehalten zu werden, will ich hier keine langweilige Erzählung, ſondern das Auszeichnende dieſes berühmten Carnevals anzeigen, und es ſinnlich darzuſtellen ſuchen.

Die Lustbarkeiten sind: 1) Schauspiele, 2) Redouten, 3) die Vergnügungen des Marcusplatzes, wozu denn noch bey Besuchen grosser Fürsten zuweilen eine Regatta oder ein Wettrennen in Booten kommt.

Die Schauspiele, die man hier in sieben Theatern sieht, bestehen in ernsthaften und in komischen Opern, in Balletten, Komödien, Farcen und Marionettenspielen. Die drey ersten Gattungen kommen in keine Betrachtung für jemand, der solche Schauspiele an den großen deutschen Höfen, in London, Paris, ja selbst in Neapel, Rom, Turin und Florenz gesehen hat. Eine Anzahl Sänger, Tänzer und Tonkünstler treten zusammen, und borgen von Juden und Christen, zu zwanzig, dreißig und mehr Prozent Zinsen, das von der Regierung zum Depot festgesetzte Geld. Dieses dient zur Entschädigung für die andern von ihnen gedungenen Schauspieler, wenn es übel gehet. Dieser Fall ereignet sich nicht selten; denn da man nicht einen einzigen Sänger mehr hat, als nöthig ist, die Rollen zu besetzen, so kann die geringste Heiserkeit der Stimme eines Hauptsängers, oder ein anderer geringer Zufall, die Societät ruiniren, und alle ihre Hofnungen vereiteln. Bey Hofe

geſchehen in ſolchen Fällen Abänderungen, man weiß ſich zu helfen; allein hier iſt dieſes nicht möglich. Da der Theater ſo viele ſind, ſo bleibt dieſes unglückliche verlaſſen, und wenn auch das Uebel durch die Wiederherſtellung des Sängers, oder auf andre Art gehoben wird; ſo iſt doch der Credit eines ſolchen Schauſpielhauſes für dieſes Carneval gröſtentheils verloren. Bey ſo bewandten Umſtänden kann man ſich leicht vorſtellen, wie ſparſam alles eingerichtet iſt; wodurch es denn faſt unmöglich wird, ein einigermaßen completes Schauſpiel, wie man an oben erwähnten Höfen gewöhnlich ſieht, darzuſtellen. Bisweilen ſind die muſikaliſchen Rollen ſehr gut beſetzt, allein die Kleider ſind elend, und die Auszierungen des Theaters erbärmlich. Wird ein Maler ein Mitglied der Societät, ſo wird dieſer Theil des Schauſpiels hervorſtechend; und die Decorationen ſind prächtig; allein die Sänger können nicht ſingen, und ihre Tänzer nur ſpringen. Wenn man noch hiezu gewiſſe Unanſtändigkeiten rechnet, die nirgends als in den hieſigen Theatern im Gebrauche ſind, und die unbequeme Zeit des Schauſpiels betrachtet, das erſt nach zehn Uhr Abends anfängt; ſo muß man geſtehen, daß dieſe Theatervergnü-

gungen nicht ſehr beneidenswürdig ſind. Dieſes zeigt doppelt von den komiſchen Singſpielen, wo nur der Vorſatz die Zeit zu tödten, oder die Unmöglichkeit ſich auf eine andere Art zu zerſtreuen, jemand hinführen kann.

Die übrigen dieſer Luſtbarkeiten verdienen kaum Erwähnung. Gegen eine ſogenannte Comedia di Carattere werden zehn Farçen gegeben, wo die unſinnigſten Zoten von Signor Pantalone, Arlechino, Tartaglia u. ſ. w. extemporirt werden. Die Schauſpieler dieſer Rollen werden gut bezahlt, dahingegen die andern nur blos das Nothdürftige erhalten; daher kommt es, daß die beſte Truppe in Italien, welches jezt die Sachſiſche iſt, nicht mit der ſchlechteſten von den ſtehenden Theatergeſellſchaften in Deutſchland verglichen werden kann. Die heftige Leidenſchaft, nicht allein der Venetianer, ſondern aller Italiener, für dieſe Poſſenſpiele, iſt unglaublich. Bey ernſthaften Stücken iſt das Haus leer; ſobald man ſich aber an dieſen Lieblingsſpielen laben kann, ſind Logen und Parterr angefüllt; es herrſcht die äuſſerſte Stille, und alles iſt Ohr. Dieſes erſtreckt ſich auch auf die Marionettentheater, die ſich etwas

los für den Pöbel ſind, denn ſelbſt Damen vom erſten Range ſtellen ſich hier ein.

Die Redouten haben ſeit Abſchaffung der Hazardſpiele nichts vorzügliches. In Neapel, Rom, Wien und London ſind ſie weit glänzender. Die Menge der Fremden kömmt hier in keine Betrachtung; ſie vermehren zwar den Zulauf, aber nicht die Pracht ſolcher Ergötzlichkeiten, die nur von einem reichen und zahlreichen Adel zu erwarten iſt.

Die Vergnügungen des Marcusplatzes beſtehen theils in den allgemeinen Mackereyen, theils in den Uebungen der Taſchenſpieler, Gaukler und Ringer. Man muß geſtehen, daß dieſe Leute in ihren Künſten ſehr geſchickt ſind. Unter andern excelliren ſie vorzüglich in der halsbrechenden Kunſt, eine Pyramide von Menſchen zu machen. Sie ſteigen ſechs, auch ſieben Mann hoch auf einander. Die Baſis beſteht aus ſechzehn, auch mehrern Leuten, und ſo geht es nach einer regelmäßigen Vertheilung der Laſt verhältnißmäßig nach oben zu, wo denn endlich ein auf dem Kopfe ſtehender Knabe die Spitze der Pyramide formirt. Dieſe Gaukler-übung, die man außer Venedig faſt gar nicht ſieht, war noch dem Claudian ſchon den alten Römern

bekannt, und zwar machte man es damals genau auf eben diese Weise.

Die sonderbare Lage von Venedig zwingt jedermann, der sich eine Leibesbewegung machen will, seine Zuflucht zum Marcusplatze zu nehmen; er müßte denn Lust haben, sich in den äußerst engen und stinkenden Gassen herumstoßen zu lassen. Da dieses also das allgemeine Rendezvous zu allen Zeiten des Tages ist, und die Vornehmsten sowohl als der niedrigste Pöbel sich dieses Spatziergangs bedienen müssen, so ist die natürliche Folge, daß dieser in der That prächtige Platz den Fremden in kurzer Zeit als der ennuyanteste Fleck des Erdbodens vorkommen muß. Die ungeheure Anzahl Menschen, die in der Carnevalszeit in diesem kleinen Bezirk beständig versammelt sind, verursacht ein solches Gedränge, daß man oft unfähig gemacht wird sich umzusehen, viel weniger die Gegenstände genau zu betrachten. Das entsezliche Gewühl und Getöse der Menge raubt alle Besonnenheit. Glücklich, wenn man noch einen der vor den Kaffehäusern stehenden Stühle erwischen kann, um Odem zu schöpfen. Wenn man sich nun diese ermüdende Einförmigkeit und die ausnehmende Unbequemlichkeit vorstellt, die das Loos dieses Platzes

iſt, ſo muß man geſtehen, daß das Vergnügen, welches der Anblick einer zahlloſen Menge Masken gewährt, wovon noch ein großer Theil in venetianiſchen Dominos, und alſo uniform gekleidet iſt, nichts ſehr anziehendes haben kann. Aus dieſer Skitze kann man ſchließen, wie wenig dieſes berühmte Carneval ſeinem Ruhme entſpricht.

Die venetianiſche Meſſe, die gewöhnlich am Himmelfahrtstage anfängt, und vierzehn Tage dauert, iſt auch eine Art von Carneval; allein mit dem Unterſchiede, daß keine Charaktermasken, ſondern blos venetianiſche Dominos zu tragen erlaubt ſind. Dieſe Meſſe würde nicht ſehr beſucht werden, beſonders da ſie in der ſchönſten Jahreszeit gehalten wird, wo die Landluft am angenehmſten, und Venedig der unangenehmſte Aufenthalt von der Welt iſt; allein durch eine kluge Politik hat man die prachtvolle Ceremonie der Vermählung des Doge mit dem adriatiſchen Meere damit verbunden, die, außer den Fremden von entlegenen Ländern, alle müſſige Leute von der Terra ferma dahin zieht, um als Hochzeitgäſte die Trauung anzuſehn, und ſollten ſie auch nur einige Tage daſelbſt bleiben.

Im Jahre 1775 war die Anzahl der Angekommenen den Tag vor dem Himmelfahrtstage 42480, ohne die vorhergehenden Tage zu rechnen. Da die Fahrt wegen der Sicherheit blos bey ſchönem Wetter geſchieht (bey ſchlechter Witterung wird ſie aufgeſchoben); ſo läßt ſich in der That kein herrlicherer Anblick denken, als dieſes Schauſpiel. Die Kriegsſchiffe, aus dem Arſenal gezogen, mit Wimpeln und Flaggen geziert, formiren eine Linie, und begrüßen mit Kanonen und Muſik den Buccentaur, indem er von vielen tauſend Gondeln begleitet vorüber fährt, bis ſie von denen am Meere liegenden Kaſtelen mit Kanonen- und Musketenfeuer abgelöſt werden. Der Kaiſer ſah im vorbemeldeten Jahre dieſer Feyerlichkeit in einer ſchlechten Gondel zu. Er hatte alle Ehrenbezeigungen und Feſte verbeten; indeſſen ward doch auf dem groſſen Kanal, an welchem er in einem Gaſthofe logirte, eine Regatta gehalten.

Dieſe von den Venetianern ſo ausgeſchriene Luſtbarkeit iſt die unbedeutendſte Sache von der Welt. Blos die Zuſchauer, welche die Häuſer und Ufer des Kanals anfüllen, und die aus den Fenſtern hangende Tapeten, nebſt einigen dem Adel gehörigen ſchön geſchmückten Fahrzeugen, welche

welche den Kanal auf und nieder fahren, machen einen ſehenswürdigen Anblick. Die Sache ſelbſt iſt ein Wettrennen in gemeinen Böten, worin ſich blos Ein Menſch befindet, der ſeine Kräfte anſtrengt, ſein Boot vorwärts zu bringen. Beym Auslaufen waren damals zwanzig Böte, wovon aber die mehreſten baldzurück blieben, ſo daß bey der Brücke von Rialto ſich nur noch fünfe befanden. Dieſes nannten die Venetianer, die eben ſo große Gaſconier wie die an der Garonne ſind: La famoſiſſima Regatta. Die drey erſten, welche das Ziel erreichen, erhalten Preiſe, die alle zuſammen nicht über hundert Zechinen betragen. Dieſes und die Verzierungen des Marcusplatzes, woſelbſt die vorher abgeſonderten Buden vereinigt, bedeckt, und mit Lampen verſehen wurden, war aller Aufwand, den die Republik bey dieſer auſſerordentlichen Gelegenheit machte. Die beſagte Verzierung koſtete fünfhundert Zechinen; indeſſen war ſie nicht allein für dieſe, ſondern auch für alle künftigen Meſſen. So ökonomiſch weiß dieſe Regierung zu verfahren, und zwar zu einer Zeit, wo alle Zeitungen, ja ſelbſt ihre eigenen, mit vorläufigen Nachrichten von auſſerordentlichen und nie geſehenen Feſten angefüllt waren.

Man ist gewohnt mit Bewunderung von dem Arsenal in Venedig zu reden, und der Reisende sieht es für den ersten Gegenstand der Neugier in dieser Stadt an, da doch der unbefangene Beobachter hier nichts sieht, was nicht in andern Ländern ohne allen Vergleich besser wäre. Die Ursache dieser Illusion ist nicht schwer zu finden. Die Lage von Venedig macht es nothwendig, einen einzigen Plaz zu den Arbeiten und Bedürfnissen des Krieges zu bestimmen. Dieser Plaz, mit einer Mauer umgeben, heißt das Arsenal. Man findet darin, außer dem nöthigen Kriegsvorrath aller Art, die der Republik gehörigen Linienschiffe, Galeassen, Galeeren, Galiotten und andre Kriegsschiffe; ferner eine Stückgießerey, eine Gewehrfabrik, eine Salpetersiederey, Manufakturen von Segeltuch, von Schiffstauen u. s. w. Kurz, alles was zum Kriege zu Wasser und zu Lande gehört, und an andern Orten zerstreut ist, trifft man hier vereinigt an. Wenn man nun alle Werkstätte dieser Arbeitsleute, die Garnisonskasernen, die Admiralitätswerfte, wo die Schiffe gebaut und ausgebessert werden, die Schiffszimmerleute und Soldaten dazu nimmt, welche alle in diesem Bezirk wohnen, so kann man sich vor-

stellen, wie dieses ungeheure Ganze die Augen blendet; obgleich es nichts enthält, was man nicht alles in weit größern Verhältnissen, aber zerstreut, ich will nicht sagen in Portsmouth, Chatham und Brest, sondern selbst in Kopenhagen findet. Indessen muß man eine Methode in diesem Arsenal rühmen, die, so einleuchtend auch der Nutzen ist, doch nirgends nachgeahmt wird. Dieses ist, die abgetakelten Kriegsschiffe zu bedecken, um sie gegen die Witterung zu schützen. Das Alter und die fortdauernde gute Beschaffenheit vieler dieser venetianischen Kriegsschiffe, beweisen unleugbar die Nutzbarkeit dieses Mittels. Einer meiner Freunde empfahl es vor dem amerikanischen Kriege dem berüchtigten Lord Sandwich, damaligen Präsidenten der englischen Admiralität; allein dieser Minister hatte bey dem häufigen Bau neuer Schiffe Privatvortheile, die denn natürlich den Vortheilen des Staats von ihm vorgezogen wurden, daher man weit entfernt war auf solche Vorschläge zu achten. — Der hier befindliche Kriegsvorrath ist mehr fürs Auge als zum Gebrauch; denn die zahllose Menge der Gewehre, Schwerter u. s. w. wenn sie auch nicht größtentheils vom Roste gefressen wären, sind doch heutzutage ganz und gar

unnütze, und eben ſo unbrauchbar als die vielen Rüſtungen des mittlern Zeitalters, die hier paradiren. Dieſer vereinigte Plunder macht auf den gemeinen Reiſenden Eindruck, und er ſtimmt mit in das Echo, das dieſes Arſenal zu einem Wunder erhebt. Es hatte vielleicht im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert nicht ſeines Gleichen, und verdiente den großen Ruf; allein die Zeiten haben ſich ſehr geändert, und ich bin verſichert, daß nicht ein einziges preußiſches Infanterieregiment aus dieſem Arſenal jezt bewaffnet, oder eine zahlreiche Flotte, wie ſie unſere Zeiten zum Kriege verlangen, aus demſelben gehörig ausgerüſtet werden könnte. Hiezu kommt die große Unwiſſenheit ihrer Offiziers im Land- und Seekriege, die durch einen ſehr langen Frieden erzeugt worden iſt. Auch hat die Regierung, unerachtet des obenangeführten Arſenalprunks, die Marine ſehr vernachläßigt, die höchſtens hinreicht, den venetianiſchen Handel gegen die Seeräuber zu beſchützen und die Raubneſter in Furcht zu ſetzen.*)

*) Dieſes Urtheil über die venetianiſche Marine hat die Eſcadre des Ritters Emo noch ganz kürzlich beſtätigt, die nicht einmal im Stande war, im vorigen Jahre (1786) dem kleinen Raubſtaate Tunis Furcht einzujagen. Die Koſten dieſer Ausrüſtung

Die Seeleute ſowohl hier, als auch in allen andern italieniſchen Staaten, zeigen nicht das Kühne, allen Gefahren Trotzende, das dieſer Menſchenklaſſe in den nordlichen Ländern von Europa eigen iſt. Bey dem geringſten Sturm fliehen ſie gleich zu ihren Roſenkränzen; ſie denken mehr ans Beten als ans Arbeiten, und überlaſſen das Schiff den Wellen; auch eſſen ſie kein Fleiſch an Feſttagen, ſondern machen ein Kreuz davor.

Die Landtruppen ſehen eher Banditen als Soldaten ähnlich. Schlecht gekleidet, ohne Ordnung, ohne alle Ehre, ſind ſie die verworfenſten Truppen in Italien, wobey ich nicht einmal die päbſtlichen ausnehme. Kein militäriſcher Zug zeichnet ſie aus. Man kann ſagen, daß die kriegeriſchen Tugenden der Venetianer unter den Ruinen von Candia begraben wurden. Es iſt bekannt, daß bey der berühmten Belagerung von Corfu die Offiziers der Beſatzung ſelbſt, worunter einige Edle waren, bald nach dem Anfange der Belagerung in den braven General von Schulenburg drangen, die

waren nicht allein ganz fruchtlos, ſondern hatten auch die Folge, daß die ſtolze Republik Venedig vor den Augen aller Völker Europens eine Nationalſchande erlitt, und ſich gezwungen ſah, den Seeräubern einen anſehnlichen Tribut zu bewilligen.

Faſtung den Türken zu übergeben. Sie wollten lieber Sklaven werden, als ſich länger vertheidigen. Es war ein Glück für Venedig, daß Schulenburg, der ehemals wider Karl den XII. mit vielem Ruhme commandirt hatte, nicht auch dieſen Sklavenſinn beſaß, ſondern durch ſeine Tapferkeit dieſe Vormauer von Italien rettete. Dieſe bewaffneten Wanden gaben noch vor wenig Jahren einen Beweis, wie unwürdig ſie den Namen Soldaten führen. Der Kaiſer ließ an den Dalmatiſchen Gränzen einen Poſtcordon ziehen. Die dahin beorderten Huſaren trafen einige venetianiſche Infanterieregimenter daſelbſt an, die in gleicher Abſicht dahin geſchickt waren, und bey Annäherung der kaiſerlichen Truppen ſich in Parade ſtellten. Die Huſaren wollten dieſe Ehre erwiedern, und zogen aufs Commandowort alle auf einmal die Säbel. Dieſe martialiſche Bewegung wirkte ſo ſtark auf die Venetianer, daß dieſe ganz in Ordnung geſtellte Regimenter, gleichſam als ob es abgeredet geweſen wäre, alle zugleich Reißaus nahmen.

Eine kleine Anzahl des venetianiſchen Adels iſt reich, die übrigen ſind arm, und zum Theil ſo ſehr, daß viele unterm Dache zur Miethe wohnen, ihre

Lebensmittel sowohl selbst kaufen als zubereiten, und blos am Verkauf ihrer Wahlstimme leben, welche der Aermste sowohl als der Reiche im Senat geben kann, und die das vornehmste Prärogativ seines Adels ist. Indessen ist selbst bey den Armen der Hochmuth und die Insolenz außerordentlich. Das Vorrecht, nicht körperlich angetastet zu werden, veranlaßt bisweilen einen solchen Nobile, sich Beleidigungen zu erlauben, die in keinem Lande von Europa ungeahndet bleiben würden. Ein französischer Edelmann stieß im Gedränge des Marcusplatzes einen venetianischen Edlen ein wenig an, der ihn darauf beym Arme nahm und frug: welches Thier er für das plumpste hielte? Der Franzos, bestürzt über dieses Betragen, antwortete: er glaubte, daß es der Elephant wäre. „Nun, Herr Elephant," erwiederte der Edle, „lernen Sie behutsamer gehen, wenn Sie einem venetianischen Nobile begegnen." Wer bey solchen Gelegenheiten sich als den Beleidigten zeigen wollte, würde sich üble Folgen über den Hals ziehen. Die ältesten Familien der Terraferma, worunter manche alte reichsgräfliche Geschlechter gehören, werden mit gleichem Hochmuthe von diesen Nobili behandelt, die sich, wenn

gleich in der größten Dienſtfertigkeit, demnach ihren Fürſten gleich ſchätzen. Sie verlangen von jedermann den Titel Excellenz, mit dem ſie hingegen äußerſt ſparſam ſind; denn wenn ſie gleich keinen ganzen Rock anhaben, und Bettlern gleich ſehen, ſo betrachten ſie ſich doch als eine ganz beſondere Menſchenklaſſe, die nicht allein ihren Unterthanen, ſondern allen Nationen Ehrfurcht einflößen muß. Dieſe abgeſchmackte Eitelkeit, welche, wenn ſie ſo wie hier mit Unmacht gepaart iſt, ins Komiſche fällt, verurſachet, daß die venetianiſchen Geſandten an den mächtigſten Höfen ihren Eingang mit gravem Ernſt halten. So ſehr ſie auch ihre Gebräuche lieben, oder doch ihnen ſollten, ſo ſchämen ſie ſich doch nicht, durch dieſe Thorheit in den Augen des Pöbels einen Vorzug vor den Geſandten der größten Mächte zu behaupten, und zwar unter dem Vorwande, daß ſie als Nobili und Senatoren ſelbſt zur geſetzgebenden Macht gehören, und alſo in mehr als einer Rückſicht Repräſentanten der Republik ſind. Iſt denn ein engliſcher Geſandter an fremden Höfen, der Parlamentsglied iſt, nicht auch ein Theil der geſetzgebenden Macht? Und wie groß iſt der Unterſchied zwiſchen Beiden in ihren Verhältniſſen und Wür-

Kaiserkreisen, ja selbst in der Freyheit zu reden und zu handeln: da der aristokratische Tyrann gegen den englischen Senator ein wahrer Sklav ist, dessen Freiheit, Ehre und Leben sich in den Händen von drey Personen befindet, die unter dem Namen der Staatsinquisitoren, weniger nach den Gesetzen als nach ihrer Willkühr, unumschränkt handeln, und nie zur Rechenschaft gezogen werden können. Ich muß indessen gestehen, daß sie sich dieser Gewaltsestem bedienen; allein dennoch geschieht es, und zwar autorisirt durch die Grundgesetze der Republik.

Es ist bereits oben gesagt worden, daß dieses Tribunal die Bürger gegen die zu großen Gewaltthätigkeiten der Edlen schützt. In der That ist ein solcher Schutz auch höchst nothwendig. Die armen Nobili wohnten sonst Raub und Mord erlauben. Ich war selbst ein Augenzeuge ihrer despotischen Handlungsart bey einem sonderbaren aber hier gewöhnlichen Vorfalle, der so gewaltig auf mich wirkte, daß ich mich nicht in Venedig, sondern in Marocco zu befinden glaubte. Ein Edler trat in den Laden eines Galanteriehändlers, und frug um den Preis einer Dose. Der Kaufmann, der seinen Wann kannte, fodrte zitternd

ungefähr den halben Preis. Dieſes war aber nicht hinreichend, ihn gegen Schimpfworte zu ſichern, er mußte einen Ribbo (Schelm) verſchlucken, wobey ihm der Edle etwas Geld auf den Tiſch warf, die Doſe einſteckte und davon ging. Der Kaufmann ſtrich das Geld mit Kränkung ein, das nicht die Hälfte des Werths betrug, und da ich ihm mein Erſtaunen über dieſen Auftritt zu erkennen gab, ſagte er: „Was können wir thun? Wir „müſſen zufrieden ſeyn, wenn ſie es nur nicht noch „ärger machen. Es muß aufs höchſte kommen, „ehe wir zum Klagen ſchreiten, das uns in vielen „Rückſicht äußerſt nachtheilig iſt.“

Das bekannte ſtrenge Geſetz, vermöge welchem kein Edler weder mit einem ausländiſchen Miniſter, noch mit jemand der ihm angehört, umgehen darf, das in ſo vielen Rückſicht abgeſchmackt und lächerlich iſt, wird von den unterdrückten Bürgern gut benutzt, um bey Privatbällen und andern Familien-Ergötzlichkeiten ihre Tyrannen davon entfernt zu halten. Hiezu iſt weiter nichts erfoderlich, als einen Livereybedienten liegend eines Geſandten an der Hausthüre zu haben. Ein ſolcher Anblick verſcheuche die tanzluſtigen Senatoren ſogleich, die denn, wie der Würgengel im

Egypten, vor einem so bezeichneten Hause vorüber gehn. Wird diese Vorsicht unterlassen, so dringen sie sich ein, und spielen gleich den Meister. Viele Kaffeewirthe bedienen sich eines ähnlichen Mittels, um die lästigen Edeln von ihren Kaffeehäusern zu entfernen; sie vermögen nämlich jemand aus dem Hauß eines Gesandten, täglich einigemal ihr Kaffeehaus zu besuchen, welches denn unfehlbar die erwünschte Wirkung thut.

Die überhandnehmende Armuth des Adels, veranlaßte den Senat 1775, das goldene Buch zu eröffnen, worein die Namen der neuern Edeln geschrieben werden; ein Mittel, das man schon oft gebraucht hat, den Adel mit reichen Mitgliedern zu rekrutiren, und den Schatz zu vermehren. In dem lezten Türkenkriege war der Preis dieses Adels hunderttausend Dukaten. Viele Kaufleute in Venedig benutzten diese Gelegenheit, und gaben für ihr Diplom diese große Summe mit Freuden. Allein dießmal verfuhr man auf eine andre Art: man verlangte blos Candidaten von dem Adel des festen Landes und kein Geld. Die Bedingungen waren: vier Ahnen, zehntausend venetianische Dukaten Einkünfte, und ein beständiger Aufenthalt in der Stadt Venedig. Diese lezte Bedin-

gung, die wegen der Staatsverfaſſung unumgänglich nöthig iſt, verurſachte, daß ſehr Wenige an dieſer Gnade Antheil nahmen, die bey aller Ehre eine wahre Sklaverey iſt; denn kein Edler darf ohne Erlaubniß der Staatsinquiſitoren eine Reiſe auſſerhalb Landes thun, die ſelten bewilligt wird, ja er darf nicht einmal ſeine Gärten und Luſthäuſer beſuchen, wenn ſie von der Stadt Venedig etwas entfernt liegen. Dieſe Abſonderung, die ſich auch auf alle Ausländer erſtreckt, die Venedig beſuchen, wenn dieſe nämlich mit fremden Miniſtern umgehen, iſt die Quelle ihrer Ignorang in Anſehung der Geſetze, Sitten, Gebräuche und Cultur anderer Nationen, wie auch der hohen Meynung, die ſie von ſich und ihrem Staat haben, den ſie für einen der mächtigſten auf Erden halten, und des Dünkels ihre Senatorenwürde, in unſerm Zeitalter, der Würde regierender Fürſten gleich zu ſchätzen. Da es ihnen nicht an natürlichem Verſtande fehlt, ſo erzeugt dieſe Unwiſſenheit in Verbindung mit ihrer einfachen, eingeſchränkten Beherrſchungsweiſe und ihren verwickelten Staatsgeſchäften die ſonderbarſten Charaktere, die ſich auffallend in Handlungen äuſſern würden, wenn nicht die ſtrenge Aufſicht der Staatsinquiſitionen über ihren

Häuptern schwörte. Man rechnet gegenwärtig die Anzahl aller Edlen, die im Senat erscheinen können, etwas über vierzehnhundert. Glücklicherweise für die Staatsverwaltung versammelt sich dieses Senatorenheer nur selten, weil sonst die Unordnung ohne Gränzen seyn würde.

Da man an gewissen Wahltagen sogar Ausländern erlaubt, den Senats-Versammlungen im Palast von St. Marcus beyzuwohnen, so sind solche Reisende zu sehr geneigt, sich durch die Ordnung und Würde, womit diese Wahlgeschäfte von einer so großen Menge Senatoren behandelt werden, hintergehen zu lassen, so daß sie den hiesigen Senat mit Ehrfurcht betrachten, und gutmüthig genug sind, sich alle seine Versammlungen als diesen ähnlich vorzustellen. Es ist indessen nichts gewisser, als daß bey verschloßnen Thüren diese Würde gar sehr vermißt wird, und Unordnung, niedere Spöttereyen, Zank und Tumult höchst gewöhnlich sind. Es läßt sich auch nicht anders denken; denn es ist kaum möglich, daß eine Anzahl freyer, oder sich frey dünkender Menschen, von sehr verschiedenen Leidenschaften beherrscht, in solchen Stunden, wo diese Leidenschaften am meisten wirken, sich alle in den Schranken der Mäßigung halten sollten.

Man kann daher füglich den Grundsaz annehmen, daß eine jede republikanische Versammlung, nach Verhältniß der Anzahl ihrer Glieder, mehr oder weniger etwas pöbelartiges mit sich führe. Diejenigen Venetianer und Genueser, denen diese politische Mysterien nicht fremd sind, und Freymüthigkeit genug haben, die Wahrheit zu sagen, gestehen dieses selbst, und die parlamentarischen Transactionen in England und Irland bestätigen es. So sehr auch die höhern Volksklassen in diesen Inseln auf Decorum und Würde in ihren häuslichen Gesprächen und Handlungen halten, so zeigt sich doch der Mensch mit seinen Leidenschaften ohne Larve im Parlament; ja ich getraue mir kühn zu behaupten, daß die Senatsversammlungen in Athen, Sparta und Rom, an die wir mit so viel Ehrfurcht zu denken gewohnt sind, eben auch diese Gebrechen an sich hatten.

Es bedarfte gar keiner großen Weisheit, das Staatsgebäude von Venedig aufzuführen. Der Adel bemächtigte sich der politischen und bürgerlichen Gewalt, und hinterließ sie seinen Nachkommen als ein Erbtheil. Keine mittlere abhängige Arten von Gewalt sind hier vorhanden. Der Bürgerstand, das Volk, selbst die in allen andern

katholischen Ländern so mächtige Klerisey, ist hier nichts, da der Adel ganz allein sowohl die gesezgebende als die vollziehende Macht in Händen hat.

Die Furcht, der Verdacht, und das Mistrauen, sind die Grundpfeiler der venetianischen Regierung, daher sie auch alle europäischen Monarchen als heimliche Feinde betrachtet, und ihre Minister als gefährliche Menschen scheuet. Nichts ist gewisser, als daß die Angeber sehr aufgemuntert werden. Das Moralische wird dabey ganz aus den Augen gesezt, da die Aufrechthaltung der aristokratischen Tyranney hier die höchste bürgerliche Tugend ist. Wie wenig verdient also eine Regierung Lob, die, um einen guten Bürger zu bilden, ihn vorher zu einem bösen Menschen machen muß!

Noch nie hat wohl ein Volk den Einfall gehabt, drey Bürgern eine unumschränkte Macht über die Freiheit, über Tod und Leben ihrer Mitbürger zu ertheilen. Nur Venedig war es allein vorbehalten, unter dem Titel der Staatsinquisition, ein so sonderbares Tribunal aufzustellen, dessen despotische Gewalt in Europa beyspiellos ist. Es ist jederzeit ein Grundsaz aller Freystaa-

gen geweſen, einer kleinen Anzahl Menſchen keine gar zu groſſe Macht einzuräumen, denn Machiavell ſagt ſehr richtig: Wenige werden durch wenige beſtochen. Die venetianiſchen Edlen aber glaubten, daß zur Erhaltung der Ariſtokratie, und um alle Empörungen mächtiger Familien abzuwenden, durchaus einige Perſonen beſtellt werden müßten, die mit Hintanſetzung aller Formalitäten verfahren könnten. Als man vor wenigen Jahren im Senat über die Abſchaffung der Staatsinquiſitionen berathſchlagte, fand man mit Verwunderung, daß ihre Macht nur eine Folge gewiſſer Verordnungen, allein gar nicht in die Staatsverfaſſung verwebt war. Nichts war daher leichter, als eine Reforme dieſes Misbrauchs; indeſſen erfolgte das Gegentheil, denn durch ein Senats-Decret wurde die groſſe Autorität der Staatsinquiſition nunmehr ein förmliches Geſetz.

Die Wahlen der Staatsbedienungen ſind eine Art von Glückrad; wenn der Staat glücklich iſt, wird er wohl regiert. Das Herkommen iſt hier das vornehmſte Geſetz, worauf man ſo hartnäckig hält, wie in unſern Reichsſtädten. Man kennt hier die Misbräuche und Mängel der Staatsverwaltung

wahrung ſehr gut, allein die Verjährung macht, daß man dieſe gewohnten Uebel erträgt; daher werden auch alle Entwürfe verworfen, die geſchickte Männer zur Verbeſſerung barbariſcher Mißbräuche einreichen. Die venetianiſche Staatspolitik beſteht darin, daß man keine Neuerungen macht. Daß ein ſolches Syſtem widerſinnig iſt, bedarf wohl keiner Beweiſe; da eine weiſe Regierung ihre Grundſätze nach den Umſtänden der Zeit, nach dem Zuſtande der Cultur des Volks, u. ſ. w. immer abändern, und dem Geiſte des Zeitalters auf allen Stufen nachfolgen muß. Alle europäiſche Staaten haben ihr politiſches und Civil-Syſtem abgeändert, nur Venedig allein hat das ſeinige beybehalten. Es iſt lächerlich, wenn die Venetianer dieſes als eine Urſache ihrer fortdauernden Staatsexiſtenz anführen; denn es giebt einen Zuſtand von Schwachheit, der für Staaten gleichſam ein natürlicher Tod iſt, und ihre allmälige Auflöſung ſichtbar macht. Dieſe ſogenannte Republik befindet ſich unſtreitig in dieſem Falle, und man kann mit Recht ſagen, daß Venedig in ſeinen Lagunen vermodert.

Die Macht eines Doge iſt ſehr gering, ja ſelbſt ſein Einfluß in die Staatsgeſchäfte iſt höchſt

unbedeutend; täglich ist er Demüthigungen ausgesezt, die ihm auch theils im Senat, theils von den Staatsinquisitoren nicht selten zugetheilt werden. Sein Todestag ist nicht wie an andern Orten, wenn Regenten sterben, ein Tag der Traurigkeit, sondern ein Freudentag; man maskirt sich und geht auf den Ball. Die Senatoren legen ihre schwarzen Kleider ab, und erscheinen in rothen; kurz man beträgt sich, als ob die Republik mit jedem neuen Doge ein neues Leben empfinge.

Die Hauptzierde des Doge gleicht einem Horne, das aber nicht das Horn des Ueberflusses ist, denn dieser Regent ist wahrhaft arm, da er zwar von der Republik ernährt, allein gar nicht reichlich versorgt wird. Er ist ein Kostgänger des Staats, dem man das Unentbehrlichste zugesteht, hingegen alle zu seiner hohen Würde gehörige Pracht wird aus seinem Privatvermögen bestritten. Anstatt daß sich alle andre europäische Fürsten durch ihre Regierung bereichern, wird dieser dadurch arm. Nicht wenige haben sich als Doge zu Grunde gerichtet, und viele Familien befinden sich jezt in Dürftigkeit, weil ihre Ahnen auf dem fürstlichen Throne gesessen haben.

Der Verfall des Staats iſt bey keiner Nation in Europa ſo anſchaulich, wie in dieſem italieniſchen Staate. Abnahme der Handlung, der Staatseinkünfte, elende Seemacht, noch elendere Landmacht, und wenig politiſche Achtung von auswärtigen Mächten. An dieſe Sterblichkeit wurde der Senat noch vor wenigen Jahren auf eine ſehr ſonderbare Weiſe erinnert; eine Begebenheit, die, obgleich außerordentlich, dennoch in Deutſchland gar nicht bekannt geworden, und gewiß als Beytrag zur Geſchichte unſrer Tage merkwürdig iſt.

Noch nie waren dieſe Deſpoten innerhalb ihrer Lagunen gedemüthigt worden; es war dem Grafen Alexis Orlow vorbehalten, es in unſern Tagen zu thun. Da er im Jahre 1772 die ruſſiſche Flotte im mittelländiſchen Meere commandirte, that er eine Reiſe nach Venedig. Er kaufte daſelbſt viele Munition, Gewehre und andere Bedürfniſſe für die Flotte, und warb heimlich Montenegriner und Albaneſer an, um auf derſelben zu dienen. Dieſes Betragen beunruhigte die Republik, die den glücklichen Succeß der ruſſiſchen Waffen im Archipelago noch als ſehr zweifelhaft anſah, und der Pforte keine Urſache zu Klagen geben wollte. Man verlangte daher vom Grafen, daß er unge-

ſammt Venedig verlaſſen möchte. Seine Antwort war: er würde abreiſen, ſobald es ihm gefallen wäre. Er befahl indeſſen ſeinen Offiziers, deren er mehr als hundert bey ſich hatte, ſich zu bewaffnen, um im Nothfall Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Der beleidigte Stolz der Regierung, bey einer ſolchen unerhörten Widerſetzung, ließ jede Gewaltthätigkeit vermuthen. Die Sache wurde im Senat erwogen; da man aber zu viel Bedenklichkeiten hatte, ſich durch Macht Gehorſam zu verſchaffen, ſo ſchritt man zu gelindern Mitteln. Er ward durch Deputirte im Namen der Republik gebeten, ſich mit ſeinem Gefolge zu entfernen, weil man der ſtrengen Neutralität, die man bey dieſem Kriege beſchloſſen, nicht zuwider handeln wollte. Der Graf antwortete, daß eine Vorſtellung und Bitte dieſer Art auf ihn vielleicht Eindruck gemacht haben würde, wenn nicht ein Befehl vorhergegangen wäre. Er nähme von Niemanden Befehle an, als von ſeiner Monarchin, und würde abreiſen, wenn es ihm gefiele. Hiebey blieb es, und man fand nicht rathſam, die Sache weiter zu treiben.

In allen großen Städten der Welt iſt es ein Hauptgegenſtand der Polizey, das gemeine Volk

im Zaume zu halten; wo Gerichtsdiener nichts ausrichten, braucht man Soldaten. In Venedig aber ist es ein großer Theil des gemeinen Volks selbst, worauf die Regierung im Fall der Noth ihr ganzes Vertrauen setzt. Die wunderbare Lage der Stadt ist hievon die Ursache; denn sie veranlaßt die Nothwendigkeit, eine ungeheure Menge Bootsleute zu brauchen, welche unter dem Namen der Gondoliers bekannt sind, und eine besondere Klasse von Menschen ausmachen. Man rechnet vierzigtausend derselben in Venedig; eine Anzahl, die fast unglaublich ist, da die ganze Volksmenge der Stadt sich nicht über hundert und funfzigtausend Seelen erstreckt.

Man begünstiget diese Gondoliers auf alle Weise, und sieht ihnen ihre Vergehungen nach; auch steht ein großer Theil derselben im Solde des Adels; durch alle diese politischen Maximen ist man dahin gelangt, daß sie dem Senat äußerst ergeben und seine stärksten Stützen sind. Sie rühmen sich große Kenner in Theatersachen zu seyn, und nicht selten hängt das Schicksal eines Stücks von ihrer Entscheidung ab. Sie zeigen viel Witz und sind große Freunde der Poesie, auch wissen sie eine Menge von Versen auswendig herzusagen, die sie

besonders des Nachts bey Mondenschein absingen.

Obgleich ein Gondolier Tag und Nacht auf dem Meere fährt, so ist er dennoch unfähig, Matrosendienste zu thun. Seine Talente erstrecken sich nur auf seine Gondel: diese geschickt zu führen, und durch erlaubte und unerlaubte Mittel ein Handlanger verliebter Unternehmungen zu seyn, die ihm gut belohnt werden, weiter gehen seine Wünsche nicht. Diese Leute sind unentbehrlich, wenn man mit Sicherheit verliebten Abentheuern nachgehen will. Ohne ihre Hülfe ist Meuchelmord oft die Folge einer Galanterie. Da sie alle Krümmungen und Winkel der Kanäle und Straßen kennen, so erleichtern sie die Flucht und decken die Retraite im Nothfall. Viele unterhalten geheime Verständnisse mit den Gouvernanten und Kammermädchen, und verschaffen Strickleiter und falsche Schlüssel.

Es ist höchst merkwürdig, daß von soviel tausend den ganzen Tag auf dem Meere herumschwimmenden Gondeln nie eine verunglückt. Ein Zufall dieser Art ist ohne Beyspiel. Man schreibt dieses der ausnehmenden Geschicklichkeit der Gondoliers, und der ganz eigenen Bauart der Gondeln

ſelbſt zu. Ich will nicht beſtimmen, in wie fern dieſes ſeinen Grund habe, aber ſonderbar iſt es doch, daß bey allen an großen Flüſſen liegenden Handelsſtädten Unglücksfälle dieſer Art nicht ſelten ſind, dahingegen man in Venedig, das mitten im Meere liegt, und wo alle Bewohner einen großen Theil ihres Lebens auf Bretern herumſchwimmen, davon nichts zu befürchten hat. Die Farbe aller dieſer Gondeln iſt ſchwarz. Es iſt durch ein beſonderes Geſez verboten, keine von andern Farben zu haben, noch ſie ſonſt auszuſchmücken, daher ſie alle ganz einförmig ſind, und einen traurigen Anblick geben. Den fremden Geſandten ſteht es allein frey, ihre Gondeln ganz nach eignem Gefallen auszuzieren; ein Vorrecht, deſſen ſie ſich auch alle bedienen.

Man muß geſtehen, daß dieſe Fahrzeuge, auſſer der obenangeführten Sicherheit, äuſſerſt bequem ſind, und daß es ein Vergnügen iſt, darin zu fahren. Ich begreife nicht, warum man auf der Themſe und der Seine ſolche nicht einführt, da man doch in London und Paris unabläſſig beſchäftigt iſt, neue Zweige von Ergözlichkeiten aufzufinden. Ich theilte einem vornehmen Engländer, der ſich mit mir zu Venedig befand, dieſe

Bemerkung trift. Er faßte die Idee auf, und ließ sogleich ein vier Fuß langes Modell einer Gondel verfertigen und nach London einschiffen. Das Schiff aber verunglückte, und das Gondelprojekt ist bis jezt noch nicht ausgeführt worden. Die Luftfahrzeuge, deren man sich in London, Marseille, Hamburg u. s. w. bedient, sind im Vergleich mit den Gondeln plumpe Kähne, die dennoch Geld genug kosten.

Die Freudenmädchen machen eine andre Klasse des Volks aus, welche den besondern Schutz der Regierung genießt. Sie gehören auch zu den Carnevalsvergnügungen, das ohne sie nicht wohl bestehen könnte. Die mehresten von diesen Unglücklichen werden von ihren Aeltern in ihrer zartesten Kindheit verkauft; diese machen mit Liebhabern oder Jungferschafthändlern einen regelmäßigen Contract, in Gegenwart eines Notars, welcher vor allen Tribunälen gültig ist, sie als Jungfern in einer festgesezten Zeit gegen Bezahlung einer bestimmten Summe zu liefern. Der Preis ist mehrentheils von hundert zu zweihundert Zechinen. In diesem Contract wird gewöhnlicher Weise die Armuth der Aeltern erwähnt, und der Bewegungsgrund angeführt, daß man dem Mädchen

dadurch eine Ausſteuer verſchaffen wolle, um ſie hernach ehrlich verheirathen zu können; allein dieſes iſt ein bloßer Vorwand, denn die Aeltern behalten das Geld, und die Töchter bleiben im Bordel. Dieſe Nymphen beobachten ſehr genau ihre Faſten, gehen täglich in die Meſſe, und haben ihren beſondern Schutzheiligen, unter deſſen Schutze ſie ihre Geſchäfte mit gutem Gewiſſen treiben.

Für die Mönche iſt Venedig ein wahres Paradies. Sie mästen ſich im Carneval, beſuchen die Schauſpiele, halten ihre Mäcreſſen, und thun überhaupt was ihnen gut dünkt. In keinem katholiſchen Lande iſt die Kirchendiſciplin ſo ſchlecht. Verſchiedene Biſchöffe haben es verſucht, dieſen Ausſchweifungen Einhalt zu thun, haben aber nichts ausrichten können, und man verſichert, vielleicht nicht ohne Grund, daß die Regierung ſelbſt heimlich dieſe guten Abſichten verhindert habe. Es ſcheint eine Staatsmaxime des Senats zu ſeyn, der auf alles eiferſüchtig iſt, was ſeine Autorität ſchmälern kann, den Geiſtlichen nicht zu vieles Anſehen beym Volke zu verſchaffen; ein Vorrecht, das in allen katholiſchen Staaten große Zerrüttungen veranlaßt hat, und wovon Venedig glücklicherweiſe freygeblieben iſt. Daher läßt ſich die

große Nachſicht gegen die ausſchweifende Lebensart der Geiſtlichen erklären; daher auch die innere Ruhe bey den oft aufs äußerſte getriebenen Streitigkeiten mit den Päbſten. Durch dieſes zügelloſe Betragen wird die Achtung gegen dieſen Stand ſehr verringert, und der Senat erhält ſein Anſehn ungetheilt. Ihr Sprüchwort iſt bekannt: *Siamo Venexiani e poi Chriſtiani*; Wir ſind erſt Venetianer, und dann Chriſten.

Ueberhaupt macht ſich das Volk in Venedig wenig aus Gott, noch weniger aus dem Pabſte, aber ſehr viel aus dem heiligen Marcus. Dieſer Heilige ward zum Schutzpatron der Stadt gewählt, ſobald ſein Körper aus Alexandrien dahin gebracht wurde. Vor dieſem war der heilige Theodor ihr Schutzpatron, aber ihre Eitelkeit war mit einem ſolchen gemeinen Heiligen nicht zufrieden; in der Kindheit der Republik war er allenfalls gut genug, aber da ſie groß und blühend wurde, verlangten ſie einen Heiligen vom erſten Range. Man ließ alſo den Körper des heiligen Marcus nach Venedig kommen, baute ihm eine prächtige Kirche, und verabſchiedete den alten Protector.

Dieſe Marcuskirche iſt überaus prächtig und das ſchönſte Monument der Baukunſt des zehnten

Jahrhunderts. Venedig war damals die prächtigſte Stadt in Italien. Ihre Paläſte, Kirchen und andre öffentliche Gebäude waren gröſtentheils von griechiſchen Baumeiſtern gebaut, die in ihren noch vorhandenen Denkmälern den Geſchmack jenes Zeitalters bezeichnen. Allein die vortreflichſten Werke der Baukunſt, die Venedig darſtellt, ſind aus dem durch die Künſte ſo verewigten ſechszehnten Jahrhundert, da Sanſovino und Palladio dieſe ſonderbare Stadt mit ſo vielen prachtvollen Gebäuden verſchönerten.

Sanſovino, ein Florentiner, und Schüler des berühmten Sangallo, war Baumeiſter der Republik; ein Poſten, in welchem ihm nach ſeinem Tode 1570 der groſſe Palladio nachfolgte. Die ſchönſten Kirchen und Paläſte der Stadt haben dieſe Epoche. Sanſovino baute auch den prächtigen Münzpalaſt, la Zecca genannt, den Palaſt der Prokuratoren an dem Marcusplatze, und die vortrefliche Marcusbibliothek. Bey dieſem leztern Bau aber begegnete ihm ein Unglück, das den Geiſt der venetianiſchen Regierung charakteriſirt, ſo wie er zu allen Zeiten geweſen und noch iſt. Sanſovino brachte die ſinnreichſten und edelſten Verzierungen bey dem Baue dieſer berühmten Bibliothek an, wobey

et den Verſuch machte, ſie auf eine beſondere Art zu wölben. Dieſer Verſuch aber glückte nicht; das Gewölbe fiel ein. Die Regierung war taub gegen alle Rechtfertigung, und ließ den Künſtler ins Gefängniß werfen, wo er ungeachtet ſeiner großen Talente lange Zeit ſchmachten mußte. Endlich kam er los, wurde aber ſeines Poſtens als Baumeiſter der Republik entſetzt, verlor ſeine Penſionen, und mußte noch obendrein eine Geldſtrafe erlegen. Nach vielen Bitten geſtattete man ihm, das Gewölbe wieder herzuſtellen, worauf er begnadigt wurde.

Dritter Abſchnitt.

Marcusplaz. Politiſche Gebräuche. Kleidung. Frauenzimmer. Palaſt von St. Marcus. Steinerne Löwen. Inſel Rialto. Lagunen. Giocondo. Brücken. Sitten und Denkungsart der Venetianer. Padua. Ehrloſer Schuldſtein. Vincenza. Olympiſches Theater. Bergamo. Breſcia. Verona. Schauſpiel im Amphitheater dieſer Stadt. Staatskunſt des venetianiſchen Senats.

Man muß geſtehen, daß der Marcusplaz einen herrlichen Anblick darſtellt. Alle Gegenſtände rings um denſelben ſind groß, ſchön und edel, den zierloſen gothiſchen Thurm ausgenommen, der hier mit den andern Gebäuden ſehr kontraſtirt, und ungefähr die Wirkung wie Harlekin in einem Trauerſpiele thut. Der Plaz iſt mit einem Portico umgeben, wo nichts als Kaffeehäuſer und ſogenannte Caſſinos befindlich ſind, in welchen ſich geſchloſſene Geſellſchaften beiderley Geſchlechts verſammeln, da es nicht Sitte iſt, daß Frauenzimmer die Kaffeehäuſer beſuchen. Dieſe leztern haben keine Thüren, ſondern ſind eigentlich große mit Stühlen verſehene Niſchen, wo viele Müßiggänger ſich ganze Tage hinpflanzen: und da ſie beſtän-

dig ein gewiſſes beſtimmtes Kaffeehaus beſuchen, und in ihren Mänteln eingehüllt unbeweglich ſitzen, ſo ſind ſie als wahre zu dieſen Niſchen gehörige Gruppen zu betrachten. Nirgends in Italien wird in ſolchen Häuſern weniger geplaudert, als hier; denn man lache über politiſche Kannengießerey ſo viel als man will, ſo iſt ſie doch die Seele aller Geſpräche in öffentlichen Geſellſchaften. Man verbiete dieſe Materie, wovon auch der Unwiſſendſte, ja der gröſte Dummkopf etwas zu verſtehen glaubt, und das geſellige Leben wird einen tödtlichen Stoß erhalten.

Hievon liefert Venedig den unleugbarſten Beweis. Die Einwohner ſind die aufgeweckteſten in Italien, und zeigen ihre muntere Gemüthsart auch in Privatgeſellſchaften; an öffentlichen Orten hingegen ſind ſie ſtumm. Wovon ſollten ſie auch ſprechen, da das Wort Politik Hochverrath und nur allein das Monopolium des Senats iſt? Vom Handel? Dieſer führt zur Politik; ein gleiches thut alles zur Geſetzgebung gehörige; ja ſo viele Hauptwiſſenſchaften, als Geſchichte, Erdbeſchreibung u. ſ. w. ſelbſt Religionsmaterien führen dazu. Es bleiben daher dem Venetianer nichts als die Künſte übrig, und zwar nur die Theaterkünſte, da die ün-

dern ſezt hier, eben ſo wie in Italien, im Verfalle ſind. Allein auch dieſe Materie wird während dem Carneval bis zum Ekel erſchöpft, und alsdann hat die Litaney ein Ende.

Man erlaube mir hier die Bemerkung, daß die größere Geſelligkeit der cultivirteſten Länder in Europa keine andere Epoche hat, als die geſellſchaftliche Verhandlung politiſcher Materien; ja ich unterſtehe mich zu behaupten, daß dieſe ſo verſpottete Mode die Cultur befördert hat, und daß ſie wegen der dazu nöthigen mannichfaltigen Kenntniſſe gewiſſermaßen der Maasſtab der Cultur eines Volks iſt, und jederzeit geweſen iſt. Man erinnere ſich der Zeiten, wo das Volk in Athen und Rom ſich um die öffentlichen Geſchäfte bekümmerte, wo die Reden großer Männer die ſtärkſte Wirkung thaten, da ſie, häufig und auf öffentlichem Markte gehalten, bey Unwiſſenden neue Ideen und neue Kenntniſſe erwecken mußten. Wenn hörte dieſe Theilnehmung auf? Mit dem einbrechenden Deſpotismus und der Barbarey, unter deren eiſernem Joche die Bewohner Europens ſo viele Jahrhunderte durch vegetirten, bis erweiterte Kenntniſſe uns nach und nach wieder zu Politikern machten. Wenn die Engländer das aufgeklärteſte Volk unſrer Erde

ſind, wie ſogar Franzoſen, Baſtein, Montesquieu, Raynal, ja jetzt ſelbſt Linguet eingeſtehen, ſo iſt es größtentheils dieſer großen thätigen Antheilnehmung an den öffentlichen Angelegenheiten zuzuſchreiben, die bey ihnen den Nationalgeiſt erzeugt, der, ſo ſehr er auch oft ausartet, dennoch nicht ohne Kenntniſſe verſchiedener Art beſtehen kann. In Portugal und Sicilien lieſt faſt niemand Zeitungen, dagegen aber glauben z. B. die Einwohner dieſer Länder auch, daß die Proteſtanten eine Gattung Menſchenfreſſer ſind; ja tauſende vom Pöbel ſind überzeugt, daß ſie durch ein körperliches Zeichen von Gott zur Hölle gleichſam gebrandmarkt worden ſind. Will man noch mehr Beweiſe, ſo betrachte man den Orient, wo es den ſklaviſchen Völkern nicht einmal einfällt, ſich um die Staatsangelegenheiten ihres Landes, viel weniger um fremde zu bekümmern, da ſelbſt die Bewohner der Hauptſtädte oft die wichtigſten Dinge nicht wiſſen, die im Palaſte des Deſpoten vorgehen, und manchmal bey Todesſtrafe nicht darum fragen dürfen. Ich kehre von dieſer vielleicht nicht unzeitigen Ausſchweifung wieder nach Venedig zu rück.

Alle

Alle Einwohner dieſer Stadt, die nicht zum Pöbel gehören, oder nicht dazu gehören wollen, tragen rothe Mäntel. Selbſt die fremden Geſandten bedienen ſich dieſer bequemen Mode. Dieſe Einförmigkeit hat etwas Republikaniſches, obgleich eine andere Urſache davon der Grund iſt. In einem ſolchen Mantel eingehüllt, wobey das Geſicht auch halb verdeckt wird, iſt man in einer Incognito-Kleidung, wodurch man von Höflichkeitsbezeigungen diſpenſirt iſt, die ſonſt die ariſtokratiſchen Tyrannen verlangen würden. Dieſe allein tragen keine Mäntel, ſondern beſtändig ihre ſchwarze Kleidung, die den Schlafröcken ähnlich iſt, damit niemand, durch Unwiſſenheit verleitet, ſich gegen ſie vergehen möge; nur wenn ſie unerkannt des Abends herumſchleichen wollen, hüllen ſie ſich auch in rothe Mäntel ein. Wenn man ſich erinnert, daß der Marcusplaz der einzige Spazierort dieſer großen Stadt iſt, wo ſich alles hindrängt, und wo beſonders die armen Nobili den ganzen Tag über liegen, ſo wird man die Nothwendigkeit eines Mittels einſehn, das allen Höflichkeitsceremonien vorbeugt.

Bey Feyerlichkeiten gehen die Edlen roth gekleidet, in eben ſolchen aufgebundenen Schlaf-

röcken, wie die gewöhnlichen ſchwarzen, und mit ihren großen Allongenperücken geziert. Wenn ſie nun in dieſem Aufzuge tanzen, ſo kann man in der That nichts poßierlichers ſehn. Ich wohnte einem großen Balle bey, den Piſani, einer der reichſten Edeln, 1775 gab, da er zum Prokurator von St. Marcus erwählt war. Das Feſt war königlich, und wenn gleich die zum Tanz ſo unſchicklichen Magiſtratskleider das Auge beleidigten, ſo machten doch die Damen alles wieder gut, welche die ſchönſten in Italien ſind, und ſich überaus zierlich zu kleiden wiſſen.

Nebſt der Schönheit zeichnen ſich die venetianiſchen Frauenzimmer noch durch andre Annehmlichkeiten aus; ſie ſind ſehr aufgeweckte und angenehme Schwätzerinnen. Ihre gewöhnliche Kleidung beſteht in engen am Leibe liegenden und ſchleppenden Kleidern, über welchen ſie einen groſſen ſchwarzſeidenen Schleyer werfen, den ſie auf den Rücken zuſammenſchlagen, ſo daß Geſicht, Bruſt, Arme und Taille frey bleiben, und es alſo durch dieſes geſchmackvolle Anlegen zu einer wahrhaft reizenden Tracht wird. Alle dieſe Reize aber ſind hier halb verloren, da die Italiener mit dem Frauenzimmer nicht frey umgehen dürfen. Die

Männer müssen sich blos an Männer halten, wodurch das zurückhaltende Wesen und die Ernsthaftigkeit bey diesem Geschlechte noch vermehrt wird; Eigenschaften, die der ganzen Nation eigen sind, und aus eben diesen Ursachen auch bey den Spaniern und Portugiesen statt finden, und zwar noch mehr, da der Umgang mit dem schönen Geschlechte bey diesen Völkern noch größerm Zwange unterworfen ist.

Der Palast von St. Marcus ist gewiß der schönste gothische Palast in Europa. Das Aeußere ist wegen der sonderbaren zierreichen Bauart auffallend, und das Innere prächtich und majestätisch. Die großen Säle prangen mit Gemälden, die sich auf die Geschichte der Republik beziehn. Unter andern ist hier die außerordentliche Begebenheit vorgestellt, wie Kaiser Friedrich I. im Jahre 1175 vom Pabst Alexander zu Venedig mit großen Feyerlichkeiten vom Bann losgesprochen wurde. Der Kaiser liegt hier, der Geschichte gemäß, zu den Füßen des Pabsts, und erhält die Absolution. Man erzählt, daß, als Kaiser Joseph II. diesen Palast besah, man aus Delikatesse ihm dieses Gemälde ungern sehen lassen wollte: man bemühte sich daher, seine Aufmerksamkeit auf andre Gegenstände

zu richten; allein vergebens. Der Kaiser wand es gewahr, man sagte ihm mit dem größten Glimpf wovon die Rede sey, worauf er lächelnd versetzte: „*tempi passati!*“ (vergangene Zeiten!)

Eine Sache aber, die einem beobachtenden Reisenden in diesem Palaste mehr als alle Pracht und Seltenheiten auffallen muß, ist das unflätige Betragen der Venetianer, sie mögen zum Palast gehören oder nicht gehören. Ein jeder erlaubt sich hier seine Nothdurft zu verrichten. Nicht allein der Eingang des Palasts, sondern die innern Treppen bis oben zu sind einer Kloake ähnlich; allenthalben sieht man das stinkende Wasser in kleinen Bächen rieseln, und alle Winkel dampfen einem entgegen. Die Edlen, die ihren Antheil hiezu redlich beytragen, achten hierauf nicht, sondern waden mit aufgehobenen Röcken durch. So gehe es bis an die Saalthüren.

Vor diesem Palaste stehen die so berüchtigten steinernen Löwen mit aufgesperrten Rachen, wodurch die Staatsspione oder sonstige Angeber der Staatsinquisition ihre Rapports mittheilen: die Republik hat hier die Dichterideen realisirt, welche uns in die goldne Feenzeit versetzen, wo Drachen

und Löwen, dem Scheine nach unbelebt, allein dennoch sehr furchtbar, die Hüter bezauberter Schlösser waren. In der That beschützen auch diese Löwen im eigentlichsten Verstande den aristokratischen Senat, der im Marcuspalaste thront. Man hat durch sie schon unzählige wichtige Entdeckungen gemacht, gefährliche Unternehmungen in der Geburt erstickt, und flößt noch stündlich durch ihren Anblick Furcht und Schrecken ein.

Einige sind zwar der Meynung, daß dieses jetzt nicht mehr geschiehet, und daß die auf ihre Autorität bis zur Ausschweifung eifersüchtige Republik ihre geheimen Nachrichten durch andere Wege erhalte, allein die Ueberschrift über diese Löwen: *Denunzie secrete*, (geheime Anzeigen) und ihre Communication mit den untern Behältnissen, beweisen hinreichend, zu welchem Gebrauche sie ehemals bestimmt waren, und man kann mit Recht zweifeln, daß dieses so zweckmäßige Mittel abgeschafft worden ist.

Derjenige Theil des Marcusplatzes, der nach dem Hafen zugeht, ist mit zwey Säulen geziert, die eine von schönem Granit, die andere aber nur von gemeinen Steinen, die, wegen der Symmetrie, nachgeahmt wurde, nachdem man aus Unge-

schicklichkeit eine andere von Granit beym Anlan-
den hatte ins Meer fallen lassen. Beide waren
aus Konstantinopel, nach der durch die Venetia-
ner gemachten Eroberung dieser Residenz, hieher
gebracht worden. Zwischen diesen freystehenden
Säulen geschehen die öffentlichen Hinrichtungen
der Uebelthäter, daher ein Begriff von Unehre auf
diesem Zwischenraume ruht, und man auch nie
sieht, daß Personen von Ansehn, noch weniger
Ehle zwischendurch gehen; obgleich ihr schöner
Standplaz und das Gedränge der Menschen ver-
ursachen, daß Tausende diesen Skrupel nicht he-
gen, sondern sowohl wie alle Ausländer diesen durch
nichts übel bezeichneten Raum passiren.

Die Insel Rialto liegt in der Mitte der vielen
Inseln, aus welchen Venedig besteht, und ist gleich-
sam der Mittelpunkt des venetianischen Staats.
Hieher flüchteten die ersten Familien, die bey dem
Einfall der Visigothen in Italien das feste Land
verließen. Unter diesen war Entinopus, ein Bau-
meister, aus der Insel Candia gebürtig, der zu
Padua wohnte, sich aber aus Furcht vor diesen
grausamen Feinden hieher rettete. Rialto, als
die vorzüglichste Insel in den Lagunen, ward von
ihm und seinen Begleitern, die vierundzwanzig

Familien ausmachten, zum Wohnsitz erwählt. Hier baute Entinopus dem heiligen Jakob eine Kirche, die noch vorhanden ist, desgleichen vierundzwanzig Häuser, oder vielmehr Hütten, für seine Gesellschafter, deren Abkömmlinge noch zum Theil die Republik beherrschen. Die zu dieser Insel gehörige so sehr berühmte Brücke ist vom Palladio gebaut, und besteht aus einem einzigen Bogen, der über den großen Kanal geht. Diese Brücke ist ganz von Marmor, der aber hier nicht zur Pracht dient, da er unpolirt einem andern Steine ähnlich sieht; die häßlichen Buden, welche darauf stehen, die vielen Stufen, welche man herauf- und herabsteigen muß, und andere Dinge mehr, machen diese Brücke zur unbequemsten, die man sich denken kann. Sie hat größtentheils ihren Ruf ihrem großen Bogen zu verdanken, dessen künstliche Bauart aber nicht den großen Mangel der Bequemlichkeit ersezt.

So wunderbar die Lage von Venedig auch ist, so ist sie doch einem Fremden nicht so auffallend, als der entsezliche Gestank, der ein Attribut dieses Orts, und den Ankommenden die ersten Tage über ganz außerordentlich lästig ist. Nach und nach aber werden die Geruchsnerven abgestumpft, und

man findet diesen die Stadt umgebenden Umstand erträglich. Daß er der Gesundheit nicht sehr nachtheilig sey, beweist die Anzahl der Sterbenden, die hier verhältnißmäßig nicht stärker als in andern großen Städten ist. Indessen ist die Ursache dieses zunehmenden üblen Geruchs sehr beunruhigend für den Senat; denn trotz aller angewandten Vorsicht, die Lagunen von dem beständig zufließenden Schlamme zu reinigen, so vermehret sich solcher, und das Wasser fällt. Man sieht an vielen Orten die unleugbaren Zeichen von der ehemaligen Höhe des Wassers, die ein unfehlbares Prognosticon der Zukunft sind. Viele sachverständige Männer behaupten sogar, daß diese unglückliche Epoche nicht über zweyhundert Jahr hinauszusetzen sey. Die so sehr bewunderte Stadt würde sodann nicht mehr bewohnbar seyn, unsere Nachkommen würden dahin reisen, sie zu betrachten, wie wir es mit Pompeja thun, bis der Schlamm ganz vertrocknet wäre, und ein anderes Volk mit andern Sitten und Gebräuchen, und wahrscheinlich ohne Staatsinquisition, von den prächtigen Ruinen wieder Besitz nähme.

Die Römische Republik war nicht genauer mit der Existenz der Stadt Rom verbunden, als der

venetianiſche Freyſtaat es mit der Stadt Venedig iſt, da auf dieſer Stadt, Staatsverfaſſung, Geſetze, die Dauer uralter Gebräuche, politiſche Maximen, kurz alles gebaut iſt; Gegenſtände, die bey keiner Republik in der Welt ſo wenig abgeändert worden ſind, wie hier: ſo wie auch keine je geweſen, die ſo lange beſtanden hat. Es iſt daher ſehr natürlich, daß der Senat außerordentlich für die fortdauernde Exiſtenz der Stadt beſorgt iſt, denn man kann Venedig als ein ungeheures ſteinernes Schiff betrachten, das Natur und Kunſt ſeit ſo vielen Jahrhunderten vor Anker halten. Alle zu deſſen Erhaltung gehörige Vorſchläge geſchickter Waſſerbaumeiſter werden daher auch mit großer Aufmerkſamkeit angehört, und ſehr oft befolgt. Man ſcheuet hiebey keine Koſten. Die vornehmſten Reinigungsmittel, die man jezt braucht, ſind ungeheure künſtlich erbaute Maſchinen, die auf dem großen Kanal ſchwimmen, und den Schlamm abzuleiten dienen; ein wirkſames, aber der Größe des Endzwecks bey weitem nicht angemeſſenes Mittel.

Auch läßt die Republik bey Paleſtrina, einem kleinen Orte, eine Mauer im Meere, als einen Damm gegen dieſes furchtbare Element aufführen.

Man arbeitet ſchon ſeit vielen Jahren an dieſer Mauer, die nach dem Plan zwölf italieniſche Meilen lang werden ſoll. Das Werk geht aber ſehr langſam von ſtatten, und dürfte wahrſcheinlich nie geendigt werden. Björnſtähl, ein Reiſender, der, wenn es nicht auf Bibliotheken und Handſchriften ankam, ſich alles was man wollte aufheften ließ, und ohne es zu überdenken niederſchrieb, berichtet im ganzen Ernſte und ſehr umſtändlich, daß jeder Kubikfuß dieſer Mauer an Arbeitslohne zwanzig, mit den Materialien aber an ſechzig Zechinen koſte. Man berechne eine hohe, dicke, und zwölf italieniſche Meilen lange Mauer nach dieſer Angabe, ſo kommt eine größere Summe heraus, als alles gemünzte und ungemünzte Gold und Silber auf der ganzen Erde beträgt. Und doch verſichert man, daß ſchon ein Drittel dieſes ungeheuern Werks vollendet ſey, welches der Regierung denn, mit dem gelehrten Björnſtähl zu rechnen, nur die Summe von ungefähr tauſend Millionen Zechinen in dreißig oder vierzig Jahren gekoſtet haben würde. Es iſt indeſſen gewiß, daß die Koſten außerordentlich ſind, daß ſie aber durch die Größe der Gefahr vollkommen gerechtfertigt werden.

Dieſes Uebel war im ſechszehnten Jahrhundert ſchon ſo groß, daß es den Untergang der damals ſo blühenden Republik drohte. Ein Dominikanermönch aber rettete die Stadt, und erwarb ſich dadurch ein ſo großes Verdienſt, daß der Senator Cornaro öffentlich erklärte, dieſer Mönch ſey der zweite Stifter von Venedig. Dieſer auch in der Mönchskutte große Mann hieß Giocondo, und iſt in Deutſchland ſehr wenig bekannt, daher ich hier eine nähere Nachricht von ihm geben will. Er war ein Venetianer, trat ſehr früh in den Orden, und ging gleich darauf nach Rom, um dort zu ſtudieren. Er lernte die alten Sprachen, und machte ſich mit den claſſiſchen Schriftſtellern durchaus bekannt. Darauf gab er die Werke des Vitruvius und Vegetius mit Commentarien und Figuren heraus. Dieſe Arbeit entwickelte ſein großes Talent zur Baukunſt, wovon er bald einen auffallenden Beweis gab. Die große ſteinerne Brücke zu Verona war in Gefahr durch den Fluß Addige zu Grunde gerichtet zu werden; man wußte nicht, wie man die Grundpfäle ſichern ſollte. Giocondo ſagte, daß er das beſte Mittel in den Commentaren des Cäſars gefunden habe. Er bediente ſich daher derſelben Methode, die dieſer große Feld-

herr gebrauchte, eine Brücke über die Rhone zu bauen. Die Unternehmung glückte, und der Ruhm dieſes Künſtlers wurde gegründet. Der König von Frankreich Ludwig XII. ließ ihn nach Paris kommen, wo er unter andern auch die noch vorhandne Brücke Notre Dame erbaute. Bald nachher geſchah es, daß er ſeinem Vaterlande oben berührten großen Dienſt leiſtete. Das Waſſer der Brenta führte unaufhörlich Sand und Schlamm in die Lagunen; dieſer Unrath häufte ſich ſo ſehr an, daß man fürchtete, ſie würden in kurzem zur Schiffahrt untauglich werden. Giocondo ließ einen Kanal graben, der einen Theil dieſer Wäſſer nach der Seite von Chioggia leitete, wodurch der andere Theil dahin gebracht wurde, mit ſolcher Schnelligkeit in die Lagunen zu ſtrömen, daß ſie von ihrem Schlamm gereinigt wurden. Da einige Zeit nachher die große Brücke von Rialto nebſt vielen andern Brücken durch eine Feuersbrunſt verzehrt wurden, ſo verlangte man von Giocondo Entwürfe, dieſe Brücken wieder aufzubauen. Er gab ſie, ſie wurden aber nicht befolgt; ein Vorfall, der ihn ſo kränkte, daß er ſich nach Rom begab, woſelbſt er auch in einem hohen Alter ſtarb, nachdem er in Vereinigung mit Raphael und Sangallo den Bau der Peterskirche dirigirt hatte.

Die groſſe Menge der Brücken, wodurch die Inſeln zuſammengehangen werden, ſind alle von einem Bogen und ohne Geländer. Es iſt merkwürdig, daß demungeachtet es ſehr ſelten iſt, daß Perſonen ins Waſſer fallen. Dieſes kommt vorzüglich daher, weil die Venetianer, ſo wie die Italiener überhaupt, der Trunkenheit ſehr wenig ergeben ſind. Ein Umſtand, der in dieſer Stadt zu bewundern iſt, wo die Einwohner ſo vielen andern Zeitvertreibs beraubt ſind. Es giebt hier erwachſene Perſonen, die in ihrem Leben kein Pferd geſehn haben. Indeſſen ſind einige hier, die in Reitſtällen gebraucht werden. Leute, die nie auf dem feſten Lande geweſen ſind, haben keine Begriffe von Kutſchen, Laſtwagen, Karren, Pflugſcharen, Gärten und hundert andern Dingen, die von der Cultur eines Volks ganz unzertrennlich zu ſeyn ſcheinen. Alles dieſes iſt ſonderbar und auszeichnend, und würde in einem wahren Freyheitsſitze die auſſerordentlichſten Wirkungen hervorbringen.

Die Republik hat in einem kleinen Bezirk ſehr anſehnliche Städte, als Padua, Verona, Vincenza, Bergamo und Breſcia. Padua, eine Stadt, die viele Jahrhunderte lang wegen ihrer

Macht und als ein Sitz der Gelehrsamkeit berühmt war, stellt jezt dem Reisenden ein trauriges Bild der Vergänglichkeit dar. Die Armuth dieser so großen Stadt ist über alle Vorstellung. Hin und wieder sieht man prächtige Kirchen und Paläste, als Denkmäler des vormaligen Flors; allein diese liegen entweder in Feldern, oder stecken in engen, krummen und kothigen Straßen, wo alle Kunst eines Pälladio gleichsam verloren ist, die dieser große Baumeister hier vorzüglich gezeigt hat. In diesen dunkeln Straßen sieht man die armseligen Einwohner in Lumpen gekleidet, bleich und abgezehrt, die, Gespenstern ähnlich, in diesen Gemäuern zu spuken scheinen. Hiezu kommt die Tracht, da Männer und Weiber in abscheulichen Mänteln eingehüllt sind, die Menge der Mönche, die man in ganzen Gruppen sieht, und die vielen Klöster, die unaufhörlich durch ihr trauriges Geläute die Ohren betäuben; kurz, lauter Dinge, welche die Menschheit herabwürdigen und die Freuden des Lebens verscheuchen. Die Unwissenheit hat daher auch in dieser sogenannten gelehrten Stadt ihren Hauptsitz, obgleich sie noch immer ihren alten Beynamen *la dotta* führt. Der Aberglaube ist selbst in Neapel nicht stärker als hier, wo die Einwohner

das Grab des heiligen Antonius beständig vor Augen haben. Die Ehrerbietung für diesen Heiligen ist so groß, daß man ihn ausschließungsweise den Heiligen (il santo) nennt. Die ihm gewidmete Kirche ist eine der prächtigsten in Italien, und von dem berühmten Nicola von Pisa erbaut. Vorzüglich merkwürdig sind darin die überaus schönen Basreliefs, die größtentheils von Nikold selbst sind, und die Wunder des Heiligen vorstellen, wobey denn auch seine den Fischen gehaltene Predigt nicht vergessen worden ist. So außerordentlich aber auch die Armuth der Stadt ist, so unermeßlich sind doch die Reichthümer, die bey dem Grabe dieses Heiligen ganz unsinnig verschwendet worden sind, und welche die einigen weit übertreffen, die man in Prag und Neapel bey den Gräbern des heiligen Nepomuks und des heiligen Januarius sieht.

Es herrscht in Padua ein sehr sonderbarer Gebrauch, der auch in einigen andern Städten der Lombardey statt findet. Wenn jemand seine Schulden nicht bezahlen kann, und so arm ist, daß er nicht fünf Lire im Vermögen hat, so hängt es von dem Schuldner ab, sich durch eine förmliche gerichtliche Erklärung dieser großen Armuth von

allen Anſprüchen ſeiner Gläubiger zu befreyen. Allein mit dieſer Erklärung iſt eine Ceremonie verbunden, die ſo ſchimpflich iſt, daß dieſes Hülfsmittel höchſtſelten gebraucht wird. Der Schuldner muß ſich nämlich auf einen Stein vor dem Rathhauſe mit dem bloßen Hintern ſetzen, und ſich in dieſer Stellung eine Stunde lang von dem Volke begaffen laſſen, bey welcher Scene die Sbirren präſidiren. Die mit dieſer Ceremonie verknüpfte Infamie, die ſo groß iſt, als wenn jemand in Deutſchland gebrandmarkt wird, verurſacht die Seltenheit dieſer Farçen, die ſonſt in einer ſo armen Stadt, wie Padua, täglich geſehn werden, und folglich alle Wirkung verlieren würden.

Vincenza iſt die Vaterſtadt des Palladio, die er auch mit prächtigen Gebäuden zierte. Kein Denkmal iſt aber von ihm merkwürdiger als das olympiſche Theater, das er hier auf Anſuchen einer gelehrten Geſellſchaft erbaute, welche den Namen der olympiſchen angenommen hatte, und ein Modell von den Theatern der Alten zu haben wünſchte. Palladio nahm das Theater des Marcellus in Rom zum Muſter, und führte ſeine Unternehmung vortreflich aus: unglücklicherweiſe aber ſtarb er, ehe das Gebäude ganz vollendet, und die nö-

thigen

ohigen Zierrathen angebracht waren. Dieſes übernahm Scamozzi, der aber ſehr unſchicklich dabey verfahren iſt. Dennoch iſt es jezt die größte Zierde der Stadt. Palladio commentirte den Vitruvius, den Cäſar und auch den Polybius. Dieſe Werke ſind aber nie gedruckt worden, und liegen wahrſcheinlich noch in irgend einer Bücherſammlung vergraben.

So klein der venetianiſche Staat iſt, ſo wird doch, ihn zu regieren, alles angewandt, was nur die feinſte Staatskunſt erfinden kann. Nahe an einander liegende Städte werden von der Regierung auf eine äußerſt verſchiedene Weiſe behandelt; eine Politik, wovon man in keinem andern europäiſchen Staate ähnliche Beyſpiele findet. Vincenza und Bergamo, wovon ſich erſtere freywillig der Republik ergeben hat, und leztere von unruhigen und verzweifelten Leuten bewohnt wird, welche die geſchickteſten Banditen in Italien ſind, werden ſehr gelinde behandelt. Dieſe immerfort dauernde Erkenntlichkeit gegen Vincenza macht dem Senat Ehre; auch iſt unter allen Städten dieſe der Regierung am meiſten ergeben. In Anſehung der Stadt Bergamo iſt es nicht Großmuth, ſondern Furcht. Die Lage des Orts, der Cha-

rakter ſeiner Einwohner, die man oft in Haufen bewaffnet auf der Landſtraße mit Contrebande antrifft, machen dieſe Nachſicht eines unmächtigen Staats nothwendig. Eben dieſe Nachſicht hat man auch mit der Stadt Breſcia, wegen der Lage an der mailändiſchen Gränze. Verona aber wird ganz anders behandelt, da man weiß, daß dieſe Stadt gar nicht venetianiſch-geſinnt iſt, ſondern lieber die Oberherrſchaft des öſterreichiſchen Hauſes wünſchet, deſſen Staaten ans veroneſiſche Gebiet gränzen. Die unweit von hier gelegene kleine kaiſerliche Stadt Roveredo, die einen blühenden Handel hat, erregt beſtändig bey den Veroneſern die Idee, was ihre große Stadt unter dieſem Zepter ſeyn könnte, und rechtfertigt noch mehr ihre Abneigung gegen ihre ariſtokratiſche Regierung. Daher wird auch ohne Nachſicht gegen ſie verfahren, als gegen reine Stadt, von der die Dauer des Beſitzes ungewiß iſt.

Man gab hier dem Kaiſer im Jahre 1771 bey ſeiner Durchreiſe ein Feſt, welches das einzige in ſeiner Art war, und ihn außerordentlich überraſchte. Es war zwar nur ein Stiergefecht, allein es wurde im alten römiſchen Amphitheater gehalten, deſſen Inneres, wie bekannt, noch ganz die alte Struc-

tur hat, und sorgfältig unterhalten wird. Man nennt es hier Arena. Von allen römischen Alterthümern, deren Reste man noch in so vielen Ländern sieht, hat nichts der Zeit so sehr widerstanden, als dieses merkwürdige Gebäude. Die Form desselben ist oval, und überhaupt ist die Bauart im Geschmack des Coliseums in Rom. Die Länge ist 464, und die Breite 367 Fuß. Es faßt 22000 Zuschauer.

Der Kaiser hatte dieß Amphitheater schon mit Bewunderung gesehn, als er vom Gouverneur der Stadt zum Schauspiel dahin eingeladen ward, dessen Einrichtung aber man für den Monarchen ganz geheim hielt. Man führete ihn zum Eingange, der eben nicht außerordentlich vom Volke berennt war, er ahndete also nichts ungewöhnliches. Er stieg die alten römischen Gänge hinauf: auf einmal kam er durch eine Oeffnung zu seinem Sitze, und erblickte nun in diesem engen Bezirke alle Einwohner der Stadt und der benachbarten Dörfer, die das Amphitheater von oben bis unten angefüllt hatten, und die sich sogleich erhoben und ihn mit Händeklatschen empfingen; ein Anblick, der den Kaiser ganz außer sich setzte.

Von allen Städten des venetianischen Gebiets aber fühlt Padua, dessen elender Zustand oben beschrieben ist, das Unglück einer harten Regierung am meisten. Die stärksten Auflagen, die strengsten Gesetze, unerbittliche Strafen bey kleinen Vergehungen, und Verhinderung aller Maaßregeln, die zum Wohl des Orts gereichen. Daher die unbeschreibliche Armuth einer Stadt, die an Größe wenigen in Italien nachsteht, und eine Bevölkerung von vierzigtausend Seelen hat. Auf solche Art rächt sich Venedig für alle Unruhen und Gefahren, die Padua, als es einst blühend und unabhängig war, ihr so viele Jahrhunderte lang verursachte.

Bey der jetzigen europäischen Staatsverfassung kommt die Republik Venedig in keine Betrachtung, und ihre so lang erhaltene Unabhängigkeit beruht blos auf der Enthaltsamkeit ihres mächtigen Nachbars, in dessen Händen ihr Schicksal ist.

Vierter Abschnitt.

Mailand. Sitten der Mailänder. Adel. Liebe zum Landleben. Neues Theater. Domkirche. Der heilige Karl Borromeo. Sardinischer Hof. Adel. Charakter der Piemonteser. Flor von Piemont. Staatsverwaltung. Nizza. Militärverfassung des Sardinischen Staats. Truppen-Parallele. Einkünfte des Königs. Parma. Piacenza. Ferrara. Bologna. Seltenheit des Diebstahls in Italien und dessen Ursache. Bolognesischer Adel. Universität. Der Fluß Rubicon. Ancona. Loretto. Heiliges Haus. Religionsschwärmerey einer großen deutschen Fürstin.

Kein Theil von Italien sieht einem Garten so ähnlich, als die Lombardey. Dieses schöne Land ist am meisten bevölkert, und am besten angebaut. Mailand ist darin die größte Stadt, so wie sie auch nach Rom die größte in Italien ist. Indessen ist sie, nach Verhältniß ihrer Größe, nicht stark bevölkert. Diese Stadt hat von den ältesten Zeiten her das Loos gehabt, unaufhörlich ihre Herren zu wechseln. Die Sitten der verschiedenen Beherrscher haben auf die Sitten der Einwohner gewirkt, daher diese sich auch von allen andern Italienern auszeichnen. Was bey einzelen Personen

kaum merklich iſt, wird hier im Ganzen auffallend. Die Spanier haben hier eine gewiſſe Grandezza hinter ſich gelaſſen, die beſonders dem Adel eigen iſt. Die Franzoſen, durch ihre beſtändigen Kriege in dieſem Lande, haben den ſteifen italieniſchen Geſellſchaftston bey den Mailändern gemildert, den Umgang mit dem Frauenzimmer befördert, und überhaupt einen gewiſſen Grad von Geſelligkeit eingeführt, die in ganz Italien nicht ſo wie hier herrſcht. Den Oeſterreichern haben die Mailänder hingegen die bey ihren italieniſchen Landsleuten unbekannte Gaſtfreyheit zu verdanken, die aus Wien, dem größten Sitze dieſer geſellſchaftlichen Tugend, hieher kam; auch kann man die hier herrſchende Gutherzigkeit vielleicht als ein Erbtheil von den Deutſchen betrachten.

Unter der weiſen Adminiſtration des vortreflichen Grafen von Firmian wurde ſehr viel Gutes bewirkt. Er hatte eine ſehr ausgedehnte Gewalt, die nie ein Miniſter beſſer benutzte. Der ſtolze Adel ſelbſt war mit ſeinem Betragen zufrieden, und ſchätzte ihn hoch. Dieſer Adel iſt ſehr zahlreich und reich; auch liebt er den Pomp außerordentlich, welchen er in prächtigen Kutſchen, vielen Pferden und Laufern zeigt. Dieſe leztern halten

Mailand für die hohe Schule ihrer Kunst, daher von hier aus nicht allein ein großer Theil von Italien, sondern auch die südlichen Provinzen Deutschlands mit Laufern versorgt werden. Der Lohn dieser Geschöpfe an diesem ihren Stapelplaz ist natürlich wegen der Menge geringe, deswegen halten auch einzele Edelleute deren drey, viere, auch mehrere. Ihr Hauptgeschäft ist, ihre Herrschaften nach dem Corso zu begleiten; ein Spazierplaz, woselbst sich der Adel täglich bey gutem Wetter gegen Abend einfindet, nicht um daselbst spazieren zu gehen, sondern in Kutschen auf und nieder zu fahren. Keine Conversation findet statt, außer auf einen Augenblick, wenn sich die Wagen einander begegnen. Die einzige Absicht dieser Spazierfahrer ist zu sehen, oder vielmehr gesehen zu werden. Diese abgeschmackte Ergötzlichkeit ist allen großen Städten in Italien gemein.

Sonst zeichnet sich der mailändische Adel noch durch die Liebe zum Landleben aus; denn im Sommer verlassen die vornehmen Familien ihre Hauptstadt, und bringen den größten Theil dieser Jahreszeit und den ganzen Herbst auf ihren schönen Landsitzen zu, die fast alle in einem reizenden District, Monte di Brianza genannt, liegen. Ein

Theil dieſer Landhäuſer führt den Namen Capuccinas, weil ſie nach dem Muſter der Capucinerklöſter erbaut ſind, und viele kleine zellenförmigen Zimmer für die Wohnung der beſuchenden Freunde haben, die ſich zahlreich einfinden, von einer Capucina zur andern herumſchwärmen, und die Gaſtfreiheit benutzen.

Man hat in Mailand ein neues Theater erbaut, das nur vor wenig Jahren fertig geworden iſt, und für das größte und ſchönſte in Italien gehalten wird. Es hat aber den kleinen Fehler, daß man wegen der Größe in der Entfernung nichts ſehen und nichts hören kann. Die Logen des Adels ſind ſo groß, daß man ſie für Zimmer anſehen könnte: überdem ſind ſie alle prächtig möblirt mit koſtbaren Tapeten, Wandleuchtern, Spiegeln und Sophas, nach dem Geſchmack der Eigenthümer; welche Verſchiedenheit eine ſehr ſchöne Wirkung thut. Eine jede Loge hat ein daran ſtoßendes Cabinet, manche auch zwey zum Abtreten. Man hat für alle Bedürfniſſe ſehr ſinnreich geſorgt, und nicht allein die Thüren, ſondern auch die Oefnungen gegen dem Theater zu werden nach geendigter Vorſtellung mit Schlöſſern verwahrt. Für das Eigenthumsrecht einer ſolchen Loge ſind bey Erbauung

dieſes Theaters zwey-, drey-, auch viertauſend Scudi bezahlt worden. Dagegen aber iſt das Abonnement geringe. Ich ſah in dieſem Schauſpielhauſe die ſchönſte und prächtigſte Theaterverzierung, die mir je in Italien zu Geſichte gekommen iſt. Sie gehörte zu einem Ballet, Cleopatra betitelt, worin nicht getanzt, ſondern geſprungen wurde. Nie hab ich eine ſo elende pantomimiſche Vorſtellung eines heroiſchen Sujets geſehn, als dieſe. Es war die größte Parodie auf die in der Geſchichte ſo berühmte Begebenheit, welche der Cleopatra und dem Antonius den Tod, und der Welt einen neuen Beherrſcher verſchaffte. Der Decorateur hatte indeſſen alle Kunſt angewandt, den Zuſchauer in die unterirdiſchen Gewölbe von Alexandria zu verſetzen, und es war ihm bis zur Bewunderung gelungen. Die Grimaſſen der Springer aber vernichteten die kurze Täuſchung, die bey einem guten und wohlvorgeſtellten Trauerſpiele fortdauernd und hinreißend geweſen ſeyn würde.

Die ſo ſehr geprieſene Domkirche hat wenig Auffallendes. Eine große Menge Statuen und ein Reichthum von Marmor iſt das vorzüglichſte an derſelben. Wie bekannt, wird daran beſtän-

dig gebaut, und zwar mehr das Eingefallene wieder herzustellen, als den Bau zu vollenden. Man führt Vermächtnisse, Clausuln und andere Gründe zur Rechtfertigung dieser architektonischen Farçe an, die so lange dauern wird, bis ein Machtspruch endlich dem Spiele ein Ende macht. Das Innere dieser Kirche, oder vielmehr das Gebäude, so wie es jezt dasteht, wurde bereits im funfzehnten Jahrhundert durch Cezariani geendigt, nachdem der berühmte Baumeister Bramante, Lehrer des großen Raphaels, den Bau untersucht hatte.

Der Schutzpatron von Mailand ist der heilige Karl Borromeo. Wenn einer aus der ganzen Legende Achtung verdient, so ist es gewiß dieser Heilige, der, außer seiner Frömmigkeit und Gottesfurcht, durch ein thätiges Leben voller Wohlthaten, die man noch empfindet, auf die Verehrung seiner Landsleute ein gegründetes Recht hat. Seine Reichthümer sezten ihn in den Stand, viele Stiftungen zu machen, und überhaupt viel Gutes zu bewirken. Er wurde bereits in einem Alter von zweyundzwanzig Jahren Erzbischof, und starb sechsundvierzig Jahr alt. Dieser Todesfall erfüllte ganz Mailand mit Verzweiflung. Der Ruf

des Verstorbenen, das Flehen seiner hinterlassenen Mitbürger, seine vornehme Familie, deren Reichthümer wahrscheinlich hiebey nicht müßig lagen, alles dieß bewog den römischen Hof, dießmal die so lange hergebrachte Gewohnheit bey Seite zu setzen, vermöge welcher die Canonisation eines Heiligen erst nach funfzig Jahren geschehen kann. Sie geschah dießmal nach dreißig. Die Mutter des Heiligen, eine Dame in sehr hohem Alter, lebte noch, und genoß eines Vergnügens, das noch nie einem christlichen Weibe zu Theil worden war, nämlich ihren Sohn in allen Kirchen verehrt, und alle Knie vor seinem Bilde gebeugt zu sehen.

Man fand hier in einer Privatbibliothek 1756 die Werke des Bramante in Manuscript, die dieser berühmte Mann über die Baukunst, Malerey und die Künste überhaupt geschrieben hat. Sie sind in italienischer Sprache gedruckt, ich zweifle aber sehr, daß sie ins Deutsche übersezt sind.

* * *

Der Sardinische Hof genießt seit langer Zeit den Ruhm, sowohl in der Staatskunst, als im Finanzfach und in der Militärverfassung, ein Muster zu seyn. In der That ist die durch alle Künste der Politik erworbene Krone und das respektable Ansehn, worein sich dieser kleine Staat gesezt hat und noch erhält, ein Beweis einer vortreflichen Staatskunst. Zu dem System derselben waren durchaus viele Truppen nöthig, und diese zu unterhalten, sezte eine wohlgeordnete Staatswirthschaft voraus, die man hier auch findet. Der König ist selbst ein großer Oekonom: alles an seinem Hofe sogar wird mit einer ausnehmenden Sparsamkeit verwaltet. In keiner großen Stadt in Italien ist der Adel so arm wie hier, daher er auch mit geringen Besoldungen zufrieden ist. Diese sind selbst den Ministern an auswärtigen Höfen sehr sparsam zugemessen, wie denn z. B. die sardinischen Gesandten in Holland und Genua jährlich nach deutschem Gelde nur dreytausend Reichsthaler haben.

Kein Edelmann darf reisen, ohne ausdrückliche Erlaubniß des Königs; diese muß er auch haben, wenn er andern Mächten dienen will.

Mein Geld außerhalb Landes zu leihen, iſt durchaus verboten. Der Adel iſt hier käuflich, ſo wie in ganz Italien. Wenn ein Fremder ſich in dieſem Lande etabliren will, ſo muß er ſich förmlich naturaliſiren laſſen, und den Eid der Treue ſchwören.

Der Charakter der Piemonteſer zeichnet ſich durch eine den Italienern ungewöhnliche Ernſthaftigkeit aus. Es iſt merkwürdig, daß Piemont weder in alten noch in neuern Zeiten, ſo weit die Jahrbücher des Landes reichen, einen Dichter erzeugt hat; auch nie iſt ein Improviſatore in dieſem Lande geboren worden. Ja man wirft den Piemonteſern vor, daß ſie bey den ſchönſten Gemälden des Arioſt und Taſſo unempfindlich ſind, die andere Italiener in Entzücken ſetzen. Indeſſen haben ſie einige Wiſſenſchaften mit gutem Erfolg bearbeitet, als die Mathematik, Medizin und Rechtsgelehrſamkeit. Ihre Künſtler aber können ſich nicht mit denen in andern Provinzen Italiens meſſen; dagegen werden die Piemonteſer für die feinſten Spieler in Europa gehalten.

Da der Adel hier arm iſt, und eine Abneigung gegen Wiſſenſchaften hat, ſo drängt ſich jeder Edelmann zu Kriegsdienſten. Dieſe ihre Unwiſſenheit

geht so weit, daß man nur wenige findet, die das eigentliche italienisch, und noch weit wenigere, die lateinisch verstehen. Die andern Stände folgen diesem Beyspiele, daher die Bigotterie in keiner Provinz Italiens stärker ist, als hier. Sonst gehört noch zum Charakter dieser Nation, daß sie große Verehrer der Franzosen, dagegen geschworne Feinde der Genueser sind, und alle andre Italiener verachten, die ihnen dafür nichts schuldig bleiben.

Die Piemonteser werden übrigens für die italienischen Gascogner gehalten. Es ist wahr, daß sie einen zu hohen Werth auf ihre sonst wohlgegründeten Vorzüge legen. Ihr Land ist in größerm Flor, als irgend eines in Italien, so wie sie auch alle andern Nationen dieses Erdraums an Thätigkeit und Industrie übertreffen. Ein gleiches gilt von der guten Ordnung, die in allen Theilen der Staatsverwaltung herrscht; ja selbst die Polizey, die fast allenthalben in Italien schlecht ist, zeichnet sich hier aus, ob man gleich noch viele wesentliche Dinge vermißt. So ist z. B. die Hauptstadt selbst nicht des Nachts erleuchtet, und andere Dinge mehr. Indessen fehlt es nicht an der jenseit der Alpen so seltenen Reinlichkeit, wo-

von der König in seinem Palaste das Beyspiel giebt. Da Regelmäßigkeit in diesem Lande gleichsam einheimisch ist, so ist auch die Residenzstadt in ihrer Bauart ein Muster derselben, das man aber glücklicherweise nirgends nachahmt; denn die große Einförmigkeit ist zwar anfangs auffallend, ermüdet aber bald. In der Po-Straße z. B. die zu den besten in Turin gehört, sind alle Häuser von einerley Höhe, wodurch alle Annehmlichkeit fürs Auge verloren geht.

Der Flor von Piemont beruht vorzüglich auf dem Seidenhandel. Die Engländer allein holen jährlich für zweymalhunderttausend Pfund Sterl. Seide aus diesem Lande, und zwar größtentheils für baares Geld, da auf die englischen Manufakturwaaren hier so hohe Zölle gelegt sind, daß man sie nicht viel besser als für ein gänzliches Verbot ansehen kann. Sollten die Engländer einst einen bessern Markt zum Einkauf dieser Waare finden, so würde nicht allein der piemontesische Handel einen tödtlichen Stoß leiden, sondern der Flor des Landes überhaupt mit einemmale aufhören.

Die Tabaksmanufakturen gehören hier dem Könige, daher der Tabak sehr theuer verkauft wird, und die grausamsten Gesetze wider die Schleich-

händler Statt haben. Wer heimlich mit dieſem Bedürfniß handelt, wird lebenslang auf die Galeeren geſchmiedet.

Obgleich die Staatsverwaltung in dieſem Lande, in Rückſicht auf andre italieniſche Provinzen, auszeichnend iſt, ſo ſind öffentliche Anſtalten, die viel Geld koſten, hier doch ſehr ſelten. Wenn man z. B. eine Brücke über den Fluß Var baute, und von Nizza nach Genua eine Landſtraße anlegte, ſo würden die Reiſenden nicht nöthig haben die Alpen zu paſſiren, ſondern von Frankreich aus lieber dieſen weit bequemern Weg nehmen, und Nizza noch mehr in Flor bringen.

Dieſe Stadt wird ſehr ſtark von den Engländern beſucht, deren Aufenthalt, nächſt dem Handel, ihr beſter Nahrungszweig iſt; dennoch wird gar nicht für die Bequemlichkeit dieſer Geld bringenden Ausländer geſorgt, die hier zu halben, ja ganzen Jahren wegen ihrer Geſundheit bleiben: ſie finden nirgends in Privathäuſern möblirte Zimmer, und ſind daher genöthigt, ganze Häuſer zu miethen, wo es an allem fehlt. Das hieſige ſchöne Clima kömmt großentheils von den ans Meer gränzenden Alpen her, die hier ein Amphitheater bilden, die Stadt

und

und das dazu gehörige Land umringen, und die Nordwinde abhalten.

Unweit Nizza fiel 1744 ein Treffen vor, zwischen den vereinigten französischen und spanischen Armeen, und einem großen Corps sardinischer Truppen, das auf steilen Anhöhen postirt stand. Die Verbündeten wurden mit einem Verluste von viertausend Mann zurückgeschlagen. Da die piemontesischen Bauern die Todten begruben, fand man eine große Menge spanischer Soldaten, die beschnitten waren, wodurch die Sage bestätigt wird, daß Spanien noch voller heimlichen Juden ist, die sich häufig unter allen Volksklassen befinden, und blos wegen der Inquisition die christliche Larve tragen.

Man hat gewöhnlich von der Macht dieses Staats sehr unrichtige Begriffe, und unsere Zeitungsschreiber ermangeln nie, wenn von Allianzen die Rede ist, den König von Sardinien mit hinein zu flechten, um das Gleichgewicht von Europa zu erhalten; ein Fürst, der, ohne Subsidien zu bekommen, nach hinreichender Besetzung aller seiner Festungen, nur wenige tausend Mann ins Feld stellen kann. Dieses kommt von dem nicht allein in Deutschland, sondern auch fast durchaus herr-

schenden Vorurtheile her, daß nämlich die Truppen des Königs von Sardinien vortreflich wären. Ein deutscher sachkundiger Beobachter aber wird sie im Wesentlichen eben nicht viel besser als alle andre italienische finden. Sie zeichnen sich nicht aus, weder durch einen martialischen Geist, noch durch hohe Begriffe von Ehre, die selbst, wenn sie überspannt sind, hier eher nutzen als schaden, noch weniger durch ihre Kriegsübungen und Kenntniß der Taktik, sondern blos durch das Aeußere. Es herrscht bey ihnen eine gewisse Ordnung und Regelmäßigkeit, wovon die andern Truppen in Italien nichts wissen. Hiezu kommt ein richtiger Sold. Die vielen Festungen in Piemont veranlassen schlechterdings eine Art von Ordnung beym Militärdienste, die bey vielen Reisenden die vortheilhaftesten Begriffe von ihrer Kriegskunst erzeigt haben, zumal in Vergleich mit ihren Nachbarn; desgleichen verursacht diese Menge Festungen, daß sich mancher Offizier auf die Befestigungskunst legt, und sich darin auszeichnet. Alles dieses aber macht die hiesigen Truppen, ob man ihnen gleich Muth nicht absprechen kann, doch noch nicht vortreflich, daher die ganze jezt nicht viel über zwanzigtausend Mann betragende sardi-

niſche Armee in freyem Felde gegen eine Berliner Wachtparade wohl nicht lange aushalten dürfte.

Manche haben den Ausdruck von der Berliner Wachtparade für eine Hyperbel gehalten. Es würde unanſtändig für einen Schriftſteller ſeyn, der nach Wahrheit in ſeinen Urtheilen ſtrebt, wenn er bey einer ernſthaften Materie, da von einem anſehnlichen Staat die Rede iſt, ſich zu deſſen Verkleinerung figürlicher Ausdrücke bedienen wollte. Ich erkläre alſo hiemit, obige Worte nach genauer Ueberlegung niedergeſchrieben zu haben. Nur muß man ſich dabey von einer Berliner Wachtparade beſtimmte Begriffe formiren. Sie beſteht in einem großen Theile der zahlreichſten Garniſon in Europa, und wird täglich in viele abgeſonderte Haufen verſammelt. Dieſe Haufen ſtellen vereinigt ein beträchtliches Corps dar, das ſchon allein, in Verhältniß ſeiner Anzahl, in den vorigen Jahrhunderten das Schickſal ganzer Provinzen auf dem Schlachtfelde hätte entſcheiden können. Die Garniſon ſelbſt aber enthält auszeichnende Regimenter derjenigen Truppen, die alle Nationen einſtimmig für die beſten Krieger in der Welt halten. Einige dieſer Regimenter, worunter auch dasjenige iſt, wobey ich die Ehre gehabt habe zu

dienen, sind nicht allein wegen einem seltenen Grad von Disciplin und kriegerischem Muth berühmt, sondern würden auch, ohne die Schlacht bey Hochkirch, wo die Preußen mehr durch die Macht combinirter Unfälle, als durch die Tapferkeit des Feindes zum Weichen gebracht wurden, und wo ihr vortreflicher Rückzug einen Sieg werth war, noch bis auf den heutigen Tag im eigentlichsten Verstande unüberwindlich genannt werden können. Nie waren sie sonst Theilnehmer an einer verlornen Schlacht, wohl aber an den zahlreichen, für die preußischen Truppen und ihre Feldherren so ehrenvollen Siegen. Viele charakteristische Züge edler preußischer Krieger sind unbekannt, so würdig sie auch sind für die Bewunderung künftiger Zeitalter aufbehalten zu werden, wo der deutsche Patriotismus vielleicht mehr wie jezt gelten wird. Ich weiß deren manche, die, gehörig dargestellt, auch nach Jahrhunderten in der Geschichte glänzen würden, da sie ganz den altrömischen Stempel haben; ich würde es aber einem Patrioten aus mancherley Ursachen verdenken, wenn er sie niederschreiben wollte.

So viel zu meiner Rechtfertigung, daß ich die wohlgeordnete, aber im Kriege jezt ungeübte, und

mancher militäriſchen Kenntniſſe mangelnde Armee des Königs von Sardinien nicht vorſezlich unter ihrem Werthe herabgewürdigt habe. Dieſer Monarch iſt jedoch ein wichtiger Bundsgenoſſe für jeden Fürſten, der genöthigt iſt im nordlichen Theile von Italien Krieg zu führen; er iſt, ungeachtet ſeines kleinen Heers, wegen der vielen feſten Oerter nicht leicht zu bezwingen, ja dieſe Feſtungen, welche dem Sieger oft alle im freyen Felde erkämpften Vortheile vereiteln, ſind es eigentlich, die den König von Sardinien zur furchtbarſten Macht in Italien machen, welches aber in der politiſchen Waagſchale von Europa wenig ſagen will. So gering übrigens die Anzahl der ſardiniſchen Truppen iſt, ſo zählte man doch dabey vor vier Jahren ſiebenzig Generals.

Der königliche Titel, wenn er gleich dem Regenten ein höheres Anſehen verſchafft, trägt doch, zur Vermehrung ſeiner Macht nicht das geringſte bey, weil dieſe blos auf dem Werthe ſeiner Staaten beruht. Das Königreich Sardinien bringt dem königlichen Schatze faſt gar nichts ein, da deſſen geringe Einkünfte kaum für den im Lande befindlichen Civil- und Militär-Etat hinreichen. Eine gleiche Bewandniß hat es mit Savoyen, ſo daß alles von

dem Herzogthume Piemont abhängt; daher man ſagen kann, daß hier der Herzog den König ernährt. Die Einkünfte dieſes Landes ſind zwar ſehr beträchtlich; allein nicht ſo, daß der König auf dem politiſchen Theater von Europa für ſich eine Rolle ſpielen kann. Ueberhaupt ſind die königlichen Einkünfte nicht über fünf Millionen Reichsthaler, und die Volksmenge in Piemont beträgt nicht völlig funfzehnhunderttauſend Seelen.

* * *

Die der ganzen Lombardey eigene Fruchtbarkeit trifft man auch in den Herzogthümern Parma und Piacenza an, welche im Mittelpunkte dieſes Landes liegen. Indeſſen iſt hier weder die Bevölkerung noch die Induſtrie ſehr groß, deſto häufiger aber das ſpaniſche Geld. Das Auszeichnende von Parma ſind die Meiſterſtücke des Correggio, die hier Kirchen und Paläſte zieren. Stolz auf die Werke dieſes großen Künſtlers, ſucht man in dieſer Stadt eben nicht durch andere Künſte zu glänzen, wie denn die Baukunſt hier ungemein vernachläßigt wird. Wenn man das Alter der Stadt,

ihre Größe, Volksmenge, und daß sie die Residenz eines Fürsten ist, in Erwägung zieht, so erstaunt man, hier so wenig schöne Paläste und Kirchen zu finden, die doch in Italien so häufig sind.

Das so berühmte große Opernhaus allhier ist das Studium aller Baumeister, weil es die ganz besondere Eigenschaft hat, daß selbst die, in der größten Entfernung dieses ungeheuern Umfangs gesprochene Worte allenthalben sehr genau verstanden werden. Die uns noch ziemlich unbekannten Gesetze des Schalles haben dem Baumeister dieses Schauspielhauses nicht zur Richtschnur dienen können, daher man füglich annehmen kann, daß eine noch nicht entdeckte zufällige Ursache diese Wirkung hervorgebracht habe. Der preußische Oberste von Knobelsdorf, der das Opernhaus in Berlin gebaut hat, vorher aber eine Reise nach Italien that, hielt sich lange in Parma auf, um die Verhältnisse dieses Theaters zu studieren. Es ist unstreitig das größte in ganz Europa; der zu den Vorstellungen erfoderliche außerordentliche Aufwand aber ist Ursache, daß seit mehr als vierzig Jahren nicht darauf gespielt wird.

Was Parma an Werken der Baukunst fehlt, ist hingegen in dem so wenig bevölkerten Piacenza

im Ueberfluß zu finden. Sie iſt unſtreitig die ſchönſte Stadt in der ganzen Lombardey. Man glaubt nicht eine Provinzialſtadt, ſondern die Reſidenz eines großen Monarchen zu ſehen. Allenthalben wird man Spuren der Kunſt- und Prachtliebe des Farneſiſchen Hauſes gewahr, das hier mit königlichem Glanz reſidirte. Man ſieht hier lange, große und breite Straßen mit herrlichen Paläſten und öffentlichen Gebäuden angefüllt, desgleichen Plätze mit ſchönen Springbrunnen geziert. Auf dem vornehmſten Platze der Stadt ſtehen zwey Statuen zu Pferde, des berühmten Feldherrn Alexander Farneſe und ſeines Sohns Ranuccio, die von allen Kennern unter die vortreflichſten Werke dieſer Gattung gerechnet werden. Auch die Kirchen ſind mit Kunſtarbeiten großer Meiſter angefüllt, der Carrache, Guerchino und anderer.

Nahe bey dieſer Stadt war es, wo der berühmte Kardinal Alberoni ſeine leztern Lebensjahre in der Stille zubrachte, nachdem er eine ſo glänzende Rolle in Europa geſpielt hatte.

* * *

Man erſchrickt, wenn man aus den Städten der Lombardey nach der dem Pabſt gehörigen Stadt Ferrara kommt. Es hat an dieſem großen und wohlgebauten Orte das Anſehen, als ob die Peſt darin aufgeräumt hätte. Es fehlt nicht an ſchönen Paläſten und prächtigen öffentlichen Gebäuden, aber alles iſt öde. Man ſollte über das Stadtthor die Inſchrift ſetzen: Dieſe Stadt iſt zu vermiethen. Die Geſchichte lehrt uns, daß der Ort ehemals eine große Anzahl Einwohner hatte, jezt aber hat er nur Gebäude. Man ſieht keine Menſchen, und hunderte von Häuſern ſtehen leer; ein ſtärkerer Beweis von den traurigen Folgen einer ſchlechten Regierung iſt ſchwer zu finden. Auch halten ſich Reiſende gewöhnlich hier gar nicht lange auf, ſondern eilen fort, ſobald ſie bey dem hier befindlichen Grabe Arioſts dem Andenken dieſes unſterblichen Dichters ihre Verehrung gezollt haben, deſſen Roland noch jezt von allen Zungen ertönt. Taſſo ſchrieb auch an dieſem Orte ſein vortrefliches Gedicht, daher das jezt ſo tief geſunkene Ferrara ſich einer Ehre rühmen kann, die noch keiner Stadt je zu Theil ward; daß nämlich in ihren Mauern

zwey so außerordentliche und für die Ewigkeit bestimmte Dichterwerke verfertigt wurden.

Die Einwohner, selbst der niedrigsten Volksklassen, haben die Freyheit Degen zu tragen. Dieses Vorrecht hat alle Handwerksgesellen dahin vermocht, sich in der Fechtkunst zu üben, daher auch alle benachbarte Provinzen mit Fechtmeistern aus Ferrara versehn werden.

Das unweit davon gelegene Bologna hingegen ist in einem weit bessern Zustande, weil die Regierung hier nicht ganz päbstlich ist. Diese große und volkreiche Stadt hat das Auszeichnende, daß sie die einzige in ganz Europa ist, welche unter einem souveränen Fürsten die republikanische Regierungsform behauptet *). In der That ist die Macht des Legaten, der hier als päbstlicher Statthalter mit vieler Pracht residirt, eine Leibwache, ja eine ganze Hofstaat unterhält, sehr eingeschränkt, weil fast alles vom Senat abhängt. Dieser hält sogar in Rom selbst beständig einen Gesandten, der großentheils dieselben Vorzüge allda hat wie die Minister großer Mächte, an denen er sich auch an-

*) Daß man Neuchatel hier nicht in Vergleichung bringen könne, wird jeder einräumen, dem die Verfassung dieses Fürstenthums bekannt ist.

ſchließt. Die Lage der Stadt Bologna, und ihre weite Entfernung vom Kirchenſtaate, ſind Urſache, daß man ſie im Genuß der alten Freyheit läßt, die man unfähig ſeyn würde ihr mit Gewalt zu nehmen, ſo wenig als Ferrara zu behaupten, wenn das Haus Eſte ſeine ſo wohl gegründeten Anſprüche auf dieſes Herzogthum hervorſuchen wollte.

Der Adel iſt hier ſehr zahlreich, woran die vielen Päbſte Urſache ſind, die Bologneſer waren, und Fürſten, Marcheſen und Grafen aus ihrem Geburtsorte in Menge creirten. In wenig Städten in Europa lebt man ſo ausſchweifend. Man kann wohl ſagen, daß Bologna der Wohnſitz der ſinnlichen Lüſte, der Muſik und der Andacht iſt; denn dieſe leztere, mit dem Aberglauben gepaart, trennt ſich in Italien nie von einem zügelloſen Leben. Jede Straßenecke hat hier einen Altar, jeder Altar ein Bild, und jedes Bild thut ſein Wunder.

Sowohl hier als in vielen andern Städten der Lombardey herrſcht die Gewohnheit, daß durch alle Straßen auf beiden Seiten bedeckte Porticos gebaut ſind, die zwar wider den Regen und die Sonne ſchützen, aber auch vielen Nachtheil erzeugen. Sie entſtellen die Straßen und machen ſie enge, ver-

bergen die ſchönen Werke der Baukunſt, die für den Anblick gleichſam verloren ſind, und verurſachen, daß man das Steinpflaſter in der Mitte ganz vernachläßigt, das mit einem ewigen Koth angefüllt iſt. Ueberdem ſind dieſe Porticos bey Nachtzeiten in nicht erleuchteten Städten ſehr gefährlich. In der Dunkelheit, worin die Menſchen hier herumtappen, haben die Räuber und Mörder freyes Spiel. Die erſten ſind jedoch weit ſeltener als die leztern. Ich habe mich bemüht davon die Urſache aufzufinden, weil dieſes der Fall in ganz Italien iſt; einem Lande, wo die Armuth ſo drückend iſt, und wo man ſogar Banditen für eine Kleinigkeit erkaufen kann. Die Urſache iſt wohl keine andere, als daß Diebe und Räuber von ihren Beichtvätern zu Wiedererſtattung des Entwendeten ſtrenge angehalten werden, und ihnen bis dahin die Abſolution verſagt wird, dahingegen der Mörder, er mag mit dem Tode, oder mit den Galeeren, oder auch gar nicht geſtraft werden, ſolche ohne Anſtand in der beſten Form erhält.

Bologna hat einen groſſen Schatz an koſtbaren Schildereyen und andern Kunſtwerken; indeſſen ſieht man unter den Paläſten und Kirchen allhier wenig Auszeichnendes. Die beſten der leztern ſind

in Vergleich mit denen zu Rom, Florenz, Genua und Venedig ſchlecht zu nennen; wobey ich allein die Kirche des heiligen Petronius ausnehme, worin die berühmte Mittagslinie des Caſſini befindlich iſt, die man in der Mitte dieſes Jahrhunderts wieder erneuert hat. Bologna iſt der Sammelplaz aller italieniſchen Tonkünſtler, Kaſtraten und Schauſpieler, die Engagements ſuchen; ſie finden ſich hier ein, weil man aus allen Ländern ſich nach dieſer Stadt wendet, um ſolche Perſonen zu verſchreiben; eben ſo wie Leipzig der Stapelplaz für Hofmeiſter des deutſchen Reichs iſt: daher ſind auch die muſikaliſchen Feſte in den Kirchen hier ſehr häufig, ſo wie die Schauſpiele in Bologna zu den beſten in Italien gehören, und überdem die wohlfeilſten in ganz Europa ſind.

Bologna rühmt ſich die älteſte Univerſität in Europa zu ſeyn, und größere Gelehrten zu beſitzen, als Padua, Pavia, Piſa und Sienna, welches ich dahin geſtellt ſeyn laſſe; auch die beſſern Volksklaſſen haben den Ruf, ſich mehr mit Büchern zu beſchäftigen, als es ſonſt in Italien gewöhnlich iſt. Den größten litterariſchen Glanz in unſern Tagen erhielt Bologna durch die drey Schweſtern Zanotti, die ſämtlich Dichterinnen waren, und durch

die berühmte Laura Bassi, die im achtzehnten Jahre den Doctorhut empfing und Collegia las *).

Das sogenannte bologneſiſche Inſtitut, das in Italien bis zum Himmel erhoben wird, iſt eine überaus große Sammlung von allen zu einer jeden Wiſſenſchaft und Kunſt gehörigen Dingen, die hier vereinigt zu finden ſind. Es iſt gleichſam eine ſinnliche Encyklopädie. Die Bibliothek enthält ſeltene Sachen; unter den vorzüglichſten rechnet man eine Anzahl Foliantenbände, die Naturgeſchichte betreffend, worin die Produkte der drey Naturreiche mit Farben vortreflich gemalt ſind. Zu dem Inſtitut gehört ferner ein Naturaliencabinet, eine Kunſtkammer, eine Sternwarte, ein anatomiſches Theater, Kunſtmodelle aller Arten u. ſ. w. Alles dieſes macht, weil es hier zuſammen gefunden wird, und nicht wie ſonſt in der übrigen Welt abgeſondert iſt, ein auffallendes Ganze aus, deſſen Theile aber eben nicht viel Auszeichnendes haben, ſondern größtentheils zu den Alltagsgegenſtänden großer Reſidenzſtädte gehören. Es iſt daher ſehr füglich mit dem Arſenal

*) In Deutſchland hat man ähnliche Beyſpiele erlebt. Das lezte Frauenzimmer, die zum Doctor der Arzneygelahrheit öffentlich creirt wurde, war Madame Erxleben.

von Venedig zu vergleichen, wovon ich im zweiten Abſchnitte dieſes Bandes geredt habe, das auch blos wegen der Vereinigung der mannichfaltigen Kriegsbedürfniſſe den großen Ruf erhalten hat. Der unbefangene Beobachter läßt ſich jedoch hiedurch nicht irre machen, ſondern zergliedert die Gegenſtände, wie ſie ſich darſtellen.

Der Pabſt Lambertini, ein Bologneſer, der 1758 ſtarb, iſt der Stifter dieſes Inſtituts; er ſparte dabey weder Geld noch Mühe: es ſollte vorzüglich dienen, der hieſigen Univerſität nicht allein aufzuhelfen, ſondern ihr eigentlich einen ganz außerordentlichen Flor zu geben. Des Pabſts Abſichten waren freylich recht gut; allein es gehört etwas mehr dazu, Kenntniſſe zu verbreiten, oder vielmehr ſolche dahin zu pflanzen, wo keine ſind: denn wie ein witziger neuerer Schriftſteller bey einer ſchicklichen Gelegenheit ſehr richtig bemerkt, ſo iſt es mit dem Baume des Erkenntniſſes und deſſen Wachsthum ganz anders beſchaffen, als mit den Bäumen in einem Luſtgarten. Hier in Bologna iſt dieſes äußere Gepränge ein wahres Kinderſpiel; auch ſind aus dieſem ſcientifiſch-trojaniſchen Pferde noch keine Weiſen herausgegangen.

Der in der römischen Geschichte so berühmte Fluß Rubicon läuft hier zwischen den Städten Ravenna und Rimini; sein jetziger Name aber ist Pisatello.

Ancona würde unter einer weisen Regierung die größte Handelsstadt in Italien seyn, so wie sie ehemals zu den vornehmsten in Europa gehörte. Man sieht jedoch noch viele Spuren ihrer vorigen Wichtigkeit, und einen nicht unbeträchtlichen Handel, der nur in Vergleich mit ihrem vormaligen Zustande gering ist. Dieß ist die einzige Stadt im Kirchenstaat, wo man eine Anzahl Manufakturen und Fabriken findet. Ueberhaupt wird man hier eine Industrie und Thätigkeit gewahr, die im südlichen Italien unbekannt ist. Der Adel schämt sich hier nicht merkantilische Gewerbe zu treiben, daher denn auch die vornehmsten Familien des Landes zu gleicher Zeit die größten Kaufmannshäuser formiren. Sogar die Juden, die in Rom selbst arm sind, und wie im Kerker leben, sind hier reich, und genießen große Freyheiten. Diese der päbstlichen Schatzkammer so vortheilhafte Industrie ist die Frucht des Entschlusses, Ancona zu einem Freyhafen zu erklären, welches vor ungefähr funfzig Jahren geschah. Man sieht hier noch viele Alterthümer, worunter vorzüglich der vom

Tra-

Trajan im Hafen aufgeführte marmorne Damm befindlich iſt, in deſſen Mitte der bekannte Triumphbogen dieſes Kaiſers ſteht, den man ziemlich wohl erhalten hat.

Loretto ſtellt das ſonderbare Schauſpiel einer anſehnlichen Stadt dar, die ſich ganz vom Aberglauben nährt. Die erſtaunliche Menge Pilger und Reiſende, die das heilige Haus beſuchen, die vielen Reliquienhändler, die Roſenkranz- und Scapulierkrämer u. ſ. w. verſchaffen den dürftigen Einwohnern dieſer Stadt Subſiſtenz, die ſonſt mitten unter den hier aufgehäuften Reichthümern verhungern würden. Man hat hier auch viele Buden, worin man Marienbilder und Schaumünzen verkauft, die, nach dem Wahn der Andächtler, durch die Berührung des heiligen Hauſes einen beſondern Werth erhalten haben. Ich will hier keine Beſchreibung dieſes ſogenannten Heiligthums machen, das bekannt genug iſt, ſowohl als die zum Beſuch gehörige Ceremonien der Andächtigen, die alle auf den Knien herum rutſchen; ein Anblick, der reiſenden Proteſtanten außerordentlich auffällt. Dieſe guten Leute werden indeſſen für ihre beſchwerliche Mühwaltung durch die angenehmen andächtigen Empfindungen belohnt, die in ihnen das heilige

Haus erweckt, welche oft in Freudenthränen ausbrechen, wovon freylich der bloße Beobachter nichts weiß.

Eine große deutſche Fürſtin, die Italien vor ungefähr vierzehn Jahren beſuchte, bekam auch bey dem Beſuche dieſes heiligen Hauſes eine Anwandlung von myſtiſchen Empfindungen, und äuſſerte ſolche gegen ihre Begleiterin, eine deutſche Dame von vielem Verſtande, die kein ſo heiliges Gefühl hatte, und der daher die mit den Ausdünſtungen vieler Menſchen und dem Dampfe zahlreicher Lampen beſchwängerte Luft in einem engen Loche gar nicht behagte. Die Fürſtin nährte ihren frommen Glauben an dieſem heiligen Hauſe, und da ſie einige Jahre hernach einen Beinſchaden bekam, ſo wurden nebſt den Pflaſtern auch Bilderchen auf die Wunde gelegt, welche durch die Berührung des heiligen Schorſteins in Loretto wunderbare Kräfte haben ſollten.

Die Schätze werden in einem groſſen und prächtigen Saale in Schränken aufbewahrt. Obgleich man mit Grunde vorausſetzen kann, daß viele von den hieher geſchenkten koſtbaren Edelſteinen mit kluger Vorſicht ausgetauſcht worden ſind; ſo formiren demnach die Menge der wahrhaft guten

Kleinodien, nebst den erstaunlichen Reichthümern an Gold und Silber, einen überaus großen Schatz, der vielleicht der größte ist, den die Andacht je auf unserer Erde zusammengehäuft hat. Es würde klugen und entschlossenen Kapern gar nicht schwer fallen, diese Reichthümer abzuholen. Es ist in der That unbegreiflich, daß die barbarischen Corsaren keine Versuche dieser Art gemacht haben. Die Stadt ist mit fünfhundert Mann elender Truppen besezt, die auf keine Vertheidigung vorbereitet sind, und deren Widerstand, wenn der Angriff in der Nacht geschähe, vollends höchst unbedeutend seyn würde. Man hat zwar Anstalten getroffen, in einem solchen Falle durch Signale das ganze Land in Bewegung zu bringen; allein dieses würde vergeblich seyn, wenn die Unternehmung mit der nöthigen Klugheit und Geschwindigkeit ausgeführt würde. Ich behaupte, daß der glückliche Erfolg sodann nicht fehlen könnte, und daß blos die Erhaltung der Lorettoschen Reichthümer dem Mangel an Länderkenntnissen zuzuschreiben sey, der, wie bekannt, bey diesen unwissenden Seeräubern sehr groß ist. Loretto liegt in einer sehr geringen Entfernung vom Meere, und nichts ist leichter, als am Ufer in bewaffneten Schalup-

pen zu landen. Fiele es den Engländern je ein, feindselig gegen den römischen Hof zu handeln, so würden ihre Kaper gewiß den Weg zum heiligen Hause finden. Ich gebe zu, daß eine solche Handlung bey allen katholischen Völkern Abscheu gegen die englische Nation einflößen würde: hieran aber dürften sich die Kaper wohl nicht kehren, da der Gegenstand zu groß und zu außerordentlich wäre, um nicht alle andern Betrachtungen zu überwiegen.

Fünfter Abſchnitt.

Florenz. Adel. Staatsverwaltung. Militärverfaſſung. Marine. Schauſpiele. Sprache. Litteratur. Nationaleinbildung. Künſte. Gallerie. Florentiniſche Wachsarbeiten und anatomiſche Präparate. Palaſt Pitti. Oeffentliche Gebäude. Piſa. Domkirche. Hangender Thurm. Heiliger Gottesacker. Grabmahl des Algarotti. Brücke. Bäder. Univerſität. Sienna. Livorno. Handel. Projekt zur Erbauung des Tempels zu Jeruſalem. Ruſſen in Livorno und deren Betragen. Ungedruckte Anekdote, eine außerordentliche Begebenheit betreffend. Quarantaine. Kaffeehäuſer. Beſondere Gaſtfreyheit.

Toſcana iſt unter der jetzigen Regierung das glücklichſte Land in Italien. Weiſe Geſetze, ein blühender Handel, und eine ſteigende Cultur unter einem ſchönen Himmel. Es mangelt aber den Toſcanern ſehr an der gehörigen Kenntniß ihres Glücks. Wie weit läßt ihr Beherrſcher ſelbſt die beſten der Medicis hinter ſich zurück! Hat er gleich nicht ein ſo glänzendes Gefolge von Künſten, wie Coſmus ſie in ſeinem verewigten Jahrhundert hatte, ſo übertrifft er ihn doch in ſeinen ausgebreiteten Kenntniſſen und in ſeiner eifrigen Vor-

sorge für sein Volk, die bey ihm Leidenschaft ist. Künftige Geschlechter werden erst die Früchte der vortreflichen Anstalten und Verordnungen ärnten, und in ihren Herzen dem weisen Leopold würdige Denkmäler errichten. Es ist merkwürdig, daß dieser Fürst erst seit einigen Jahren den Werth der schönen Künste kennt und schätzt. Ganz mit der Regierungskunst und den nützlichen Künsten und Wissenschaften beschäftigt, sah er seine herrliche Gallerie mit großer Gleichgültigkeit an. Keine Anstalt zu ihrem Vortheile; ja nicht einmal ein Besuch, außer die ceremonienmäßigen bey der Anwesenheit durchlauchtiger Gäste. Diese Kälte machte oft die Kunstliebhaber seufzen, und war für Reisende befremdend. Z. B. die so bewunderte Gruppe der Niobe mit ihren Kindern, die man 1771 aus dem Palast Medicis in Rom genommen, und nach Florenz gebracht hatte, war viele Jahre im Palast Pitti, in einem schlechten Gerätheziммer, unter unbrauchbaren Mobilien hingestellt, und wartete lange auf einen würdigen Plaz. Endlich ist er ihr zu Theil worden, da sich die Scene für die schönen Künste in Florenz so glücklich verändert hat. Durch erweiterte Kenntnisse hat der Großherzog wahrscheinlich den großen Werth der

Künſte ſchätzen lernen, denn er iſt ſeit kurzem ihr eifrigſter Beförderer geworden.

Das Vorurtheil, eine außerordentlich ſchöne Stadt zu ſehen, womit ein Reiſender gewöhnlich nach Florenz kommt, betrügt diejenigen, die ihre Erwartungen zu hoch geſpannt, und andre ſchöne Städte geſehn haben. Unmöglich kann ein unbefangener Mann, der Europa durch gethane Reiſen kennt, mit übermäßiger Bewunderung von der Schönheit dieſer Stadt reden, die alles Lob verdient, aber doch ihres Gleichen hat. Eine Anzahl ſchöner Statuen, die in der Stadt zerſtreut ſtehen, und zum Theil ſehr unſchicklich placirt ſind, folglich oft wenig ins Auge fallen, machen doch nicht allein die Schönheit einer Stadt aus. Das ſo gerühmte Steinpflaſter, das aus großen Steinen beſteht, iſt gut, hat aber bey weitem nicht die Bequemlichkeit der Fußwege in den Straßen zu London, ja es iſt nicht beſſer, als wie man es in Venedig, Genua und andern Städten in Italien ſieht. Hier ſind keine große und breite Straßen, keine prächtige Plätze, kurz nichts Auffallendes im Aeußern, als einige Paläſte und öffentliche Gebäude, die Domkirche, das Batiſterio, worin alle Kinder der Stadt getauft werden, verſchiedene

andere Kirchen, und eine schöne Brücke über den Arno; hiezu kommen die vorbesagten Bildsäulen: alles übrige hat nichts Auszeichnendes. Der große Plaz, wo der alte großherzogliche Palast (*palazzo vechio*) steht, ist der unansehnlichste von allen, obgleich verschiedene schöne Statuen und Gruppen hier angebracht sind, die mit dem schlechten gothischen Palast einen widrigen Contrast machen. Sonst ist der Plaz mit gemeinen Häusern und der sogenannten Logia besezt, die zur Zusammenkunft der Kaufleute bestimmt ist. Unter den Arkaden derselben sind einige der vortreflichsten Werke des Meisels aufgestellt. Der Anblick von Florenz ist ebenfalls nicht schön, von welcher Seite man sich auch nähert, so wenig als von den Terrassen des großherzoglichen Gartens, Boboli, wo man die Stadt übersehen kann. Der Prospekt aber von hier in die umliegenden Gegenden, und besonders ins Arnothal ist sehr reizend, wo man eine Menge kleiner Hügel und Weingärten sieht; allein Florenz selbst hat an dieser schönen Aussicht nur geringen Antheil. Dieses also ist das Wunder einer schönen Stadt, von welcher einer ihrer Großherzoge zu sagen pflegte, daß man sie den Fremden nur des Sonntags zeigen sollte. Vielleicht mochte diese

Prahlerey im sechszehnten Jahrhunderte wohl einigen Grund haben, da außer Italien allenthalben die Künste noch in der Wiege lagen, und selbst die vornehmsten Städte in Europa mit hölzernen Häusern angefüllt waren. Allein die Zeiten haben sich sehr verändert.

Der florentinische Adel ist arm, so reich er auch zu den Zeiten der ersten Medicis war. Damals beschäftigte er sich aber auch noch mit der Handlung, die allein den Staat so empor gebracht hatte. Seit langer Zeit hingegen hat man diese Quelle des Reichthums verachtet, so daß ein florentinischer Edelmann sich zu entehren glauben würde, wenn er das Gewerbe des großen Cosmus treiben sollte, wodurch auch noch der lezte Beherrscher von Toscana sich so ansehnliche Schätze erwarb. Man könnte glauben, daß der reichere Theil dieses Adels wenigstens Gelder zum Handel in Livorno hergeben würde, der so große Vortheile darbietet; allein ein solcher Fall war jedoch vor einigen Jahren noch unerhört, dagegen associirt man sich mit Krämern in Florenz und ist so herablassend, den Wein selbst in Palästen Boutteillenweise zu verkaufen. Die Armuth so vieler edlen Geschlechter verursacht, daß der Aufwand des Adels nicht besonders glän-

zend ist, dennoch steht er mit den Einkünften in keinem Verhältniß. Es sind daher schon lange Prachtgesetze auf dem Tapet gewesen, und wenn der Grundsatz richtig ist, daß der Luxus einen großen Staat bereichere, aber einen kleinen zu Grunde richte, so kann es nicht fehlen, daß die Abstellung desselben in diesem Lande die vortheilhaftesten Wirkungen hervorbringen müsse.

Der Großherzog hat auch, diesem Uebel abzuhelfen, schon 1782 sehr weise Maaßregeln ergriffen. Nicht durch Gesetze, denen man durch List ausgewichen wäre, und die in diesem Fall gewißfruchtlos gewesen wären, sondern durch eine schriftliche Ermahnung an sein Volk, und durch sein eigen Beyspiel. Niemand wird ihm an seinem Hofe, nach seiner ausdrücklichen Erklärung, willkommener seyn, als Personen in einem prachtlosen Aufzuge; dieses wird der Maaßstab seyn, wonach er sich bey Besetzung der Stellen und Ehrenämter richten wird. Er empfiehlt den Reichen, ihren Glanz in Aufmunterung der Künste, der Manufakturen, des Ackerbaues, und in wohlthätigen Handlungen zu zeigen. Auch die toscanischen Tribunäle haben weise Verordnungen erhalten, die in Italien eine außerordentliche Erscheinung

waren. Der Großherzog empfiehlt besonders den Criminalgerichten, über die Freyheit der Menschen nicht zu leicht zu entscheiden; bey den Verhören Menschlichkeit, und bey den Eiden Behutsamkeit zu zeigen; die Prozesse so sehr als möglich zu beschleunigen; das Elend der Gefangenen in den Kerkern zu mildern, und sie nicht länger, als unumgänglich nöthig ist, darin schmachten zu lassen. Die Jagd hat er auch eingeschränkt, weil er sie für ein barbarisches Vergnügen hält.

Dieser preiswürdige Regent ist unermüdet für das Wohl seiner Unterthanen besorgt. Er befördert den Ackerbau auf allerhand Art, er läßt Kanäle reinigen, Dämme und Landstraßen anlegen, woran es dieser sich sonst so auszeichnenden Provinz noch sehr fehlte. Man arbeitet jezt an einer neuen, die nach Ancona führt, auch wird man nächstens eine andre nach Parma anfangen. Ein sonderbarer Zug von ihm ist, daß er blos von seinen österreichischen und spanischen Privateinkünften lebt, und die toscanischen Staatseinkünfte allein auf das Beste des Landes verwendet. Diese betragen nach deutschem Gelde ungefähr 2,100,000 Reichsthaler. Die Spielsucht der Italiener macht das Lotto zu einem ansehnlichen Zweige der Revenüen, denn es

bringt hier jährlich nicht weniger denn 250,000 Lire, oder 175,555 Reichsthaler dem Staat ein, daher Leopold es nicht wohl abſchaffen kann, ohne die Landeseinkünfte beträchtlich zu ſchwächen, und dafür große Summen dem benachbarten Genua zufließen zu laſſen.

Da Toſcana jezt keinen Krieg zu befürchten hat, und in einem ſolchem Fall es wohl an Truppen hier nicht fehlen dürfte, ſo iſt der Militäretat in dieſem Staat nur unbedeutend, denn es werden nicht völlig zweytauſend Mann Soldaten unterhalten, wobey nur ein einziger General iſt. Die Marine beſteht nur aus ein paar Corvetten und drey Galeeren zur Beſchützung des Hafens. Dagegen hat man vor einigen Jahren faſt in allen toſcaniſchen Städten eine Bürgermiliz errichtet, die beſonders in Florenz, Piſa, Sienna und Arezzo auf einem guten Fuß iſt.

Der Großherzog iſt kein beſonderer Freund des Theaters, doch liebt er Komödien mehr als Opern, daher auch bisweilen eine franzöſiſche Schauſpielertruppe hier ſpielt. Dieſes war auch der Fall bey meinem lezten Aufenthalte im Jahre 1780. Die Geſellſchaft war nicht ſchlecht, ſondern ſo gut wie irgend eine in den franzöſiſchen Provinzen; allein

ſie ſpielten vor leeren Bänken, und ohne die Wohlthaten des Fürſten und die Beyträge des Adels, der es Schande halber thun mußte, hätten ſie verhungern müſſen. Der widerſinnige Gebrauch im Opernhauſe, in den Logen während der Vorſtellung Karten zu ſpielen, herrſcht hier ſo ſehr, wie an einem Orte in Italien. Der Lärm, den dieſes verurſacht, ſowohl als die beſtändigen Beſuche aus einer Loge in die andere, vernichten oft das Vergnügen der andern Zuſchauer bey den ſchönſten Arien. Allein ſie ſind es gewohnt, und eine vorüberrauſchende Empfindlichkeit iſt alles, was ſie bey ſolcher Gelegenheit äußern. Sonſt iſt es dem Tone der vornehmſten italieniſchen Damen überhaupt gemäß, keine Aufmerkſamkeit auf das Schauſpiel zu zeigen. Dieſes überlaſſen ſie dem bürgerlichen Frauenzimmer. Ja einige affektiren die größte Unempfindlichkeit bey den vortrefflichſten Arien der beſten Sänger, und wählen auch wohl dieſe Augenblicke, wo alles Ohr iſt und die größte Stille herrſcht, ſich laut zu unterhalten. Nur die Ballette ſind der Talisman, der ſie aus ihrer Gleichgültigkeit reißt. Dieſer Reiz iſt unwiderſtehlich, und erhält die Aufmerkſamkeit, wenn gleich die geſchmackloſeſten Tänze viele Tage

hinter einander wiederholt werden. Ueberhaupt sind die Italiener in diesem Theile des Schauspiels noch sehr zurück. In ihren Balletten ist Erfindung sowohl, als Anordnung und Ausführung, gleich schlecht. Da die Geberdensprache ohne Karrikatur, nebst allen Talenten, die den großen Schauspieler bilden, in diesem Lande gänzlich unbekannt sind, so kann man auch keinen wahren Ausdruck von den italienischen Tänzern erwarten. Im Komischen sind ihre Geberden Karrikatur, und im Ernsthaften nichts wie Grimassen. Ihre Stärke besteht im Springen und in unanständigen Stellungen; allein man sieht keine Spur von Tanzkunst, wovon Noverre die schöne Theorie gegeben und durch wundervolle Beyspiele bestätigt hat. Diese sogenannten Ballette dauern Stunden lang, und die Italiener können sich nicht satt daran sehen. Es ist Schade, daß man zu diesen Possenspielen oft die prächtigsten Theaterverzierungen machen läßt, die Bewunderung verdienen.

Die Hauptleidenschaft der Florentiner aber ist, so wie in ganz Italien, vorzüglich Gesang und Buffonerien. Sie hassen jede Art von Schauspiel, wobey man denken muß, und nehmen dagegen mit

allein vorlieb, was nur ihre groben Sinne rührt. Während meines Aufenthalts allhier ſollte die verlaſſene Dido von Metaſtaſio gegeben werden: allein die erſte Sängerin, welche die Rolle der Dido ſpielen ſollte, erkrankte plözlich; demungeachtet ward dieſe Oper, wo die Dido als Heldin des Stücks, um welche ſich die ganze Maſchine wie um den Mittelpunkt herumdrehr, ganz unentbehrlich iſt, aufgeführt, und zwar viele Tage hinter einander: die Rolle der Dido blieb ganz weg, man ſahe alſo die Dido ohne die Dido. Wenn der Saz jenes Philoſophen wahr iſt, der behauptete, um ein Volk kennen zu lernen, dürfte man nur deſſen Schauſpiele beobachten; ſo kann man wohl keine vortheilhafte Meynung von den Italienern haben.

Zu der Charakteriſtik der Toſcaner gehört ihre Liebe zur Dichtkunſt, die ſchon in den älteſten Zeiten dieſem Volke eigen war; auch findet man hier mehr Improviſatoren, oder Stegreifreimer, als in irgend einer andern Provinz Italiens. Das Gedicht des Dante wurde ſelbſt zu Lebzeiten dieſes Dichters von dem gemeinen Volke zu Florenz in den Straßen geſungen. Zur Ehre der Toſcaner kann man auch ſagen, daß ſie im Ackerbau größere

Fortſchritte als alle übrige Italiener gemacht haben.

Die toſcaniſche Sprache, vorzüglich die in Sienna, wird für die beſte in Italien gehalten. Da dieſe Provinz die beſten Schriftſteller hervorbrachte, und ſich am meiſten mit Verbeſſerung der Sprache beſchäftigte, ſo gaben ſie bey allen ihren Nachbarn den Ton an. Obgleich man aber den Toſcanern in Anſehung der Schreibart gefolgt iſt, und ſie hierin für die beſten Meiſter hält, ſo hat man doch ihre affektirte Ausſprache ihnen überlaſſen. Es iſt merkwürdig, daß dieſe eingebildete Schönheit von keiner andern italieniſchen Provinz nachgeahmt worden iſt. Im Gegentheil iſt das Sprüchwort bekannt: Lingua Toſcana in bocca romana (die toſcaniſche Sprache in einem römiſchen Munde.) Unter andern Abweichungen in Betracht der Ausſprache, ſprechen die Toſcaner niemals das c aus, ſondern verändern es in ein h, z. B. caſa, haſa; cavallo, havallo; chieſa, hieſa; u. ſ. w. Der Ton klingt, als ob der Redende den Zapfen verloren hätte. Dieſe Affektation iſt ſehr alt; ſchon zu Dante's Zeiten war ſie bey den Florentinern im Gebrauch, der in ſeinem berühmten Gedicht ſagt, daß die Seelen in der

andern

andern Welt hieran ſein Vaterland erkannt haben.

Da die Italiener, wie ſchon oben berührt worden, ſo wenig auswärtige Länder beſuchen, ja ſehr ſelten in benachbarte Provinzen ihrer eigenen Halbinſel reiſen, ſo iſt hierin die Urſache der verſchiedenen Dialekte zu ſuchen, die ſich nicht allein ſelbſt unter den höhern Volksklaſſen erhalten, ſondern ſogar täglich mehr Conſiſtenz bekommen, da ſich Leute finden, die in dieſen verworrenen Dialekten Gedichte ſchreiben. Man hat jezt fünf vollſtändige Ueberſetzungen von Taſſo's befreytem Jeruſalem, in fünf kauderwelſchen Mundarten, nämlich in denen, die man in Venedig, in Bergamo, in Bologna, in Mailand und in Neapel redet; der Komödien zu geſchweigen, die man in allen Provinzialſprachen ſchreibt.

Nirgends hat man ſo ſehr an Verbeſſerung der Sprache gearbeitet als in Italien, und dennoch kann eine Nation, die ſo vortrefliche Dichter gehabt hat, keinen einzigen eleganten Proſaiſten aufweiſen. Man hält ſonſt den Venetianer Algarotti für das beſte Muſter in der italieniſchen Proſa; allein wie tief iſt dieſer Schriftſteller nicht in ſeiner Schreibart unter den vortreflichſten Proſaiſten

Englands, Frankreichs und Deutschlands! Die hiesige Academia della Crusca ist also ein neuer Beweis, wie fruchtlos dergleichen Sprachgesellschaften sind. Sie hat nicht mehr ausgerichtet, als die französische Akademie in Frankreich, und unsere weiland berüchtigte fruchtbringende Gesellschaft.

Es kommen hier viele gelehrte Werke heraus, die aber so pedantisch und geschmacklos sind, als wenn sie nicht im achtzehnten Jahrhunderte, sondern im mittlern Zeitalter geschrieben wären. Auch alte classische Werke werden neu gedruckt, oft mit Commentaren oder Noten, welche die geringe Aufklärung selbst des sich in Italien so auszeichnenden toscanischen Staats unwidersprechlich beweisen. Keine Dichter haben sie jezt gar nicht, wohl aber eine zahllose Menge Sonettenfabrikanten. Ich habe schon im ersten Abschnitte von dem elenden Zustande des hiesigen Buchhandels geredt, der ehemals hier sehr blühend war. Dieser wird wahrscheinlich noch sehr lange so, wie er jezt ist bleiben, da man verhältnißweise hier gar nicht liest. Bisweilen erscheinen wohl italienische Bücher in Florenz, Parma ꝛc. mit großer typographischer Schönheit gedruckt, diese sind aber gewöhnlich auf

fürſtliche Koſten, oder doch durch groſſe fürſtliche Unterſtützung hervorgebracht, und nichts weniger als Beweiſe von dem Flor des Buchhandels in dieſem Lande, der doch ein unverwerflicher Maaßſtab der Cultur einer Nation in unſern Zeiten iſt.

Da die Italiener nun weder reiſen noch leſen, noch andre europäiſche Sprachen verſtehen, ſo iſt ihr Zurückſinken nicht allein natürlich, ſondern es wird auch begreiflich, daß ihnen ſelbſt dieſer Zuſtand verborgen bleibt. Der durch ſeine Reiſen bekannte Irländer Sherlock unternahm es 1777 ſie zu belehren. Da er ziemlich wohl die italieniſche Sprache verſtand, ſo ſchrieb er in derſelben ein Buch, worin er ihre jetzige Litteratur beleuchtete, und ihnen ihre Geſchmackloſigkeit und kraſſe Unwiſſenheit unleugbar bewies. Die groſſen Namen Shakſpeare, Richardſon, Pope und viele andere erſchienen hier zum erſtenmal mit Lobſprüchen in einem italieniſchen Buche. Es erregte ganz auſſerordentliches Aufſehn; man war aber weit entfernt ſeine Erinnerungen zu benutzen, vielmehr wurde mit einer beyſpielloſen Heftigkeit gegen ihn geſchrieben, und er durchaus mit dem Epithet beehrt: il matto Inglese. Der ſächſiſche Reſident in Rom, Winkelmann, war der einzige Italiener,

der die Feder zu seiner Vertheidigung ergriff, und Sherlocks Vorwürfe gegründet fand.

Die hohe Meynung von derjenigen Provinz in Italien, worin ein Italiener lebt, geht bis zum Lächerlichen. Ein jeder hält sein eingeschränktes Vaterland für den herrlichsten Erdraum aller Welttheile. Die dazu gehörigen, gegründeten oder eingebildeten, Argumente werden durch die Tradition fortgepflanzt, und beständig im Munde geführt. Dieses ist der Fall von dem Römer an, bis zum Luckeser. Es ist daher nicht zu verwundern, daß die durch so manchen Vorzug sich auszeichnenden Florentiner, wo möglich, alle andre Italiener in ihren Pralereyen zu übertreffen suchen. Diese finden allenthalben nichts als Barbarey und rohe Lebensart; nur sie allein besitzen alles, haben alles erfunden und zur Vollkommenheit gebracht. Die großen Männer aller andern Nationen sind, nach ihrer Meynung, tief unter den ihrigen, und dergleichen Abgeschmacktheiten mehr.

Die Florentiner können nicht über Mangel an Aufmunterung klagen, allein unerachtet derselben, und der vielen Hülfsmittel, welche die große Gallerie, die Privatkunstsammlungen, die Bildsäulen auf den Straßen und die Kirchen den Künstlern

darbieten, machen dennoch die Künſte hier geringe Fortſchritte. Nichts iſt leichter, als die Erlaubniß zu erhalten, in den Paläſten zu zeichnen und vortrefliche Kunſtwerke zu kopiren. Die Corridors der großherzoglichen Gallerie, voll antiker Statuen und ſchöner Gemälde, ſind mit arbeitenden Künſtlern angefüllt, und den ganzen Tag für jedermann offen. Die einzige Kunſt, worin man es hier zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht hat, iſt die florentiniſche Moſaik, die den Namen florentiniſche Arbeit führt, da ſie nirgends als hier gemacht wird. So ſchön indeſſen der Glanz, ſo genau die Nachahmung der Natur, und ſo ſtark die Wirkung dieſer Steingemälde auch iſt, ſo ſtehen dennoch deren Arbeiter als Künſtler in einem ſehr niedrigem Range, und werden als bloße Mechaniker angeſehn. Sie verfertigen Landſchaften, Blumenfrüchte und Seeſtücke, welche das Auge bezaubern, und kein Pinſel übertreffen kann. Da dieſe Arbeiten jedoch überaus theuer ſind, ſo werden blos kleine Stücke davon gemacht; ſie würden aber, wenn es verlangt würde, die größten Landſchaftsgemälde kopiren können. Die hiſtoriſchen Gemälde ſind über die Gränzen dieſer Kunſt, und nur der römiſchen Mo-

stik vorbehalten, die von der florentinischen dadurch verschieden ist, daß bey der ersten blos sehr kleine Steinchen, bey der lezteren aber viel größere Steine gebraucht werden, die einige Zoll lang sind.

Die großherzogliche Gallerie ist die größte Zierde von Florenz, und beweist, was eine Reihe kunstliebender Fürsten zusammen zu bringen vermögend sind. Ohne eine besondere Clausul der lezten Prinzessin des medicäischen Hauses, wäre diese herrliche Sammlung bey der Besitznehmung von Toscana des Kaisers Franciscus I. nach Wien gebracht worden, allein so ist alles in Florenz geblieben; ja man hat von der großen Menge silberner und goldner Gefäße aller Arten, die im Palast aufbewahrt werden, und noch von Cosmus III. herrühren, nicht das geringste genommen, so sehr auch diese Schätze dem Wiener Hofe bey den grossen Kriegen nothwendig gewesen wären. Diese prächtige Gallerie ist die einzige in ihrer Art, als ein Ganzes betrachtet, denn nirgends sieht man in einem einzigen Gebäude so viele Kunstwerke aller Arten beysammen. Untersuche man aber die Theile derselben, die nicht einzig sind, so wird die Bewunderung etwas herabgestimmt; eine Betrach-

dung, die von den groſſen Lobrednern ſehr ſelten gemacht wird. Unter der Sammlung antiker Bildſäulen, ſo ſchätzbar ſie auch in der That iſt, befindet ſich doch nur eine einzige Statue vom erſten Range. Dieſes iſt die mediciſche Venus.

Wie wenig iſt daher dieſe Sammlung mit dem Clementiniſchen Muſeo zu vergleichen. Ja viele groſſe Kunſtkenner ziehen ſelbſt die Antikenſammlungen in der Villa Borgheſe und im Capitolio der florentiniſchen vor. Dieſes gilt auch von den Gemälden, welche ſowohl an Kunſtwerth als Anzahl vielen Gallerien in Europa nachſtehen müſſen. Selbſt das herrlichſte Gemälde in Florenz, die ſogenannte *Madonna della ſedia* von Raphael, iſt nicht in der Gallerie, ſondern im Palaſt Pitti, der Reſidenz des Groſsherzogs.

Das einzige, was dieſe groſſe Kunſtſammlung von allen Gallerien in Europa auszeichnet, und nirgends gefunden wird, ſind zwey Zimmer mit den Porträts der gröſsten Maler angefüllt, und zwar alle von der eignen Hand der Künſtler gemalt. Die Anzahl derſelben beläuft ſich über zweyhundert. Mengs iſt der lezte, der ſein Porträt hingeſchickt hat; es iſt von gröſserer Form, als irgend eines in der Sammlung, auch hat er ſelbſt

deſſen Plaz beſtimmt. Battoni in Rom iſt auch um das ſeinige erſucht worden; da aber dieſer Künſtler mehr auf Geld als auf Ruhm ſieht, ſo will er lieber auf die Ehre, ſich in Geſellſchaft der größten Meiſter ſeiner Kunſt zu verewigen, Verzicht thun, als etwas umſonſt arbeiten. Denn als ich gegen ihn meine Verwunderung äußerte, ſein Porträt nicht in der Gallerie zu Florenz gefunden zu haben, war ſeine Antwort: „Ich habe keine „Zeit für ſolche Arbeit; wenn ſie mir es bezahlen, „werde ich es machen!“

Die verſtorbene Churfürſtin von Sachſen, eine Prinzeſſin, die ſich mit der Dichtkunſt, Malerey und Tonkunſt zugleich beſchäftigte, bot dem Großherzoge bey ihrem Hierſeyn auch ihr Porträt zu ſeiner Sammlung an, und überſchickte es nachher aus Deutſchland von ihr ſelbſt gemalt; ſie paradirt hier nicht als Fürſtin, ſondern als Malerin, und zwar mit dem Pinſel in der Hand: doch iſt der Rahm des Bildes mit einer großen Krone geziert. Zur Gallerie gehört auch eine Sammlung etruriſcher und andrer antiken Gefäße, wie auch viele Geräthe der Alten, ſehr künſtliche Wachsarbeiten u. ſ. w. Unter dieſen Wachsarbeiten befinden ſich alle Theile des Körpers anatomiſch mit einer großen

Täuſchung dargeſtellt, die für Künſtler und Wundärzte, ja für jeden denkenden Kopf ſehr lehrreich ſind *).

Das Koſtbarſte von Kunſtwerken aber befindet ſich in der Tribune, die das Allerheiligſte dieſes Kunſttempels iſt. Dieſes iſt ein ſehr zierliches Cabinet von runder oder vielmehr achteckiger Form, mit einer domartigen Decke, wodurch das Licht hinein fällt. Hier ſieht man den Ausſchuß der Gallerie: die mediceiſche Venus, nebſt fünf andern antiken Statuen, verſchiedene Gemälde von Raphael, eine vortrefliche Madonna von Correggio, eine Venus von Titian, und andre mehr. Im

*) Ein Theil dieſer vortreflichen Wachsarbeiten iſt kürzlich nach Wien geſchafft, und in der daſigen chirurgiſchen Akademie, mit eben ſo viel Pracht als Geſchmack, aufgeſtellt worden. Da noch bis jezt von Seiten des Hofes keine Wiſſenſchaft oder Kunſt in dieſer Kaiſerſtadt thätige Aufmunterung findet, als die Chirurgie, ſo erregen die Anſtalten zu ihrem Flor deſtomehr Verwunderung. Einer ihrer vortreflichen Lehrer, der Profeſſor Humezovsky, hat die florentiniſche Idee noch weiter und zweckmäßiger ausgedehnt. Er hat nämlich allerhand Glieder des menſchlichen Leibes, die mit Wunden und Schäden behaftet waren, in Wachs verfertigt, um es dadurch den Eleven anſchauend zu machen, unter welchen Umſtänden eine Operation vorzunehmen oder zu unterlaſſen ſey. Es iſt eine Gallerie von Krankheiten, die durch die große Geſchicklichkeit des erfahrnen Meiſters das Auge täuſchen, und den beſten Unterricht gewähren.

Jahre 1780 wurden in der Tribune Bauveränderungen gemacht. Dieſer Bau betraf blos das Innere der Gallerie, und ward mit dem größten Eifer betrieben. Der Großherzog war oft ſelbſt zugegen, und munterte die Arbeiter auf. Beſonders war ſeine Aufmerkſamkeit auf einen großen Saal gerichtet, der für die Gruppe der Niobe beſtimmt wurde. Dieſer Saal wird einer der prächtigſten in Europa werden. Man hat die ohnehin ſchon beträchtliche Anzahl der Gallerie-zimmer durch neue vermehrt, und alle nur einigermaßen vorzügliche Gemälde aus den großherzoglichen Luſtſchlöſſern genommen, um ſie in der Gallerie aufzuhängen. Da das Graben nach Alterthümern ehemals mit beſondern Beſchwerlichkeiten verknüpft war, ſo hat der Großherzog dieſen jezt abgeholfen, und den Unternehmern durch ein beſtimmtes Geſez alle Aufmunterung gegeben.

Der Palaſt Pitti iſt die Wohnung der großherzoglichen Familie. Er führt den Namen von ſeinem erſten Beſizer, der ihn im funfzehnten Jahrhundert erbaute, allein durch dieſe Baukoſten zu Grunde gerichtet und gezwungen wurde, ihn wieder zu verkaufen, da ihn denn das mediceiſche Haus an ſich brachte und vergrößerte. Alberti,

von einer edlen toscanischen Familie, war Baumeister desselben. Dieser Künstler, der in seinen Werken nach den Grundsätzen Vitruvs verfuhr, und die Denkmäler von Griechenland und Rom unabläßig studierte, war der erste von den Neuern, der über die Baukunst geschrieben hat: desgleichen schrieb er in lateinischer Sprache Abhandlungen über die Malerey und Bildhauerkunst.

Dieser Palast, der auf einer Anhöhe liegt, ist nicht groß, aber schön, prächtig möblirt, und mit herrlichen Frescomalereyen geziert. Die hier befindlichen Gemälde sind in großer Anzahl, und zum Theil schätzbarer als diejenigen, welche man in der Gallerie sieht. Hier ist auch das vorerwähnte nie genug zu preisende Gemälde Raphaels, das unter dem Namen der *Madonna della sedia* bekannt ist, und die heilige Jungfrau mit ihrem Kinde sitzend vorstellt. Es ist nicht über zwanzig Zoll groß, allein wegen der Stärke des Ausdrucks, der in diesem bezaubernden Bilde herrscht, so auszeichnend und auffallend, daß selbst Nichtkenner davon hingerissen werden.

Hinter dem Palast ist der großherzogliche Garten, der größtentheils aus Terrassen besteht, mit vielen Springbrunnen geziert ist, und einen großen

Umfang hat. Uebrigens hat dieſer Garten nichts prächtiges, und wird auch ziemlich vernachläßigt. Es dient zum Spaziergange für wohlgekleidete Leute. Ich traf hier den Prätendenten an, der ſich ſeit einigen Jahren hier aufhält, und ein ſehr einſames Leben führet. Er kommt niemals nach Hofe, und vermeidet auch alle Geſellſchaften, weil er auf den königlichen Titel Anſpruch macht, den man ihm nicht geben will. Eben dieſer unbefriedigte Ehrgeiz trieb ihn aus Rom, wo ſeine Familie ſeit ſo vielen Jahren geliebt und bedauert wurde, und wo ſein Bruder, der Kardinal York, noch jetzt in großem Anſehn ſteht. Vor ſeiner Vermählung waren viele vom römiſchen Adel ſo gefällig, ihm den Majeſtätstitel zu geben, nachdem er aber ſeine Gemahlin, eine geborne Gräfin von Stollberg, in den Geſellſchaften als Königin aufführen wollte, ſo brachte dieſes die römiſchen Damen auf. Es wiederfuhren ihm verſchiedene Kränkungen, worauf er Rom verließ und ſich hieher begab.

Die hieſige Domkirche iſt außerordentlich auffallend, ſowohl ihrer Größe, als auch des farbigen Marmors wegen, womit ſie bedeckt iſt. Es iſt ein würdiges Denkmal der vormaligen republikaniſchen Herrlichkeit. Dieſes gilt auch von dem

Taufgebäude, das nahe bey der Domkirche, allein von derſelben abgeſondert ſteht. Die Thüren deſſelben ſind von Metall, und in kleine Fächer abgetheilt, worin Begebenheiten aus der bibliſchen Geſchichte, der Kirchenhiſtorie, und der Legende, auf das vortreflichſte mit unnachahmlicher Kunſt vorgeſtellt ſind. Michael Angelo bewunderte dieſe Thüren ſo ſehr, daß er zu ſagen pflegte, ſie verdienten die Thüren des Paradieſes zu ſeyn. In dieſem Gebäude werden alle Kinder aus der Stadt getauft. Ich erinnere mich nirgends, als in Toſcana, dergleichen abgeſonderte Taufgebäude geſehn zu haben.

Man kann Piſa nicht ohne Rührung betrachten. Eine ſo alte, ehemals ſo reiche, mächtige und volkreiche Stadt, nunmehr zu dem Grade der Niedrigkeit geſunken, daß ſie eine arme Provinzialſtadt eines kleinen Staats geworden iſt. Der Umfang der Stadt iſt ſehr beträchtlich, und nimmt noch denſelben Raum ein als vormals, da ſie der Sitz eines blühenden und kriegeriſchen Freyſtaats war; allein die Bevölkerung derſelben beträgt nur achtzehntauſend Seelen, daher die Straßen leer und öde ſind, und auf vielen das Gras wächſt. Dieſer Mangel an Menſchen verurſacht, daß einige

hundert Häuſer hier unbewohnt ſind, und die Miethe der bewohnten in einem höchſt niedrigen Preiſe ſteht. Die Lebensmittel ſind hier auch wohlfeil, und der Luxus gering, daher denn viele arme adeliche Familien hier wohnen, und den gänzlichen Verfall der Stadt hindern. Dieſer Armuth ungeachtet werden das ganze Jahr durch hier Schauſpiele gegeben, und im Carneval werden prächtige Opern geſpielt. Es war ein ſehr glücklicher Zufall für Piſa, daß der Graf Orlow dieſe Stadt im letzten Türkenkriege zu ſeinem Hauptquartier erwählte. Da Livorno der einzige Hafen im mittelländiſchen Meere war, wo die ruſſiſche Flotte mit allem verſehn werden konnte, ſo kam ſie nach ihren Excurſionen und Expeditionen immer wieder dahin zurück. Weil aber wegen der Menge des Adels Piſa dem Grafen beſſer als Livorno behagte, ſo ward während dem ganzen Kriege erſtere Stadt ſein Hauptſitz. Die vornehmſten Offiziers folgten ſeinem Beyſpiele, beſonders im Winter. Die Entfernung iſt nur zwey deutſche Meilen, daher denn alles hier war, und ein ſeit Jahrhunderten nicht geſehener Ueberfluß in Piſa herrſchte, deſſen Folgen die Einwohner noch jezt empfinden.

Pisa ist eine der ältesten Städte in Italien. Schon zu Strabo's Zeiten war sie eine sehr ansehnliche Seestadt. Damals lag sie am Meere, das sich seitdem nach und nach zurückgezogen hat. Diese Abweichung des Meeres ist in Italien fast allen großen Ufern gemein, wo sich die Flüsse in die beiden Meere ergießen, die es umringen. Viele behaupten sogar, daß mit jedem Jahrhunderte die apenninischen Gebirge niedriger würden, und daß durch ihre Erde, die von den Flüssen zum Meere geführt wird, Italien sich allmälig vergrößere.

Wenn man von Massa Carrara, oder der genuesischen Seite, in die Stadt kommt, so stellt sich sogleich der Domplaz dar, der ganz mit Gras bewachsen ist. In der Nähe stehen wenige Häuser, und wenn es nicht ein Feyertag ist, wird man hier keinen Menschen gewahr, so daß man in einen bezauberten Ort zu kommen glaubt; denn die prächtigen Gebäude dieses Platzes formiren eine überaus herrliche Gruppe, und reißen zur Bewunderung hin. Die Domkirche, das Taufgebäude mit seinen metallenen Thüren wie in Florenz, der hangende Thurm, der heilige Gottesacker, *Campo santo*, alles dieses steht mitten im Grase, wie eine

Dorfkirche. Die schönsten Zierrathen der Baukunst sind hier bey verschiedenen Gebäuden angebracht, die sowohl Größe als Majestät haben, und der hangende Thurm ist der zierlichste in Italien.

Die Domkirche wurde im Jahre 1016 von Boschetto de Dulichio, einem griechischen Baumeister, fast aus lauter griechischen Trümmern gebaut. Sie ist von innen und außen mit Marmor bedeckt, den die Pisaner zur Zeit ihres großen Handels aus der Levante holten. Sie beschifften damals alle Inseln des mittelländischen Meeres und des Archipelagus, desgleichen die Küsten von Kleinasien, Syrien, Egypten und Afrika. Die Kirche hat hundert große Fenster, die das Innere erleuchten; das Aeußere aber ist mit vielen Säulen und Pilastern gezieret. Man hält sie für das schönste Werk der gothischen Baukunst in Italien. Eine große Anzahl Granitsäulen, die dieses herrliche Gebäude stützen, sind von griechischen Händen nach dem besten Stil verfertigt. Viele derselben sind von einem einzigen Stück Granit, und einige sogar von Porphyr. Von diesem leztern kostbaren Stein ist eine neun Fuß hohe Säule, die man am hohen Altar sieht.

Das

Das Taufgebäude und der hangende Thurm ſind auch mit ſolchen griechiſchen Ruinen geziert. Es iſt kein Zweifel mehr, daß dieſer ſchöne Thurm wirklich geſunken ſey. Man hat das lächerliche Vorurtheil, als wenn er ſo hangend erbaut worden wäre, hinreichend widerlegt; denn man ſieht augenſcheinlich, daß die untern Pfeiler, wie auch die Schwelle geſunken ſind: außerdem würden auch die Pilaſter auf der ſinkenden Seite kürzer ſeyn gemacht worden. Er hat ſich blos dadurch ſchon ſechshundert Jahr erhalten, daß die Steine ſo wohlgehauen, und die Materialien außerordentlich gut verbunden ſind. Wenn man von dem Gipfel deſſelben eine perpendikuläre Linie bis zur Erde zieht, ſo iſt der Abſtand von dem unterſten Theile des Thurms funfzehn Fuß. Der Thurm hat acht Stockwerke und iſt 188 Fuß hoch. Man rühmt, daß dieſes hangende Gebäude dem großen Galilei die Bequemlichkeit verſchafft habe, den Fall der Körper genau zu berechnen.

Der heilige Gottesacker, oder Campo ſanto, iſt ein großes längliches Viereck mit hohen Mauern umgeben, die von Ghiotto, Ghiottino, Stephano, Buffalmaco und andern berühmten Meiſtern gemalt ſind, die bald nach der Wiederherſtellung der

Malerey florirten. Die Gegenstände sind alle biblisch. Diese Mauern umschließen ein kleines Feld, dessen Erde alle in der Nähe des heiligen Grabes in Jerusalem ausgegraben worden ist. Dieses geschah zu den Zeiten der Kreuzzüge, an welchen die Pisaner auch Antheil nahmen. Da nun jedermann Reliquien aus Palästina nach Europa brachte, hatten sie den besondern Einfall, durch diese Art von Heiligthum ihre Stadt zu verherrlichen; daher denn ihre Schiffe, die muthige Krieger und Waffen nach dem gelobten Lande führten, anstatt der gehofften Reichthümer verwundete Soldaten und Erde zurückbrachten. In dieser heiligen Erde beygesezt zu werden, ist eine besondre Ehre, die nicht ohne viele Kosten erlangt wird. Das prächtigste Mausoleum in diesem Campo santo ist dem Andenken des Grafen Algarotti gewidmet, der hier 1765 gestorben ist. Der König von Preußen hat es diesem seinen gelehrten Freunde (so wie er auch die Asche des Marquis d'Argens zu Aix in der Provence geehrt hat) errichten lassen, und selbst die Grabschrift gemacht, die in wenig Worten viel, vielleicht zu viel sagt. Man liest hier: Algarotti Ovidii aemulo, Neutoni discipulo, *Fridericus*. Der König hat

mit ihm bis an ſeinen Tod Briefe gewechſelt, und hätte er ſich von ſeiner Krankheit wieder erholt, ſo würde er ſeinen königlichen Freund nochmals beſucht haben. — Eine Abtheilung auf dieſem Gottesacker beſteht aus einer beſondern Compoſition Erde, die, wie man verſichert, in neun Tagen die Körper verzehrt.

Außer den oben angeführten Werken der Baukunſt, beſitzt Piſa noch andre ſchöne öffentliche Gebäude und Paläſte. Vorzüglich aber iſt hier eine zierliche marmorne Brücke über den Arno zu erwähnen, auf welcher die ſo bekannten jährlichen Gefechte gehalten wurden, die zum großen Leidweſen des piſaniſchen Pöbels aller Klaſſen von dem jetzigen Herzog abgeſchafft ſind.

Eine halbe Stunde von Piſa ſind warme Bäder, die ſtark von den Italienern beſucht werden, beſonders ſeitdem ſie vor einiger Zeit auf großherzoglichen Befehl in ſehr guten Stand geſezt worden ſind. Ordnung, Reinlichkeit und Bequemlichkeit herrſchen hier, welches man ſelten in Italien rühmen kann. Der Weg nach dieſen Bädern geht bey der prächtigen Waſſerleitung vorbey, die ein herrliches Denkmal alter Zeiten iſt. Ueberhaupt iſt die Gegend bey Piſa ſehr reizend, und über-

trifft hierin alle Städte in Toſcana. So reich dieſer Ort indeſſen an vortreflichen Werken der Baukunſt iſt, ſo iſt er doch vergleichungsweiſe arm an ſchönen Gemälden, und ganz dürftig an antiken Bildſäulen; denn man trifft von dieſen leztern auch nicht eine einzige in Piſa an.

Es iſt hier auch eine Univerſität, die ein Obſervatorium, einen botaniſchen Garten, ein Naturaliencabinet und eine Menge Profeſſores hat; allein man hört nicht viel von ihren Arbeiten. So gelehrt ſie auch in einigen Fächern ſeyn mögen, ſo barbariſch unwiſſend ſind ſie in allem, was jenſeit der Alpen vorgeht. Deutſchland beſonders iſt für ſie eine unbekannte Region. Ich habe hier mit einem Bücherſchreibenden Profeſſor der Mathematik geſprochen, der nie etwas von Leibnitz und Wolf weder gehört noch geleſen hatte. Dieſe grobe Unwiſſenheit herrſcht durchaus in Italien, wovon ich unzählige Beyſpiele erlebt habe. Die Urſache davon iſt gröſtentheils dieſe, daß die Italiener die Erlernung andrer europäiſcher Sprachen ganz vernachläßigen. Selbſt die franzöſiſche wird in keinem einzigen Lande von Europa, Spanien ausgenommen, ſo wenig wie in Italien erlernt. Unter dreißig Gelehrten findet man kaum einen, der dieſe

Sprache verſteht; an andre Sprachen iſt gar nicht zu denken. Denn ein Italiener, der, ohne gereiſt zu ſeyn, blos aus Liebe zu den Wiſſenſchaften die engliſche oder deutſche Sprache erlernt, iſt ein Phänomen, das man ſchwerlich in ganz Italien antreffen wird. Sie haben daher nicht den geringſten Begriff von den Schönheiten der großen engliſchen Dichter und Proſaiſten. Was die deutſche Litteratur betrifft, ſo kommt ſie bey ihnen nicht in die geringſte Betrachtung, worüber ein Deutſcher ſehr artige Complimente allenthalben hören wird, wenn man ihn aus einem andern Lande zu ſeyn glaubt. Der Verſuch des ehrlichen Neapolitaners Bertola, unſre großen Dichter unter dem Titel: Idea della Poeſia Allemanna zu überſezen, oder vielmehr zu traveſtiren, hat auch den Endzweck nicht erreicht, noch erreichen können, und iſt daher Makulatur geworden.

Piſa iſt indeſſen beträchtlicher als Sienna, wo auch eine Univerſität iſt. Dieſe leztere Stadt liegt auf dem Wege von Florenz nach Rom, und wird daher von durchreiſenden Fremden ſtark beſucht, die ſich aber gewöhnlich hier nicht lange aufhalten. Das hieſige Frauenzimmer iſt das ſchönſte in Toſcana. Hier iſt es, wo man ſich rühmt, am beſten

italienisch zu reden. Ich habe mich schon über diesen Punkt erklärt, und kann durchaus diesem affektirten Dialekt keinen Beyfall geben. Die Prätensionen der Sienneser aber gehen noch weiter; sie wollen auch für die witzigsten in Italien gehalten werden, und bemühen sich daher, ihren Witz in seltsamen Redensarten zu zeigen. Ich sah auf dem öffentlichen Spaziergange einen Cavalier, der zwey Damen führte, diesem begegnete ein fremder Opernsänger, welcher, indem er seine Verbeugung machte, von dem Sienneser folgenden Gegengruß empfing: „Ihr Sklave, Herr Instrumentenbegleiter!“ Dieses Compliment erregte ein Gelächter, wodurch der Virtuose ganz beschämt wurde. Dieß mag zur Probe des siennesischen Witzes dienen. Das Wort Sklave ist indessen in ganz Italien ein nicht ungewöhnlicher Complimentirausdruck. Unsere diesseit der Alpen so allgemein gebräuchliche gehorsamste und unterthänigste Diener, schienen den Italienern noch nicht hinreichend genug zu seyn, ihre Unterwürfigkeit auszudrücken; sie nahmen daher zu den Galeeren ihre Zuflucht, und holten von da das Bild, um ihre Höflichkeit zu bezeichnen. Ich enthalte mich aller Reflectionen, die natürlich aus dieser Bemerkung fließen.

Die Stadt Sienna iſt groß und wohlgebaut. Ihr Marktplaz, der in einer Tiefe liegt und ein Baſſin formirt, iſt von außerordentlichem Umfange. Die Bevölkerung iſt geringe, und die Armuth hier eben ſo groß, wo nicht größer, als in Piſa. Von dem ehemaligen Flor ſind wenig Ueberreſte geblieben. Die Domkirche, die im zwölften Jahrhundert erbaut wurde, iſt davon das vornehmſte Denkmal, das mit koſtbaren Gemälden und andern vortreflichen Kunſtwerken pranget. Sie iſt ungemein groß, und von außen ganz mit ſchwarzem und weißem Marmor bedeckt, welches einen ſehr auffallenden Anblick verurſacht. Sienna hatte ſchon im dreyzehnten Jahrhunderte Statuten für ſeine Maler und Künſtler; ſie machten eine Geſellſchaft aus, und hatten ihren Rector, der in großem Anſehn ſtand.

Livorno giebt einen überzeugenden Beweis, welche Wunder durch weiſe politiſche Anſtalten in kurzer Zeit bewirkt werden können. Ein unbedeutender Ort, mitten in einem Lande, das vollen Seehafen iſt, und überdem in der Nachbarſchaft einer ſehr reichen Stadt, welche in dem langen Beſiz einer ausgebreiteten Handlung war. Wie wenig Wahrſcheinlichkeit war hier zu einem ſchleu-

nigen Flor, und daß man der stolzen Nachbarin in der Handlung den Rang ablaufen würde! Indessen ist es geschehn, und zwar ohne eine außerordentliche politische Revolution. Da Amsterdam seinen Handlungsflor auf den Verfall von Antwerpen gründete, so waren ganz andre wirkende Ursachen vorhanden, als hier zwischen Livorno und Genua. Es ist die einzige Handelsstadt in Italien, deren Flor steigend ist *). Ihre Volksmenge ist schon bis auf fünfundvierzigtausend angewachsen, und vermehrt sich täglich. Von meinem ersten bis zum zweiten Aufenthalte waren sechs Jahre verstrichen, in welchem kurzen Zeitraume sogar der steigende Flor der Stadt sehr merklich war. Als die Genueser Livorno an das Haus Medicis abtraten, war es ein elender und ungesunder Ort, der aber, durch die anwachsende Bevölkerung, diese üble Eigenschaft, zur Verzweiflung seiner ehemaligen Herren, gänzlich verlor.

Da Livorno also eine neue Stadt ist, so muß man hier weder Alterthümer noch neue Werke der

*) In Triest ist der Handel auch steigend, allein obgleich in dieser Stadt italienisch gesprochen wird, so gehört sie doch, wie bekannt, nicht zu Italien, sondern zu Deutschland.

Baukunſt in prächtigen Kirchen und Paläſten ſuchen, ſo wenig als Bildergallerien und Statuenſammlungen. Dieſes iſt künftigen Zeiten vorbehalten. Indeſſen ſieht man dafür eine außerordentliche Induſtrie, Fabriken, Manufakturen und Schiffahrt. Kein Hafen am ganzen mittelländiſchen Meere, ſelbſt Marſeille nicht, wird ſo ſtark beſucht, als der hieſige. Man ſucht auch von Seiten der Regierung alles hervor, die Handlung zu begünſtigen. Commerzfreyheit, Traktaten mit den barbariſchen Staaten, oſtindiſche Handlung, große Toleranz, und gute merkantiliſche Geſetze.

Die Juden genießen außerordentliche Freyheiten, auch wimmelt hier alles von dieſem Volke. Sie geben ſich mit aller Art von Handel ab, beſonders haben ſie Korallenfabriken hier angelegt, die nicht ihres gleichen in Europa haben. Ein ſehr ſonderbares Projekt verdient hier erzählt zu werden, um ſo viel mehr, da an deſſen Ausführung wirklich gearbeitet worden iſt. Einige deutſche Offiziers, die ſich auf der ruſſiſchen Flotte im letzten Türkenkriege befanden, und den berüchtigten Ali Bey perſönlich kennen gelernt hatten, kamen mit verſchiedenen hieſigen Juden überein, dieſem damals glücklichen Rebellen den Antrag zu thun,

für einen gewiſſen Preis Jeruſalem der jüdiſchen Nation zu überlaſſen. Dieſe Stadt war zu der Zeit in ſeiner Gewalt, und ſeine Begierde nach Reichthümern unerſättlich. Ali Bey willigte ein; allein er foderte ſehr große Summen, und Unterſtützung von Rußland zu ſeinen weitern Unternehmungen. Da dem Intereſſe dieſes Staats die Schwächung ſeines mächtigen Feindes, von welcher Seite ſie auch geſchah, nicht anders als vortheilhaft ſeyn konnte, ſo ward ihm auch unter der Hand Beyſtand verſprochen, und die Juden in Livorno, die bereits glänzende Entwürfe machten, ſich mit der Garantie großer Höfe ſchmeicheiten, und vielleicht gar von Aufbauung des Tempels träumten, ſchrieben an ihre Glaubensgenoſſen in England und Holland. Die verlangten Summen machten die geringſte Schwierigkeit aus, und wer weiß, wie weit es noch mit dieſem ſeltſamen Plane gekommen wäre, wenn nicht der Tod des Ali Bey dieſer Unterhandlung auf einmal ein Ende gemacht hätte.

Der lange Aufenthalt der ruſſiſchen Flotte in dieſem Hafen, wo ſie mit allen Bedürfniſſen verſehn, und ihre gemachten Priſen hingebracht wurden, verſchaffte der Stadt außerordentliche Vor-

theile, für welche denn manches übersehn werden mußte. Die Russen rechneten auf diese Nachsicht so sehr, daß sie sich Vergehungen erlaubten, die wohl in keinem Lande ungeahndet geblieben wären. Zum Beweis mag folgendes dienen: Der Hund eines russischen Offiziers, der seinem Herrn in die Stadt folgte, verlief sich bey der Thorwache unter die Gewehre, und verursachte einige Unordnung. Es war natürlich, daß die Schildwache dieses Thier verjagte, welches denn auch durch eine unsanfte Bewegung des Fußes geschah. Der Russe, durch diese Behandlung seines Hundes beleidigt, fiel mit seinem Stock über die toscanische Schildwache her, und prügelte erbärmlich darauf los. Das Geschrey des Leidenden sezte die ganze Wache mit ihrem Offizier in Bewegung, der seinen Soldaten der Wuth des Angreifers entziehn wollte, dadurch aber den Zorn des Russen vermehrte, und von ihm auch mit demselben hölzernen Maaße gemessen wurde. Das Sonderbarste bey diesem Vorfall war, daß er keine weitern Folgen hatte.

Eine weit merkwürdigere Begebenheit aber ereignete sich hier im März 1775. Eine russische Dame von unehelicher Geburt, aber aus dem durchlauchtigsten Blute dieses Landes, hatte sich

zwey Jahre lang in Rom aufgehalten, woselbst sie in der größten Dürftigkeit lebte. In diesem Zustande konnte es ihr wohl nie einfallen, ihre Blicke auf einen Thron zu richten. Sie besaß Klugheit, gute Bildung, und einen sehr sanftmüthigen Charakter. Ihr eingezogenes Leben wurde aber auf einmal durch einen abgeordneten russischen Offizier abgebrochen, der gegen sie mündliche Aeußerungen von einer sehr außerordentlichen Art that, denen er durch das Anerbieten einer ansehnlichen Summe Geldes ein großes Gewicht gab. Dieses lezte Argument that die erwartete Wirkung in ihrer großen Noth. Die Dame ließ sich überreden, und kam im Anfange des Jahrs 1775 nach Pisa, woselbst sich damals der Graf Alexis Orlow befand. Dieser empfing sie wie eine Königin: er begleitete sie allenthalben, und wenn er mit ihr im Schauspielhause war, so begegnete er ihr vor den Augen des ganzen Publikums mit einer Ehrerbietung, die den gesamten Adel in Erstaunen sezte. Niemand konnte ergründen, wer diese unbekannte Dame sey, gegen die der stolze Graf so viel Herablassung bezeige. So dauerte es das Carneval durch. Endlich ward ein Vorschlag gethan, das so nah gelegene Livorno zu besuchen.

Es geschah; man stieg bey dem englischen Consul Dyck ab, und alles war im Wohlleben. Bey der Tafel ward von der Flotte gesprochen, und da die Dame nie ein Kriegsschiff betreten hatte, so schlug sie die Einladung nicht aus, eins zu besehen. Wie wenig argwohnte die Unglückliche ihr Schicksal! Sie steigt mit dem Grafen ins Boot, fährt zu dem bestimmten Schiff, und wird hinein gehoben. Auf einmal verändert sich die Scene. Man kündigt ihr mit verächtlichem Tone ihre Gefangenschaft an, und schließt ihre Hände in Ketten. Das Schiff blieb noch zwey Tage auf der Rhede liegen, um sich zur Reise nach Rußland vorzubereiten. Kein fremdes Boot durfte sich diesem Schiffe nähern; denn die darauf befindlichen Schildwachen drohten Feuer zu geben, wenn man dazu Miene machte. Dieses hinderte aber nicht, daß die zahlreichen Boote der Livorneser nicht nahe genug kamen, um bisweilen den bedauernswürdigen Gegenstand ihrer Neugierde zu sehn; sie war oft am Fenster der Cajüte, wo sich ihre Verzweiflung sichtbar zeigte. Am dritten Tage segelte das Schiff mit seiner Beute ab. Ich traf wenig Tage nachher in Livorno ein, wo die ganze Stadt über diesen Vorfall noch aufgebracht war. Nach

mehr aber war es der Hof, der auch ſeinen Unwillen ſehr deutlich zu erkennen gab.

Es war dem Maler Hakert in Rom, einem Brandenburger, aufgetragen worden, die ruſſiſchen Siege zu malen. Da nun die Verbrennung der türkiſchen Flotte bey Tſchesme die vorzüglichſte Kriegsbegebenheit war; ſo ließ der Graf Orlow, um dieſelbe dem Maler deſto lebhafter vorzuſtellen, im Hafen von Livorno ein Schiff anzünden. Dieſes war die Urſache, und nicht der lächerliche Bewegungsgrund, der von vielen angeführt wird, daß nämlich der Graf den Herzog von Gloceſter mit einem Feuerwerk von einer außerordentlichen Art habe regaliren wollen. Eine Menge Maler aus allen Provinzen von Italien kamen nach Livorno, dieſes ſonderbare Schauſpiel zu ſehn. Ob ſie etwas mehr als Feuer und Rauch geſehn haben, und ob dieſes weite Reiſen verdiene, iſt die Frage; genug Hakert malte dieſen Brand der Flotte, wie auch andre See-Expeditionen der Ruſſen, und wurde von der großen Catharina kaiſerlich belohnt.

Obgleich Livorno weder große Paläſte noch prächtige Kirchen hat, ſo fehlt es doch nicht an ſehr zierlichen Häuſern, die inwendig aufs herrlichſte

geschmückt sind. Der englische Consul Dyck hat diesen Luxus bis zu einem Grade von Ausschweifung getrieben, der in Italien selbst bey Fürsten unbekannt ist. Sein außerordentlich großes Haus war in Sommer- und Winter-Apartements abgetheilt, dabey jeder Theil, von den Tapeten an bis zu dem kleinsten Geräthe, verschieden, und mit einer spitzfündigen Wahl für eine gewisse Jahrszeit bestimmt. Dieses Raffinement ist bekanntlich in Frankreich erfunden, und wird auch daselbst wirklich von einigen Großen in Ausübung gebracht; allein bisher ist diese Mode noch wenig in andern Ländern nachgeahmt worden, daher sie beym Ritter Dyck desto auffallender war. Indessen leistete ihm dieser Luxus sehr wesentliche Dienste. Der Graf Orlow wurde davon so eingenommen, daß er sich bey ihm einquartierte, und ihm die Besorgung der Anschaffung der Bedürfnisse für die russische Flotte übertrug. Dieses überaus wichtige Geschäft war in den Händen eines deutschen Negocianten, Namens Frank, dessen Handlungshaus das ansehnlichste in Livorno, und dem der Graf besondre Verbindlichkeit schuldig war. Er hatte auch sein schönes Haus angeboten, allein da uns glücklicherweise die Distinction der Sommer- und

Winterzimmer daselbst fehlte, so ward jenes vorgezogen, und dieser Wahl folgten auch die Geschäfte, welche der Engländer so wohl verstand, daß er nach einer genauen Berechnung über eine Million Zechinen dabey gewonnen hat. Man glaubte den hintangesezten Frank damit zu entschädigen, daß er vom russischen Hofe zum Generalconsul in Italien mit einem großen Gehalt ernannt wurde. Er verbat aber diesen Posten unter dem Vorwande überhäufter Geschäfte. Die Kaiserin indeß, die seine wichtigen Dienste nicht unbelohnt lassen wollte, gab ihm ansehnliche Handelsprivilegien, die seine Schiffe in allen russischen Häfen genießen.

Der große Handel nach der Levante und den barbarischen Seehäfen verursacht, daß man hier eine strenge Quarantaine halten muß. Niemand darf hierin auf Nachsicht hoffen; denn weder Rang, Ehrenwort, noch alle Anzeichen einer guten Gesundheit kommen hiebey in Betrachtung. Diese Quarantaine geschieht in gewissen hiezu errichteten Gebäuden, die unweit dem Hafen liegen. Die Zeit des Aufenthalts ist sehr verschieden, da die Oerter, wo man herkommt, und die Gesundheitspässe die Dauer bestimmen. Alle Gunst, die

man

man dem Grafen Orlow hierin wiederfahren ließ, der dieses Experiment oft machen mußte, war, ihm für seine Person ein paar Tage von der festgesezten Zeit nachzulassen. Die Seefahrer scheuen die langen Quarantainen außerordentlich; sie wenden daher alle Künste an, dieses Urtheil zu vermeiden. Wenn ein aus der Levante kommendes Schiff den bestimmten Hafen in der Ferne erblickt, geräth alles in Bewegung. Jedermann muß sich reinigen und putzen, auch werden die starken Getränke nicht gespart, um der Schiffsequipage ein munteres und lebhaftes Ansehn zu verschaffen. Die Kranken müssen die Hängematten verlassen und sich gesund stellen. Sind aber ihre Krankheiten zweydeutig, so seze man sie bisweilen des Nachts am Lande aus, noch ehe man den Hafen erreicht. Ich weiß, daß ein Kriegsschiff im Jahre 1774 dieses Manöver gemacht hat. Es hatte zwey Kranken am Bord, deren körperlicher Zustand den Schiffswundärzten unerklärbar schien. Da sie Italiener und des Landes kundig waren, brachte man sie zur Nachtzeit ans Ufer. Das Schiff seze indessen seine Fahrt nach Livorno fort; man bekümmerte sich nicht weiter um diese Leute, von denen man auch nie etwas weiter gehört hat.

Die Entdeckung würde ihr Leben in Gefahr gebracht haben; hierin sind die Gesetze äußerst streng, und in der That ist dieß der beste Theil der italienischen Polizey. Sogar das kleinste Fahrzeug, das in einen Hafen einlaufen will, wenn es gleich nur wenige Meilen von einem benachbarten italienischen Ufer kommt, muß sich erst bey den Gesundheitscommissarien legitimiren, bevor es dazu die Erlaubniß erhält.

Die Kaffeehäuser in Livorno sind die schönsten in Europa. Nichts übertrifft ihre geschmackvolle Verzierungen; allenthalben sind Spiegelgläser angebracht, und des Abends sind sie so außerordentlich erleuchtet, als ob man ein Fest feyern wollte. Die Gastfreyheit, welche die Livorneser so wenig wie die andern Italiener kennen, wird hier vollends durch einen sonderbaren Gebrauch verspottet, der einer reichen Handelsstadt keine Ehre macht. Ein jeder Fremde nämlich, der kein Italiener ist, muß im Schauspielhause bey seinem Eintritt doppelt bezahlen. Widersezt sich der Fremde dieser inhospitablen Verordnung, so wird ihm der Eingang verwehrt. Ist Sprache, Anstand und Kleidung völlig italienisch; und man kennt ihn nicht, so wird er für einfache Bezahlung hereinge-

laſſen; allein im Fall der Entdeckung, ſezt er ſich einer Beſchimpfung aus. Wenn man auch dieſen niederträchtigen Gebrauch damit beſchönigen wollte, daß die Theaterluſtbarkeiten hier vorzüglich für die Livorneſer beſtimmt wären, die zu allen Zeiten dazu beytrügen, und man daher, mit Hintanſetzung aller üblichen Höflichkeit, blos auf ihren Vortheil Rückſicht genommen hätte; ſo könnte man doch fragen, ob denn die Mailänder, Genueſer und Römer in dieſem Betracht nicht eben ſowohl Fremde in Livorno wären, als der Deutſche und Engländer? oder ob die Ultramontaner allein Fremde in dieſer Stadt ſind; mit welchem leztern Worte, im Vorbeygehn geſagt, unſre witzigen Nachbarn jenſeit des Rheins genau denſelben Begriff verbinden, den die Griechen und Römer bey dem Worte Barbar dachten. Dem ſey wie ihm wolle, ſo iſt dieſer abgeſchmackte Gebrauch blos der Stadt Livorno eigen, und iſt ungeachtet aller Finanzſpekulationen noch nirgends nachgeahmt worden.

Sechster Abschnitt.

Genua. Regierung. Charakter der Genueser. Staatsökonomie. Handel. Capitalien. Parallele zwischen Genua und Hamburg. Oekonomie. Sparsamkeit. Wissenschaften und Künste. Werke der Baukunst. Frauenzimmer. Sprache. Große Unwissenheit. Andachtsübungen. Brüderschaften. Feyerlichkeit mit der Asche des heiligen Johannes. Staatsverfassung. Adel. Befreyung von Genua durch den Pöbel 1746. Landtruppen und Marine. Hafen. Sich selbst verkaufende Galeerensklaven. Handelsgeschäfte der genuesischen Edeln. Clifford. Bank von Genua. Commerzbedrückung. St. Remo. Noli. Assembleen. Cicisbeat. Lucca.

Die ehemals so mächtige Republik Genua, die sogar eine Vorstadt von Constantinopel besaß, und den Venetianern selbst in ihren Lagunen Schrecken einjagte, ist nun zu einem Grade von Niedrigkeit herabgesunken, wo ihre Ohnmacht sich von allen Seiten zeigt, und die Dauer ihrer Existenz als Freystaat sehr zweifelhaft macht. Es war eine betrübte Nothwendigkeit, Corsica an Frankreich zu überlassen. Die Truppen der Republik waren nicht hinreichend, diese Insel gegen

die tapfern Einwohner derſelben zu vertheidigen, die wider die Tyranney fochten. Nach den ſicherſten Rechnungen koſtete dieſe Eroberung Frankreich zwanzigtauſend Mann und ſechzig Millionen Livres, wofür denn dieſer Krone endlich eine kleine Inſel, die ungefähr 124000 Einwohner hat, zu Theil wurde. Man würde ſagen können, daß die Genueſer durch die Abtretung derſelben eher gewonnen als verloren hätten, wenn Corſica nicht der Stadt Genua wegen der Lebensmittel höchſt nöthig wäre. Dieſe werden ſeit der franzöſiſchen Herrſchaft nicht mehr dahin gebracht. Geſchieht es auch zuweilen, ſo iſt es zu ſolchen Preiſen, welche der gemeine Mann in Genua nicht bezahlen kann. Dieſer Theurung wegen, deren Ende nicht zu erwarten iſt, herrſcht unter dem Volke eine Unzufriedenheit mit der Regierung, die ſich in lautem Murren zeigt. Es iſt merkwürdig, daß in dieſem Falle, ſo wie in vielen andern, die Republiken von Genua und Venedig vollkommen contraſtiren. In Venedig iſt, wie bekannt, die Zunge gefeſſelt, hier aber läßt man ſelbſt den heftigſten Ausbrüchen und Klagen freyen Lauf, ohne es zu ahnden. Geſchieht dieſe Nachſicht aus angenommenen politiſchen Grundſätzen, ſo möchte man faſt den

für die Menschheit so nachtheiligen Satz behaupten, daß, zur Beherrschung der Völker, die Strenge der Gelindigkeit vorzuziehen sey. Denn die Unzufriedenheit des Volks mit der Regierung erweckt Abneigung gegen den Staat selbst, welches hier wirklich der Fall ist, dahingegen die Venetianer ungeachtet der Strenge, womit sie behandelt werden, an ihre Republik mit der größten Zuneigung gekettet sind.

Die Dolchstiche, und oft sogar Ermordungen, werden mit dieser nämlichen Nachsicht behandelt; denn selbst die obrigkeitlichen Personen fürchten solche Anfälle. Ich war Zeuge einer Unterredung, die zwischen einem Handwerksgesellen und dem General der Republik, (der, durch einen andern Contrast mit Venedig, allemal ein Senator ist, da es in Venedig durchaus ein Fremder und ein wirklicher Soldat seyn muß,) im Palast des Doge vorfiel. Der Bruder dieses Menschen war in Verhaft gezogen worden, und zwar wegen eines Staatsverbrechens, an dem er unschuldig zu seyn vorgab. Jener verlangte daher seine Loslassung in peremtorischen Ausdrücken, und drohte widrigenfalls sich zu rächen. Mein Erstaunen überstieg alles, da dieses verwegene Betragen, an einem

ſolchen Orte, und in Gegenwart von mehr als hundert Perſonen, von dem General mit einer Nachſicht und Herablaſſung erwiedert wurde, die bey ſolchen Vorfällen das ſicherſte Kennzeichen einer ſchwachen Regierung iſt. Er gab ſich alle Mühe, ihn zufrieden zu ſtellen, und widerrief auf der Stelle das vorher gegebene Verbot, dem zu folge niemand zu dem Verbrecher gelaſſen werden ſollte.

Man hat ein altes Sprüchwort, das die Nachbarn der Genueſer beſtändig anführen. „Ein „Meer ohne Fiſche, Berge ohne Waldungen, „Männer ohne Redlichkeit, und Weiber ohne „Scham.“ Man würde aber Unrecht thun, die Bewohner danach mit aller Strenge zu beurtheilen, obgleich in ſolchen durchaus angenommenen Volksredensarten groſſentheils Wahrheit liege. Sie haben dazu nicht wenig Veranlaſſung gegeben, und geben ſie noch. Der Geiſt des Wuchers, der die Männer beſeelt, verurſacht, daß ſie ſich manches erlauben, wodurch Treue und Glauben verletzt wird; auch iſt er die Urſache, daß ſie ſich weniger um ihre Weiber bekümmern, und ihnen groſſe Freyheiten geſtatten, welche dieſe denn auch zu nutzen wiſſen, und alſo das Sprüchwort einigermaßen rechtfertigen.

Die Genueſer beſitzen mehr Verſchlagenheit und Induſtrie, als die andern Italiener. Dieſes kommt von der Unfruchtbarkeit ihres Landes her, das von allen benachbarten ſchönen Ländern durch eine ſtiefmütterliche Natur ausgezeichnet iſt. Dieſem Mangel ſuchen ſie durch Thätigkeit und Anſtrengung ihrer Geiſteskräfte abzuhelfen, und es iſt ihnen auch von jeher ungemein wohl gelungen; denn eben ſo war der Charakter der alten Ligurier, die ehemals dieſes Land bewohnten. Wie ſehr dieſer Mangel die Induſtrie allenthalben befördert, ſo wie ſie der Ueberfluß erſtickt, wird ein Reiſender durch ſehr ſonderbare Beyſpiele belehrt. Man vergleiche nur das ſumpfige und morastige Erdreich Hollands mit den paradieſiſchen Gefilden von Neapel. Dieſe größere Induſtrie der Genueſer, der daraus entſtehende Wucher, und verſchiedene Eigenheiten ihrer Denk- und Handlungsart, verurſachen, daß ſie nicht allein von ihren Nachbarn, ſondern von allen italieniſchen Völkerſchaften überhaupt gehaßt werden.

Durch eine beſondere Verfeinerung der Staatswirthſchaft, die man an andern Orten zum Theil, nirgends aber ganz nachgeahmt hat, treibt der Staat eine ausſchließende Handlung mit allen

Hauptbedürfnissen des Lebens; Brod, Wein, Oel, Holz, kurz alles Unentbehrliche, muß aus dazu bestimmten Magazinen in der Stadt gekauft werden, wo man diese Artikel durchgehends in der schlechtesten Qualität findet. Da nun überdem die Preise hoch sind, und die Contrebande nicht wohl statt findet, so ist das gemeine Volk gezwungen, diese so nöthigen Dinge daselbst zu kaufen. Der Adel und angesehene Kaufleute erhalten gegen Erlegung gewisser Abgaben das Recht, ihre Provisionen von auswärts kommen zu lassen; allein sie dürfen nicht das geringste verkaufen. Indessen ist ihnen nicht verwehrt, einige Flaschen Wein an Fremde zu verschenken, die ohne diese Höflichkeit in Genua sehr übel daran seyn würden; weil es schlechterdings unmöglich ist, für irgend einen Preis trinkbaren Wein zu kaufen. Dieses so ausgedehnte Monopolium ist die Ursache der außerordentlichen Armuth, die in dieser reichen Stadt das gemeine Volk drückt; es würde umkommen, wenn nicht die Menge der Stiftungen und die ansehnlichen Almosen das Uebel einigermaßen verringerten.

Die Bevölkerung der Stadt ist ungefähr achtzigtausend Seelen. Unter diesen sind nicht über zweyhundert reiche Familien; drey oder viermal

so viel, die ihr ordentliches Auskommen haben, alle übrigen sind blutarm; so wie auch der Staat selbst sehr arm ist, und keine Wahrscheinlichkeit sieht, je seine großen Schulden zu bezahlen.

Man ist gewohnt, Genua für das italienische Peru zu halten. Die großen Capitalien, welche die Stadt an Könige, Fürsten und Gemeinheiten geliehen hat und noch leihet, scheinen den Begriff von unerschöpflichen Reichthümern zu bestärken. Allein derselbe wird bey einer genauen Untersuchung sehr herabgestimmt. Der gänzliche Verfall des genuesischen Handels, wozu Livorno vornehmlich beygetragen, hat die Genuesen genöthigt, ihre Capitalien blos in Wechselgeschäften und Darlehn anzulegen. Daher findet man hier wenig große Magazine mit Produkten andrer Länder angefüllt, wie man sie in allen Handelsstädten häufig antrifft. Alles ist aufs Geldnegoce eingeschränkt. Da nun, in Rücksicht auf die Staatswirthschaft, das Geld kein wirklicher Reichthum, sondern blos ein Zeichen desselben ist, so muß man es hier überdem noch als Waare ansehen. Denn ohne dasselbe müßte alle Handlung in Genua gänzlich aufhören, da es so sehr an einheimischen Produkten mangelt; ein Umstand, der auch gegenwärtig, ungeachtet

aller Wechſelgeſchäfte, den Handel hier ſehr paſſiv macht. Nun ſollte man glauben, daß das Geld, als ſo zu ſagen die einzige Waare betrachtet, hier im Ueberfluß vorhanden wäre; allein man würde ſich irren, wie die geringſte Vergleichung ausweiſen kann. Die circulirende Geldſumme beträgt in Genua nicht über neun Millionen Reichsthaler, eine Summe, die, ſo groß ſie auch iſt, doch als einziger Reichthum eines reichen Staats, gar nicht außerordentlich genannt werden kann. Vielleicht hat Hamburg eine nicht geringere Circulation, obgleich deſſen wahrer Reichthum nichts ſowohl in Geld, als vielmehr in dem ungeheuern Vorrath aller Art roher und verarbeiteter Produkten beſteht. Es ſollte mir nicht ſchwer werden, zu beweiſen, daß dieſe große Reichsſtadt, die nur ein ſehr geringes Territorium beſitzt, und nach der deutſchen Staatsverfaſſung nicht als ein Staat betrachtet wird, dennoch, ob ſie gleich keine ariſtokratiſchen Edlen wie Genua an der Spitze hat, die ihr einen eingebildeten Glanz geben, wegen ihres ungleich größern Handels, ihres unter alle Volksklaſſen vertheilten Reichthums, ihrer Induſtrie, und ihres Flors überhaupt, von größerer Wichtigkeit als der Staat von Genua iſt. Die

auswärts geliehenen Capitalien dieſes Staats betrugen im Junio des 1780ſten Jahres, nach deutſchem Gelde fünfundvierzig Millionen Reichsthaler, worunter aber vieles unſicher ſtand. Alle dieſe Reichthümer alſo, nebſt allen realiſirten Schulden, ſamt und ſonders, würden nicht hinreichend geweſen ſeyn, im amerikaniſchen Kriege den Engländern ſechsmonatliche Bedürfniſſe zu verſchaffen. Solche Berechnungen ſind nöthig, um die Verhältniſſe der Staaten gegen einander zu beſtimmen, die öfters ungeheurer ſind, als man ſich einbildet.

Die große Oekonomie, die hier ſelbſt die Reichſten beobachten, damit ſie die von außen einkommenden Intereſſen wieder ausleihen können, überſteigt alle Vorſtellung, und würde ſelbſt einem Holländer zu weit getrieben ſcheinen; daher die äußerſt geringe Gaſtfreyheit, die eingezogene Lebensart, die einfache ſimple Kleidung, die eingeſchränkten Luſtbarkeiten, und der gänzliche Mangel an Gelehrten und Künſtlern, in einer ſo ſehr anſehnlichen Stadt, welche das Vaterland eines Columbus und eines Doria iſt.

Die Sparſamkeit allein konnte den ſonderbaren Gebrauch der ſchwarzen Kleidung einführen, die

so auszeichnend und in Europa ohne Beyspiel ist. Die Venetianer tragen zwar auch uniforme rothe Mäntel, allein sie dienen blos, farbige Kleider zu bedecken, in denen sie in Gesellschaften erscheinen. In Genua aber ist die ganze Kleidung schwarz, und jedermann, der sich im geringsten vom Pöbel entfernt zu seyn glaubt, trägt diese Farbe, und keine andre. Dieses verursacht in Gesellschaften einen so traurigen Anblick, daß die wenige Geselligkeit, die hier ohnedem herrscht, vielleicht noch mehr dadurch verringert wird.

Die Genueser lieben die Schauspiele so sehr, wie irgend ein anderes Volk in Italien, allein sie lieben das Geld noch mehr; daher sieht man niemals in Genua solche prächtige Opern, als in andern weit geringeren und kleinern Städten dieses Landes. Die schlechte Bezahlung, welche man hier den Schauspielern aller Art giebt, verursacht, daß man mehrentheils nur den Auswurf derselben erhalten kann. Kommt ja ein berühmter Sänger hieher, so geschieht es nur im Sommer, wo die mehresten Theater in Italien geschlossen sind. Man läuft zu, weil man ihn wohlfeil hören kann, obgleich das Vergnügen durch die erstickende Hitze

in einer solchen Jahreszeit vielleicht zu theuer erkauft ist.

Genua ist der einzige Staat in Europa von irgend einigem Ansehn, der keine hohe Schule in seinem Gebiete hat. Ueberhaupt ist die Gleichgültigkeit der Genueser gegen Wissenschaften und Künste unglaublich, und hierin contrastiren sie abermals mit den Venetianern, die Gelehrten und Künstlern viel Aufmunterung geben. Wären nicht die Paläste von Durazzo, Brignole, Carrega und Andern mehr mit vortreflichen Gemälden während dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert angefüllt, so würden sie es wahrscheinlich gegenwärtig nicht werden. Diese Sammlungen werden nicht vermehrt, ja nicht einmal recht unterhalten. Ein Künstler würde hier Gefahr laufen vor Hunger zu sterben. Auch findet man keine hier, so sehr man auch gewohnt ist, deren in allen ansehnlichen Städten Italiens anzutreffen. Dieses gilt auch von den Gelehrten und zwar doppelt, besonders seit Aufhebung der Jesuiten: denn die Ignoranz ist hier so groß, daß sie an wahre Barbarey gränzt; ob es gleich hier verschiedene Bibliotheken giebt, die aber wenig genutzt werden. Man würde Unrecht thun, wenn man dieses dem mer-

kantischen Geiste zur Last legen wollte, denn wie sehr sich dieser mit der Aufklärung verträgt, beweisen nicht allein so viele Handelsstädte Deutschlands und Frankreichs, sondern selbst Holland, wo alles Handlung athmet, und die Spatsamkeit die erste Tugend ist; England zu geschweigen, wo der Kaufmann der größte Beförderer der Künste, und oft selbst ein Gelehrter ist.

Die einzige Kunst, die hier mit großem Erfolg cultivirt wird, ist die Kunst seine Capitalien zu vermehren. Da die Genueser einen feurigen und unruhigen Geist haben, so wäre die aristokratische Macht in Gefahr, wenn Wissenschaften in diesem Staat Wurzel faßten. Vielleicht ist es die Ueberzeugung von dieser Gefahr, welche den Senat dahin bringt, alle Aufmunterung zur Cultur der Geistesfähigkeiten zu unterlassen.

Die schönen Kirchen und andre öffentliche Gebäude, die man hier sieht, sind auch aus den vorigen Zeiten, da ein ganz andrer Geist den Staat belebte. Die Kirche der Annunciation ist eine der schönsten in Italien, und auch inwendig mit einer außerordentlichen Pracht verziert. Ein gleiches kann man auch von der Cathedralkirche sagen,

Indessen ist nichts die Baukunst betreffend, hier so auffallend, als die in der Luft gleichsam schwebende Brücke von Carignan, die von einem Berge zum andern gebaut ist, und tief unter sich Häuser von sechs Stockwerken hat. Dieses Werk hat die Andacht veranlaßt. Die Familie Carignan baute eine schöne Kirche, die noch jezt diesen Namen führt, und zu den schönsten in Genua gehört. Die Lage dieser Kirche auf einem Berge war für die andächtigen Seelen, die sie besuchen wollten, sehr unbequem, daher dieselbe Familie diese berühmte Brücke bauen ließ, welche von dem gegenüberliegenden Berge zur Kirche führt. Sie dient zugleich zu einer sehr angenehmen Promenade, von der man weit in die See sehen kann. Einen noch viel herrlichern Prospekt aber hat man von einer schönen Terrasse, die eigentlich der Hauptspaziergang der Einwohner ist, wo sich das Meer, die Stadt und unzählige Landhäuser zugleich dem Auge darstellen.

So alt Genua auch ist, so findet man doch hier fast gar keine Alterthümer, und sehr wenig antike Statuen; unter diesen ist nicht eine einzige, die man als besonders merkwürdig anführen könnte. Frägt man nach vortreflichen Werken der Bild-

hauer-

hauerkunſt, ſo werden drey Bildſäulen des Puget gezeigt, die, ſo ſchätzbar ſie auch wirklich ſind, dennoch als Kunſtvorrath vortreflicher Bildhauerey in keine Betrachtung kommen, da hier von einer großen und reichen Stadt die Rede iſt, welche mitten in einem Lande liegt, wo die Künſte ſo ſehr geblüht haben. Dieſer Umſtand und die Anzahl Gemälde großer Meiſter, welche auf keine Weiſe mit der Wichtigkeit eines ſolchen Ortes im Verhältniß ſteht, da geringere Oerter, als Parma, Piacenza, Bologna, und andre mehr, viel reicher an vortreflichen Schildereyen ſind, veranlaßt die Vermuthung, daß dieſe Geringſchätzung der ſchönen Künſte nicht ſowohl aus Sparſamkeit herrühre, als vielmehr Charakterzug der heutigen Genueſer ſey.

Die Stadt führt den Beynamen, die Prächtige. In der That kann man ſagen, daß Genua nichts großes als ihre Gebäude hat; denn alles bey dieſer Nation iſt klein. Eine gewiſſe Traurigkeit herrſcht aber mitten unter dieſem Schimmer von Paläſten und Tempeln, und giebt der Stadt ein melancholiſches Anſehn. Hiezu kommt noch die durchaus übliche ſchwarze Kleidung. Die benachbarten Italiener ſagen, daß die Genueſer um

ihre verlorne Treue und Glauben die Trauer tragen.

Es ist der Stolz und nicht die Liebe zur Baukunst, welcher die Genueser veranlaßt hat, ihre Stadt mit prächtigen Palästen zu zieren, die indessen, so sehr sie auch ins Auge fallen und den flüchtigen Beobachter entzücken, dennoch gänzlich von dem guten Stile der Kunst entfernt sind, den man in den Palästen in Rom und Florenz und in den Werken des Palladis bewundert. Der herrliche Prospekt, den Genua von der Seeseite gewährt, und womit die Einwohner groß thun, ist viel zu theuer durch die große Unbequemlichkeit ihrer engen und stinkenden Gassen erkauft, welche aus der Lage ihrer Stadt entsteht. Der Raum, den sie einnimmt, ist ein schmaler Erdstrich, der sich zwischen den Gebirgen und dem Seeufer befindet. Er formirt einen halben Zirkel um den Hafen, und ist so schmal, daß ein großer Theil der Stadt an den Abhang dieser Berge selbst gebaut ist, welches denn den amphitheatralischen Anblick verursacht. Es sind nur einige wenige Straßen, wo man reiten oder fahren kann; in allen andern ist kein Fuhrwerk zu gebrauchen. Selbst die prächtige Straße, Strada nuova, welche aus

vierzehn Palästen besteht, hat diese Unbequemlichkeit, ob sie gleich eine der breitesten der Stadt ist. Die Visiten des Adels werden daher alle in Portechaisen gemacht, mit dem Unterschiede, daß man sich blos bey schlechtem Wetter hineinsezt, sonst aber beständig sie ledig hinter sich hertragen läßt. Die Damen haben dabey den Vortheil, daß sie immer von Cavalieren begleitet sind. So wie diese, sind sie schwarz gekleidet, wodurch sie sich von dem bürgerlichen Frauenzimmer auszeichnen, das diese Erlaubniß nicht hat, auch nicht haben mag, da sie den Putz so sehr einschränkt; obgleich jedermann, der nicht zum Pöbel gehört, oder gehören will, sowohl wie der Adel, schwarz gekleidet ist, wie ich bereits gesagt habe.

Das Frauenzimmer in Genua ist schön, allein sie entstellen sich durch ihre seltsame Tracht. Diese ist ein Schleyer von Cattun, den man Mesero nennt, mit dem sie den Kopf und den obern Theil des Leibes bedecken; nichts bleibt frey als die Augen, welches sie durch künstliche Haltung des Schleyers zu bewirken wissen. Der Kopf, der Hals, die Arme, die Taille, kurz der schönste Theil des Körpers wird dadurch unsichtbar, und das Frauenzimmer gleichsam in eine Mumie verwan-

delt. Der ausgesuchteste Kopfputz und die schönste Kleidung befinden sich oftmals unter dieser grotesken Maske, die um so viel lächerlicher ist, da die bunte Leinewand mit den seidnen Kleidern seltsam contrastirt. Diese Mode herrscht nirgends in Italien als hier. Man trägt zwar in der venetianischen Lombardey auch Schleyer, die Zendalà genannt werden, allein diese sind von schwarzseidnen Zeugen, überdem ganz anders beschaffen, und werden als eine Leibbinde in einem großen Knoten nach hinten zu geschürzt; so daß sie eine reizende Tracht sind, dahingegen der Mesero einen höchst widrigen Anblick verursacht. Die genuesischen Damen von Stande bedienen sich dieses Schleyers niemals, es sey denn, daß sie im äußersten Incognito geheime Besuche machen. Das Tragen der Juwelen ist durch die Gesetze verboten, die es nur sechs Wochen vor und sechs Wochen nach der Hochzeit den Damen gestatten.

Der gänzliche Mangel an Aufklärung des Geistes, der hier durchgehends bey den Männern herrscht, läßt in diesem Punkt keine Lobrede für das schöne Geschlecht vermuthen. Da das Lesen hier eine ganz unbekannte Beschäftigung ist, so ist es den Schönen nicht zu verdenken, wenn sie

ein Buch als die unnützeste Sache von der Welt ansehn. Spiel, Intriguen und Andachtsübungen machen den Zirkel ihrer Geschäfte und ihre einzige Unterhaltung in Gesellschaften aus. Nur eine besondere Achtung gegen Fremde kann sie dazu bringen, italienisch zu reden; denn selbst die vornehmsten Standespersonen sprechen unter einander fast immer genuesisch; ein Umstand, der besonders dem Frauenzimmer diese Mundart so eigen gemacht hat, daß es ihnen beschwerlich fällt in einer andern zu reden: ja es giebt sogar Damen vom ersten Range, die keine andre verstehen. Eine junge sehr schöne Dame, eines der edelsten Geschlechter, war 1780 unter dieser Zahl. Es wird daher für keine Beschimpfung gehalten, wenn man eine Genueserin fragt: ob sie italienisch verstehe? obgleich es allerdings etwas seltsam scheint, einer Italienerin mitten in Italien eine solche Frage zu thun.

Diese Mundart unterscheidet sich von den andern italienischen Mundarten so sehr, daß ein Fremder, mit der besten Bekanntschaft der italienischen Sprache, schlechterdings nichts davon verstehen kann. Sie dient zum Beweise, daß auf einander gehäufte Vokalen keine Sprache wohltönend ma-

chen. Denn noch niemand hat sie so gefunden; im Gegentheil macht sie einen widerlichen Eindruck, und bildet einen heulenden Ton. Das Charakteristische dieser Mundart besteht in Verkürzung der italienischen Wörter und Auslassung ihrer Consonanten, wodurch sich die Vokalen einander nähern, aufgehäuft, und also die Hälfte der Worte verschluckt werden. Z. B. der Tisch, tavola, heißt toa, sauda heißt saua, u. s. w.

Zum Ersatz aber der unbeschreiblichen Unwissenheit, deren sich die Genueser nicht schämen, halten sie viel auf andächtige Ceremonien, und besonders auf Processionen, die in Rom selbst nicht so häufig sind. Es giebt hier mehr Brüderschaften als in irgend einer Stadt in Italien, welche sich durch uniforme Masken unterscheiden, und ein gräßliches Schauspiel verursachen. Die Kleidung ist eine Art von Schlafrock, der den ganzen Leib bedeckt, gewöhnlich von weißer Leinwand, womit auch der Kopf verhüllt ist, so daß nur zwey Löcher für die Augen in der Larve frey bleiben. Viele haben unter dieser Verkleidung Dolche oder Messer verborgen, mit denen sie im Vorbeygehen ihrem Feind Stöße beyzubringen suchen. Solche boshafte Handlungen sind hier nicht selten, und bleiben ge-

wöhnlich ungeſtraft; die Larve verbirgt den wahren Thäter, den die Brüderſchaft nicht nennt, ſondern ſchützt. Bey meinem Aufenthalte in Genua empfing ein mailändiſcher Kaufmann einen Meſſerſtich von einem dieſer Andächtler, dem er aber glücklicherweiſe auswich, ſo daß nur die Haut geſtreift wurde. Die Veranlaſſung dazu war ſo unbedeutend, daß es faſt unglaublich ſcheint. Er ſagte blos zu ſeinem Freunde, mit dem er die Proceſſion vorbey paſſiren ſah, daß die Kleidung einer andern Brüderſchaft (denn bey gewiſſen Feyerlichkeiten machen ſie Gala, und alsdann tragen ſie kleine Mäntel von farbigem Taffent mit Treſſen beſetzt) ihm beſſer gefiel als dieſe; eine unſchuldige Aeußerung, die dieſer Böſewicht durch einen Meuchelmord rächen wollte. Ein behutſamer Fremder muß dieſe Art Gaukeleyen nur in der Entfernung betrachten; denn ſo ſehr er auch in dem ganzen übrigen Italien gewöhnt ſeyn mag, religiöſe Andachtsübungen zu ſehen, ſo übertrifft doch das Bizarre dieſes Aufzugs, wegen der Menge grotesker Larven, und der abgeſchmackten Verzierung, alles was man Lächerliches ſehen kann.

Die mehreſten Glieder dieſer Banden ſind Handwerksleute. Ein Kaufmann in Genua, ſo

ſtark er auch übrigens zur Andacht geſtimmt wäre, würde es für erniedrigend halten, ſich zu ihnen zu geſellen. Dieſes hindert aber nicht, daß Perſonen von den vornehmſten adelichen Familien aus Demuth das Amt der Kreuzträger bey dieſen Brüderſchaften über ſich nehmen. Da dieſe Kreuze, die bey den Proceſſionen vorangehen, ſehr groß und ſchwer ſind, und viel Geſchicklichkeit und Stärke zum Tragen derſelben gehört, ſo müſſen ſich die Träger lange üben, ehe ſie auftreten können. Oft werden ſie aber in der Lehrzeit zu Krüppeln gemacht, da ſie denn ihre übrigen Tage als Märtyrer leben. Demungeachtet drängt man ſich zu dieſem Ehrenpoſten, und zahlt mit Freuden die damit verbundenen anſehnlichen Koſten. Dieſe dienen zu Anſchaffung der Wachskerzen und aller andern Ausgaben. Der reiche Marcheſe Spinola war auch vor einigen Jahren Kreuzträger, und durch ſeine Freygebigkeit zeichnete ſich ſeine Brüderſchaft anſehnlich aus.

Die größte dieſer Feyerlichkeiten geſchieht dem heiligen Johannes zu Ehren, deſſen Aſche man vorgiebt hier zu beſitzen. Sie hat ſchon viele Wunder gethan, und unter andern ein Schiff gerettet, das auf dem Punkte war im Hafen unterzugehen. Es

war ein englisches, und folglich mit lauter Ketzern bemannt, die in der Todesangst sich an den heiligen Johannes wandten, der auch ihr unerwartetes Zutrauen belohnte und sie aus der augenscheinlichsten Gefahr rettete. Dieses Wunder zu verewigen, sezt sich am bestimmten Tage, im Monat April, alles in Bewegung. Der Senat, die Geistlichkeit, und die Brüderschaften begleiten die Asche, die in einem silbernen Kasten von Edelleuten getragen wird, nach der Meeresseite, wo unter einem prächtigen Zelte eine feyerliche Messe gelesen wird, wobey die Glocken geläutet und Kanonen abgefeuert werden. Es ist merkwürdig, daß in Venedig die Politik die Führerin aller Feyerlichkeiten ist; in Genua geschehen sie aber blos aus Andacht. Die Senatoren selbst geben das Beyspiel. Man könnte es für die feinste Staatskunst halten, das Volk, in Ermangelung andrer Ergötzlichkeiten, mit Andachtsübungen zu beschäftigen, wenn nicht alles unwidersprechlich übereinstimmte, daß man die Regierungskunst hier nicht suchen müsse.

Die sonderbare Staatsverfassung von Genua ist bekannt. Der Doge wird gleich nach der Wahl ein Staatsgefangener, und darf nicht aus den

Ringmauern gehn. Dieſes Geſez und die Ehrfurcht, die einem ſolchen Oberhaupte in der Stadt erwieſen wird, veranlaßte die berühmte Antwort des genueſiſchen Doge, der unter Ludwig XIV. als Supplicant nach Frankreich kommen mußte. Auf die Frage; was ihm am meiſten in Paris auffiele? wobey die Franzoſen natürlich auf Bewunderung ihrer Hauptſtadt rechneten, erwiederte er; Ceſt de m'y voir. Ehemals war eine Krone mit dieſer Würde verknüpft, jezt aber tragen die Dogen nur Mützen. Es wird alle zwey Jahr ein neuer erwählt; nach dieſer Zeit ſteigt er wieder vom Thron und nimmt ſeinen Plaz im Senat ein; jedoch erzeigt man allen denen, die dieſe Würde bekleidet haben, im gemeinen Leben die Ehre, zu ihrem Namen den Titel Doge zu fügen.

Genua und Venedig heißen Freyſtaaten, weil einige hundert Bürger das Recht haben, über alle andre zu tyranniſiren, Geſetze nach ihrem Gefallen zu machen, ſie aufzuheben, Würden und Ehrenſtellen zu bekleiden, und mit den Staatseinkünften nach Willkühr zu ſchalten. Dieſe Benennung Freyſtaat iſt alſo ein bitterer Spott, wodurch die Dienſtbarkeit des Volks verhöhnt wird. Das Motto der Freyheit gehört blos für eine Na-

tion, die sich selbst, oder durch ihre Bevollmächtigten regiert: nur dann ist sie frey, wenn sie Theil an der Regierung hat.

Der alte Adel macht dem neuern den Vorzug streitig, daraus entstehen Uneinigkeiten und Factionen, daran auch die übrigen Volksklassen Theil nehmen. Diese Spaltungen, die Monopolien der Regierung, und die rohe Unwissenheit der mittlern und niedern Stände, sichern die aristokratische Macht des Senats, und befestigen die Sklaverey.

Die auszeichnende Art der Genueser zu denken und zu handeln, verursacht, daß sie von allen italienischen Nationen gehaßt werden. Dieser Nationalhaß erzeugt Verachtung bey den benachbarten Höfen, die alle Gelegenheiten ergreifen, sie zu demüthigen. Unglücklicherweise für die Genueser sind alle ihre fürstliche Nachbarn vortrefliche Oekonomen, die kein Geld zu negociren brauchen, und folglich zu keiner politischen Nachsicht gegen sie verbunden sind. Ein großer Monarch, der sie außerordentlich verachtet, gab hievon einen auffallenden Beweis, da er vor mehrern Jahren ganz Italien durchreiste, und dennoch Genua nicht mit seiner Gegenwart beehren wollte, obgleich er sich

mehr als einmal in der Nachbarſchaft befand, nicht leicht eine große Stadt unbeſucht ließ, und beſonders auf die Seehäfen ſehr aufmerkſam war. Man erzählt eine Anekdote, die, wahr oder falſch, ſelbſt in Genua gäng und gäbe iſt; daß nämlich dieſer Monarch den Senatsdeputirten, die ihn damals nach Genua einluden, zur Antwort gegeben, daß ſein Gefolge zu klein wäre, um in ihrer Stadt zu erſcheinen.

Man erinnert ſich hiebey der im Jahre 1746 geſchehenen Einnahme der Stadt, und deren ſonderbaren Folgen, womit die Genueſer nicht wenig groß thun. In der That liefert die alte und neue Geſchichte kein Beyſpiel, daß eine wohldiſciplinirte Armee eines kriegeriſchen Volks, am hellen Tage, blos vom Pöbel überwunden und aus der eroberten Stadt gejagt worden iſt. Man würde die Sache für unglaublich halten, wäre ſie nicht in unſern Tagen geſchehen. Ungerecht aber würde es ſeyn, wenn man dieſes den kaiſerlichen Truppen zur Laſt legen wollte; ſie wehreten ſich in ihrer nachtheiligen Lage aufs äußerſte, und fielen als Schlachtopfer der Ungeſchicklichkeit ihres Anführers, des Marcheſe de Botta. Dieſer von allen Talenten entblößte Mann, nachdem er durch ſein

hartes und unbesonnenes Betragen die Genueser zur Verzweiflung getrieben hatte, war ganz unfähig, in dieser gefährlichen Lage die nöthigen Maaßregeln zu nehmen. Das Volk war in alle Häuser, Paläste und Klöster der Strada Balbi (wo das Hauptquartier der Kaiserlichen war, und der nahe bey liegenden Plätze gedrungen. Ein unaufhörliches Feuern von den Dächern und aus den Fenstern dieser größtentheils sehr massiven Gebäude, richtete ein schreckliches Blutbad unter den Truppen an, deren Schüsse ohne alle Wirkung waren. Die amphitheatralische Lage der Stadt gab dem wüthenden Pöbel außerordentliche Vortheile. Alle von oben kommende Steine und Kugeln trafen, und die Standhaftigkeit der Truppen, in dieser Gefahr auszuhalten, diente blos ihre Niederlage zu vergrößern; sie sahen endlich keine Rettung, als in einer schleunigen Flucht. Dieses kühne Unternehmen war blos das Werk des niedrigen Pöbels. Die andern Einwohner, sowohl als der Senat, sahen den glücklichen Erfolg noch als sehr ungewiß an, und nahmen daher keinen thätigen Antheil; sie begnügten sich, das Volk heimlich zu unterstützen, und ihnen Waffen austheilen zu lassen.

Durch diesen unerhörten Vorfall verloren die Kaiserlichen ein wichtiges Land, das, wenn es auch im Aachner Frieden nicht behauptet worden wäre, dennoch auf die Friedensartikel zum Vortheil des Besitzers großen Einfluß würde gehabt haben. Dieser große Nachtheil entstand aus der ausnehmenden Unfähigkeit eines einzigen Mannes, der zum Erstaunen aller Welt, ungestraft gestraft zu werden, neue Ehrenstellen erhielt. Ein Beweis, daß er ein besserer Hofmann als Feldherr war. Wahrscheinlich hätte ihn unter der jetzigen Regierung ein anderes Schicksal erwartet.

Genua ist seitdem mit neuen Festungswerken versehen worden, die aber so weitläuftig sind, daß sie wenigstens dreyßigtausend Mann zur Vertheidigung erfodern. Kommt im Fall einer Belagerung keine fremde Armee der Stadt zu Hülfe, so ist diese vermehrte Befestigung äußerst unnütz. Alle Landtruppen der Republik bestehen nur aus dreytausend Mann, größtentheils Deutsche, sowohl Offizier als Gemeine, schlecht disciplinirt, montirt und ästimirt. Der General ist, wie schon oben gesagt, allemal einer der vornehmsten Senatoren; allein er trägt niemals Uniform, sondern hat blos zum Zeichen seiner Würde einen Rohrstock

in der Hand, mit dem er auch bey allen Rathsprocessionen paradirt. Der Staat unterhält nur vier Galeeren, die hauptsächlich zu den Reisen der Senatoren dienen, die sie in die am Meere gelegnen Städte ihres Gebiets thun; desgleichen die genuesischen Damen nach den Bädern bey Pisa zu führen. Dieses ist die Bestimmung der Marine des Staats. Sehr selten kreuzen sie gegen die Seeräuber.

Der hiesige Hafen ist schön, und die Schiffe liegen darin gegen Winde und Stürme gesichert, allein dennoch würde es einem entschlossenen Seebefehlshaber nicht schwer fallen, mit einer Flotte hereinzudringen. Zu Lande wäre der Marsch von Truppen nach Genua zu unmöglich, wenn es dem Könige von Sardinien gefiele, die Pässe zu sperren. Als Don Philip im österreichischen Successionskriege mit seiner Armee von Nizza nach Genua vorrückte, so war er gezwungen so nahe am Ufer zu marschiren, daß die englischen Schiffe die Straße hätten völlig unbrauchbar machen können. Der Pfad ist hier so schmal, daß kaum zwey Reiter neben einander reiten können, und der Weg so uneben und gefährlich, daß die Cavallerie ihre Pferde beym Zügel führen mußte.

Die Nachläßigkeit der Genueser wider die Seeräuber zu kreuzen, und die vorbeschriebene äuſſerſt schwache Regierung, verursachen einen Mangel an Sklaven zur Bemannung dieſer wenigen Galeeren; ein Umstand, der um ſo viel ſonderbarer iſt, da Diebſtahl und Meuchelmord hier gar nicht ſelten ſind, und die Galeeren anſtatt der Zuchthäuſer dienen.

Dieſer Mangel an Züchtlingen aber wird auf eine Art erſetzt, die alle menſchlichen Begriffe überſteigt, und die, wie ich ſehr zweifle, in irgend einem Winkel der Erde als hier im Gebrauch iſt. Man ſollte glauben, daß die niedrigſte Stufe des menſchlichen Elends das Leben eines Galeerenſklaven ſey. Auf dem Verdeck unter freyem Himmel faſt nackend angeſchmiedet, der Witterung aller Jahreszeiten, und dem Ungeſtüm des Meers bey der elendeſten Koſt bloßgeſtellt, vom Ungeziefer verzehrt, und von der Peitſche zerfleiſcht, ſcheint es, daß dieſe Unglücklichen das Schickſal eines Gefangenen, der in einem unterirdiſchen Kerker in Feſſeln liegt, beneiden müſſen; denn ſein Zuſtand, mit dem ihrigen verglichen, iſt Glückſeligkeit. Dennoch, durch einen unbegreiflichen Widerſpruch in der menſchlichen Natur, giebt es hier Menſchen, die,

um

um die Zahl der mangelnden Galeerenſklaven zu erſetzen, ihre Freyheit verkaufen. Der Termin iſt gewöhnlich auf ein Jahr, und der Preis zwey Zechinen, die ein ſolcher Unmenſch mehrentheils gleich verſäuft. Er wird ſodann auf die Galeere gebracht, entkleidet und angeſchmiedet. Man macht keinen Unterſchied in der Behandlung zwiſchen dem größten Verbrecher und einem ſolchen Buben. In dem Laufe des Jahres findet man oft Gelegenheit, wo er zu neuen Ausſchweifungen geneigt iſt; dieſe nützt man, er bekommt friſches Geld, und verlängert ſeinen Termin. Es iſt daher ſelten, daß ein ſolcher Unmenſch jemals ſeine Freyheit wieder erhält.

Der Zuſtand der italieniſchen Galeerenſklaven überhaupt hat etwas die Menſchheit empörendes an ſich. Auf der See werden ſie nie trocken; jede Welle bricht über ſie, und wirft ſie oft wider ihre Ruderbänke mit der größten Wuth; wobey ihnen nicht ſelten Arme und Beine zerſchmettert werden. Sie müſſen ſich wöchentlich ein- auch zweymal in der See baden und ſich reinigen, dennoch zehrt ſie das Ungeziefer faſt auf, und das Schiff ſtinkt wie ein Spital. Doch ſind ſie luſtig, ſingen und fluchen durch einander, und beſaufen ſich ſo oft ſie nur

können. Giebt man ihnen nichts, wenn man sie besucht, so begaben sie die Neugierigen mit Läusen, die sie auf eine sehr geschickte Art anzubringen wissen. Die Lebensweise dieser elenden Sklaven auf den maltesischen, ragusanischen und französischen Galeeren ist so ziemlich von ähnlicher Art.

Der genuesische Adel hat dem Handel nicht entsagt, sondern treibt dieses dem Staat so nützliche Gewerbe mit großem Eifer. Die zwey größten Handlungshäuser hier gehören den adlichen Familien Durazzo und Cambiasi; sie schämen sich nicht auf die Börse zu kommen, und dem geringsten Kaufmann gelegentlich zu schmeicheln. Sie sind *al banco* ganz Höflichkeit und Herablassung. Wehe aber dem Kaufmann, wenn er darauf ein System von Protection bauet! denn derselbe Mann, der auf der Börse ihm freundschaftlich die Hand gedrückt hat, wird in dem Ton eines asiatischen Despoten mit ihm reden, sobald er in seinen Palast kommt. Der ehemals große Kaufmann in Amsterdam, Herr Clifford, erfuhr davon eine Probe zur Zeit seines größten Wohlstandes, da er selbst von Fürsten karessirt wurde. Er reisete durch Genua, und wollte den Nobile Durazzo, Chef des vornehmsten Handlungshauses, in seinem

Palaſt beſuchen. Gewohnt alle Thüren der Groſſen bey ſeinem Namen ſich öffnen zu ſehn, erſtaunte er, daß er in der Antichambre eines Edelmanns ohne Titel und Würden vernachläſſigt wurde. Er hielt es für ein Verſehn des Bedienten, der ſeinen Namen nicht recht gemeldet hätte. Allein auf wiederholtes Anmelden, daß Herr Clifford aus Amſterdam aufzuwarten bereit wäre, wollte doch niemand erſcheinen. Nachdem er länger als eine Stunde vergebens gewartet hatte, entfernte er ſich, und gab dem Kammerdiener folgenden Auftrag: „Sagt eurem Herrn, daß die Cliffords „nicht gewohnt ſind zu antichambriren, und daß „die Durazzo's zu klein wären dieſe Ehre zu ver„langen.“

Die genueſiſche Bank, die dem heiligen Georg geweihet iſt, ſtellt ein ſonderbares politiſches Phänomen dar. Sie iſt ganz von dem Senat und alſo von der geſezgebenden Gewalt unabhängig, und macht daher einen kleinen Staat für ſich aus, der ſeine eigenen Geſetze hat, und nicht ſelten mit dem großen Staat in Streitigkeiten geräth, die jedoch nie von Folgen geweſen ſind. Der Senat hat dieſen Schatz auch nie angegriffen, vielmehr einen großen Theil der Staatseinkünfte damit verbun-

den, die durch den Kanal der Bank fließen. Sie wurde im funfzehnten Jahrhundert errichtet, und hat seit der Zeit ihre Gesetze unverändert beybehalten. Die Administration derselben ist in den Händen der reichsten Bürger, die dazu erwählt werden, und sodann lebenslang ihr Amt verwalten. Sie formiren einen Damm gegen den Mißbrauch der aristokratischen Gewalt; daher auch von allen Regierungsformen dieser Klasse, denen man mit soviel Recht den Despotismus vorwirft, die genuesische Regierung vielleicht die mildeste ist, die man je gesehn hat. Ich habe aber schon oben gezeigt, daß diese Milde nicht von politischen Gründen herrührt, noch weniger gehört sie zu den Fundamentalgesetzen des Staats, sondern sie ist blos die Folge einer ohnmächtigen Regierung; eine Schwachheit, die sich auf allen Seiten äußert.

Da die vornehmsten und reichsten Senatoren entweder selbst Kaufleute sind, oder doch mit Kaufleuten in Geldverbindungen stehen, so ist die niedrige Politik der Regierung erklärbar, auf alle Mittel bedacht zu seyn, um die genuesischen Unterthanen, die an den Küsten wohnen, in Armuth zu erhalten. Daher die Sorgfalt, die Zugänge zu Lande nach den Seeplätzen beschwerlich zu ma-

chen, und auch den Handel ihrer Bewohner zur See einzuschränken, damit die Hauptstadt nicht darunter leiden möge. Selbst Savonna, die größte Stadt der Republik nach Genua, lebt unter dieser Bedrückung; sie hatte ehemals einen schönen Hafen, den aber die Genueser aus Eifersucht großentheils unbrauchbar gemacht haben.

Die kleine Republik St. Remo hat auch das Unglück, unter genuesischer Herrschaft zu stehen; sie genoß jedoch ansehnliche Privilegien bis 1753, da sie sich wegen einer Salzauflage widersezte. Der Widerstand, ohne alle auswärtige Hülfe, war zu ohnmächtig; sie wurde bald unterjocht, und verlor alle ihre Freyheiten. Die Genueser hauten hier ein Fort, um die Stadt im Zaum zu halten, das auch beständig mit einigen hundert Soldaten besezt ist. Am glücklichsten, von allen genuesischen Unterthanen, sind die Einwohner von Noli, die eine kleine Republik von Fischern bilden, und ansehnliche Privilegien genießen, für deren Erhaltung sie äußerst besorgt sind.

Die Regierungs- und Handlungsgeschäfte, sowohl als das Clima, haben die Gewohnheit unter dem Adel eingeführt, erst spät des Abends in Gesellschaften sich zu versammeln. Dieser Gebrauch

herrscht in dem größten Theile von Italien, nur mit dem Unterschiede, daß hier der ganze Adel der Stadt in Einem Hause zusammen kommt. Dieses wechselt beständig unter allen Familien ab, so daß es nur einmal in vierzehn bis funfzehn Monaten herum kommt. Diese sogenannte Conversationi fangen Abends um neun Uhr an, und dauern bis eilf Uhr. Man spielt und genießt Erfrischungen, wenn man es begehrt, und damit hat die Conversation ein Ende. Nichts ist in den Augen eines Fremden, der nicht spielt, abgeschmackter, als diese Zusammenkünfte. Da man sich blos zum Spielen versammelt, und die Zeit kurz ist, so wird auch keine Minute verloren. Man kömmt, spielt, und eilt weg. Jedermann ist auch hier wie gewöhnlich schwarz gekleidet. Der häufige Gebrauch des Porzellains ist durch Gesetze eingeschränkt; Silberzeug hingegen darf man so viel haben, wie man nur will.

Das Cicisbeat ist zwar ein in ganz Italien eingeführter Gebrauch, allein nirgends wird es bis auf einen solchen lächerlichen und ausschweifenden Grad getrieben, als in Genua. Mit dem Hochzeitstage endigt sich aller öffentlicher Umgang eines Ehemanns mit seiner Frau. Sie dürfen

ſchlechterdings nicht zuſammen geſehen werden, weder auf der Promenade, noch in Schauſpielen oder Geſellſchaften, kurz nirgends als zu Hauſe. In andern Städten ſezt ſich mancher Ehemann, aus Liebe zu ſeiner Gattin, über dieſe närriſche Gewohnheit weg, er hat weiter kein Beſorgniß, als für einen unmodiſchen oder eiferſüchtigen Mann gehalten zu werden; allein hier darf das entſchloſſenſte Ehepaar keinen ſolchen Verſuch wagen. Von allen Freunden ohne Unterſchied verlaſſen, von Feinden verſpottet, und vom Pöbel beſchimpft zu werden, iſt die unausbleibliche Folge, ſobald ſie ſich öffentlich zuſammen ſehn laſſen. Man ſcheuet ſie, als ob ſie von der Peſt angeſteckt wären, und ſogar ihre Buſenfreunde weichen ſolchen Eheleuten auf der Straße aus, und verbergen ſich. Sie würden ſelbſt verſpottet werden, wenn ſie mit ſo ausgezeichneten Perſonen ſich öffentlich in ein Geſpräch einließen.

Wie ſehr dieſer unſinnige Gebrauch, in einem wollüſtigen Lande, den Sitten nachtheilig ſeyn müſſe, wird jeder Menſchenkenner einräumen, ſo viel auch zu deſſen Beſchönigung ſelbſt von klugen Reiſenden geſagt worden iſt, die in dieſem Falle das Echo der Italiener waren. Es iſt nichts ſo

lächerlich auf Erden, dem man nicht einen Anstrich geben könne. Genug, die Dame wählt sich ihren Cicisbeo, der auch oft im Ehecontracte bestimmt wird, und dieser wird ihr unzertrennlicher Gesellschafter bey allen Gelegenheiten. Sie ist ganz die seinige, ausgenommen des Nachts, wo der Mann seine Stelle vertritt, doch nur auf einige Stunden; denn ein Cicisbeo, der sich seine Pflicht recht will angelegen seyn lassen, besucht seine Dame morgens früh im Bette, hilft sie an- und auskleiden, der Mann entfernt sich, u. s. w. Es ist ein Vorurtheil, daß die Italiener sehr eifersüchtig sind. Daß sie in Ansehung ihrer Weiber diese Leidenschaft nicht zeigen, wird durch das Cicisbeat vollkommen bewiesen. Ihre Eifersucht gegen ihre Geliebten aber zeichnet sich aus, nicht daß sie in einem solchen Falle stärker wäre, als bey andern Nationen, allein sie äußert sich heftiger, woran ihre hitzige und rachgierige Gemüthsart schuld ist, die oft durch nichts geringeres als Mord und Tod befriedigt werden kann.

Der Ursprung dieser so sonderbaren Sitte ist vielleicht darin zu suchen, daß man den Italienern ehemals zu große Vorwürfe wegen ihrer Eifersucht machte, die sie gern von sich abwenden wollten,

da ſie denn nach und nach auf die andere Extremität geriethen.

Wenn indeſſen der moraliſche Nachtheil des Cicisbeats bey den freyen Sitten unſrer Zeit nicht in Betrachtung kommt, ſo iſt doch der phyſiſche und politiſche Nachtheil des Staats, beſonders in Genua außerordentlich, wovon folgendes ein unwiderſprechlicher Beweis iſt. Es giebt hier Kaufleute aller Nationen, beſonders deutſche, engliſche und franzöſiſche; dieſe leztern aber ſind alle aus der franzöſiſchen Schweiz. Im Jahr 1780 befand ſich auch nicht ein einziger Franzoſe in Genua als Kaufmann etablirt; ein Umſtand, der merkwürdig iſt, da man keine Handelsſtadt in Europa ohne franzöſiſche Häuſer findet. Dieſe Ausländer ſind gröſtentheils anſehnliche Kaufleute; aber alle insgeſamt, ohne Ausnahme, zu welcher Nation ſie auch gehören, ſind unverheirathet. So ſehr dieſer Grundſaz eines unehelichen Lebens, den eine ſolche Menge reicher Leute angenommen hat, auch dem Staat in Anſehung der Bevölkerung nachtheilig iſt, ſo iſt dieſes doch das geringſte Uebel. Kein Fremder etablirt ſich in Genua, ohne den feſten Vorſaz zu faſſen, nur eine Anzahl von Jahren zu ſammeln, und ſich ſodann wieder weg zu

begeben. Dieses gewisse Anhäufen der Capitalien kann hier nicht leicht fehlen, wenn man die gehörigen Handlungskenntnisse hat, ohne alle Familie ist, und die äußerste Sparsamkeit beobachtet. Nach einer festgesezten Zeit also, wenn der Tod nicht dazwischen kommt, zieht ein jeder fremde Kaufmann ohne Unterschied, da er durch nichts hier gefesselt ist, von Genua mit seinen erworbenen Reichthümern weg; ein Schade, der für den Staat unendlich ist. Ein reicher Kaufmann, aus Geneve gebürtig, der in Genua etablirt ist, und noch lebt, entschloß sich vor einigen Jahren zu heirathen, und, dem Cicisbeat zum Trotz, nach seiner Fantasie zu leben. Er erwählte sich zu Ausführung dieses Plans ein reizendes Mädchen aus seinem Vaterlande, deren Besitz ihn für alles andre schadlos halten sollte. Von aller Welt abgesondert, und eins in dem andern glücklich, hielten sie eine Weile aus, und lebten wie Eremiten mitten in einer volkreichen Stadt. Der Verdruß aber, wie Gefangene, von allen Gesellschaften, Spaziergängen, Schauspielen u. s. w. ausgeschlossen zu seyn, da man sie schlechterdings in diesem Falle nicht besuchen kann, ohne insultirt zu werden, wirkte auf sie so stark, daß Beide krank wurden.

Der Tod machte in kurzer Zeit dem Gram der jungen Schönen ein Ende, und überließ es ihrem zärtlichen Gatten, ein Unglück zu beweinen, woran er allein schuld war, und das er hätte vorher sehen können.

Die Republik Lucca stellt ein von dem genuesischen sehr verschiedenes Bild eines Freystaats dar. Man findet hier unter den Bürgern eine größere Gleichheit, und eine Art von Freyheit, die man in ganz Italien vergebens suchen würde. Dieser kleine Staat, der an Volksmenge und Einkünften mehreren unsrer großen Reichsstädte weit nachstehen muß, erhält sich durch seine Kleinheit und Armuth, und genießt seines Glücks in Ruhe. Die Freyheit hat hier eine Industrie erzeugt, die sowohl in der Stadt als auf dem Lande aufs äußerste getrieben ist. Die Felder sind sehr wohl angebaut, und in der Stadt ist alles mit Manufakturarbeiten beschäftigt. Vorzüglich wird hier eine ungeheure Menge Maskerade-Larven verfertigt, die mit vieler Kunst gemacht werden, worin es niemand den Luckesern gleich thut; daher dieß Waare in einem Lande, wo das Carneval ein so großer Gegenstand ist, einen sehr einträglichen Handlungszweig ausmacht. Man duldet hier keine Juden.

Auch iſt es merkwürdig, daß man in Lucca nie die Jeſuiten hat aufnehmen wollen, ſelbſt zu der Zeit nicht, da dieſer Orden halb Europa regierte. Es iſt eine große Frage, ob unter der Fahne des heiligen Ignatius die Induſtrie und Ruhe der Luckeſer noch jetzt zur Charakteriſtik dieſes kleinen Staats gehören würden.

Siebenter Abſchnitt.

Rom. Charakter der neuern Römer. Stolz. Prieſterreligion. Toleranz. Geſelligkeit. Hang zur Politik. Kardinal Bernis und Herzog von Grimaldi. Zankſiſch. Meſſerſtiche. Proteſtanten. Papiergeld. Bettler. Ausſtattung armer Mädchen. Frauenzimmerſitten. Kirchenbeſuche. Ungeheures Pilgerhoſpital. Collegium der Propaganda. Sanſkritta-Sprache. Deutſches Seminarium in Rom.

Rom iſt die prächtigſte Stadt in Europa, mit der keine verglichen werden kann. Sie iſt außerdem die vornehmſte in der Welt, für den Künſtler, den Kunſtliebhaber, den Alterthumsforſcher, und überhaupt für jeden denkenden Kopf, von welcher Nation oder Religion er auch immer ſeyn mag. Prachtvoll in ihren ungeheuern Ruinen, in ihren Kirchen, Paläſten, Springbrunnen, öffentlichen Statuen, Säulen und Obelisken; dennoch aber bilden dieſe Wunder der Kunſt kein hinreißendes Ganze. Blos in ſeinen Theilen iſt Rom bewunderungswürdig. Oft ſtehen die herrlichſten Gebäude im Winkel, wo ſie keine Wirkung thun, und überdem noch von niedrigen Gegenſtänden umgeben ſind. So ſteht das Pantheon auf

einem kleinen Platze, wo die Weiber den ganzen Tag Fische zum Verkauf braten, auch andre Lebensmittel verkaufen. Der große Plaz Navonna, wo der majestätische Springbrunnen ist, der alle in Italien übertrifft, hat größtentheils mittelmäßige Häuser, und dient zum Trödelmarkt. Die prächtige Fontaine von Trevi, mit ihrer Opern-Decoration, liegt ganz versteckt. Die bewunderungswürdige Treppe von Trinita di monte wird durch eine sehr schlechte Kirche geschändet, zu welcher sie führt. Die große Laterankirche, von welcher der Pabst Pfarrer ist, liegt auf dem Felde. Selbst die Peterskirche, ehe man die Colonnade erreicht, hat sehr schlechte Zugänge u. s. w.

Durch einen erstaunungswürdigen Wechsel der Dinge findet man bey den Nachkommen des berühmtesten, tapfersten und freyesten Volks der Vorwelt, Ruhmlosigkeit, Feigherzigkeit und Sklaverey in einem hohen Grade vereinigt. Man trift auch bey ihnen keine Spur von dem heroischen Charakter der alten Römer an. Die Neuern haben von ihren Vorfahren nichts als den Stolz übrig behalten, der ihnen so wenig zukommt, und sich doch auf so mannichfaltige Art äußert; auch unterlassen sie nie, die auf den alten Denkmälern

prangenden Worte: Senatus populusque Romanus, noch jezt allenthalben anzubringen, so lächerlich es auch klingt.

Dieser Stolz, der den Römern trotz ihrer Armuth, ihrer Unwissenheit, und bey so vielen andern Mängeln eigen ist, muß in der That Mitleiden erwecken; er hat keinen Grund als in dem großen Namen der alten Bewohner, und in der Menge der Kunstwerke längst verstorbener Künstler. Indessen zeigt er sich sowohl bey dem Tagelöhner als dem Fürsten in allem, auch sogar in der Art sich auszudrücken. Ein geringes Haus, dessen Eigenthümer einen gewissen Rang hat, heißt hier gleich palazzo, (Palast). Man nimmt aus Pralerey die Namen berühmter Helden an; daher alle ansehnliche Familien hier mit Cäsaren und Scipionen reichlich versehen sind. Sendet man einen gemeinen Kerl als Boten irgend wohin, so nennt er diese Verrichtung eine ambasciata (Ambassade). Der Fürst, wenn er gleich nicht viertausend Scudi Einkünfte hat, spricht von seinem Hofe (corte). Der Koch eines vornehmen Mannes führt den hochtrabenden Titel, Ministro della cucina, und ein jeder Bedienter nennt sich della

Famiglia (von der Familie) des Fürſten oder Kardinals N. N.

In der Menge dieſer Pflaſtertreter ſuchen die hieſigen Großen ihren Pomp zu zeigen; allein dieſer Aufwand iſt blos ſcheinbar, da das Lohn dieſer Leute nur ſehr gering iſt, und ſie größtentheils von der erbettelten Mancia leben müſſen. Dieſer ſchändliche Gebrauch wird hier bis zur größten Ausſchweifung getrieben. Hat man bey einem vornehmen Manne geſpeiſt, oder auch nur eine bloße Audienz erhalten; ſo begeben ſich die Bedienten den folgenden Tag nach der Wohnung des Fremden, und verlangen ihre Mancia, (Trinkgeld) das nach dem Verhältniß, in dem man mit ihrem Herrn ſteht, eingerichtet ſeyn muß. Wer keine fernere Audienz verlangt, oder mit der gehabten unzufrieden iſt, und daher kein Trinkgeld geben will, hat die größten Grobheiten zu erwarten; denn ſie verlangen es als Schuldigkeit. Dieſer barbariſche Gebrauch iſt hier ſo allgemein, daß ſelbſt die Bedienten des Pabſts ſich einſtellen, damit keine Audienz unbezahlt bleibt. Viele behaupten, daß manche Kardinäle ſelbſt einen Antheil an der Mancia ihrer Leute haben, die in Jahresfriſt eine ſehr beträchtliche Summe ausmacht; denn oft muß

der

der Stolz dem Geldgeiz weichen, so außerordentlich ersterer auch bey den Kardinälen ist. Diese Leute stellen sich im Range den Königen gleich, und dünken sich über die Churfürsten erhaben, und zwar aus dem lächerlichen Grunde, weil aus ihrem Corps der Pabst erwählt wird, der den Rang über den Kaiser hat, daher die Wahlfürsten des erstern auch einen höhern Rang als die Wahlfürsten des leztern haben müssen. Dieser Einbildung zufolge geschah es vor einigen Jahren, daß ein Kardinal, der an einem churfürstlichen Hof einen Auftrag hatte, alles Ceremoniel bey Seite sezte, und unangemeldet nach Hofe fuhr. Eine nicht blos kaltsinnige, sondern vielmehr verächtliche Abweisung aber lehrte ihn den großen und wesentlichen Abstand zwischen ihm und einem regierenden Churfürsten fühlen.

Dieser römische Stolz dauert ungeachtet der Demüthigungen, die der päbstliche Stuhl jezt von allen Seiten dulden muß, und der noch zu erwartenden Unfälle, noch immer mit einer Halsstarrigkeit fort, die gewiß nicht den Namen Politik verdient. Es ist bekannt, daß die Päbste den protestantischen Monarchen noch bis auf den heutigen Tag den Königstitel verweigern. Als der Tod

des großen Königs von Preußen in der römischen Zeitung angekündigt wurde, hieß es, daß il Sovrano di Prussia gestorben sey. Wenn vom türkischen Kaiser die Rede ist, so wird er nach dem römischen Kanzleystil nicht Sultan, sondern il Tiranno genannt.

Es ist natürlich, daß dieser durch alle Stände herrschende Stolz den Luxus, ungeachtet der überaus großen Armuth, befördern muß. An Festtagen und bey Feyerlichkeiten thun es die Weiber und Mädchen der niedrigsten Volksklassen durch ihren Putz und Anzug fast den Damen gleich. Die Kleidung ist ihre Hauptsorge; sollten sie auch zu Hause beständig von Früchten und Gemüse leben müssen. Oft hat eine solche Donna, die im seidnen Kleide strotzt, nur ein einziges Hemde, das sie in Lumpen eingehüllt wäscht; wobey es in diesem warmen Clima nur kurze Zeit zum Trocknen braucht. Des Nachts schlafen sie alle nackend. Viele Weiber, deren Männer sehr unbeträchtliche Bedienungen haben, müssen an Festtagen einen Bedienten in Livree hinter sich haben, wenn sie zur Kirche gehn; daher sie zu diesem Endzweck einen Tagelöhner miethen, der diese Commission für zwey gute Groschen nach deutschem Gelde über-

nimmt. Er legt seine Universallivree an, und tritt ehrerbietig hinter der Signora her. Anderswo würde dieses ein Gelächter erzeugen; allein hier im Gegentheil erzeugt es größere Achtung, selbst bey Personen, die solche Frauenzimmer kennen, und von diesem Groschencontract vollkommen unterrichtet sind.

Durch diesen so allgemeinen Stolz wird die Munterkeit erstickt, die nur durch eine freye Lebensart erzeugt wird, von der man hier weit entfernt ist. Denn alles, was nicht allein zur geistlichen, sondern auch zur bürgerlichen Regierung des Staats gehört, ist in den Händen der Priester, die fast alle Würden und Aemter von Wichtigkeit besitzen. Hiedurch wird die Dürftigkeit und der Müßiggang, der den Italienern überhaupt eigen ist, noch mehr befördert, die nichts eifriger wünschen, als von der Arbeit befreyt zu seyn, daher sich auch tausende von den Einwohnern Roms ganz allein auf die Bettelbrocken verlassen, die vor den Klöstern täglich in ungeheurer Quantität ausgetheilt werden; ein Umstand, der den Pöbel nicht wenig an das System seiner Religion und das Mönchswesen kettet.

Kein Ort in der Welt stellt ein solches Bild der Traurigkeit dar als Rom, wo Pracht und Heucheley herrschen. Zu den oben angeführten Ursachen kommt noch der fatale Sirocco-Wind, der auf die Menschen, so lange er weht, erstaunlich wirkt, und sowohl Geist als Körper niederdrückt; ferner der Mangel an öffentlichen Schauspielen, die zahllosen Priesterschaaren, und die schwarze Favoritkleidung. Rom ist voller Hofhaltungen, weil jeder Kardinal seinen eigenen Hof hält; da nun die Verstellungskunst zu den Hofsitten gehört, so ist es erklärbar, wie sehr sie in dieser heiligen Stadt zu Hause ist. Der Ehrgeiz ist der Hauptaltar, worauf das heilige Collegium opfert; hierauf wurde auch der römische Stuhl gegründet, und diesem System blieb man durch so viele Zeitalter getreu. Das Capitol veränderte sich, der Vatican nie. Indessen haben wir es Rom zu verdanken, daß in den Jahrhunderten der Barbarey das heilige Feuer der Wissenschaften auf der Erde nicht gänzlich erlosch.

Es sind viele der Meynung, daß unter den Großen in Rom viel Irreligion herrsche, ob sie gleich äußerlich die Kirchengebräuche nicht vernachläßigen. Dieses aber ist ein Irrthum, denn

ich bin überzeugt, daß alle Stände hier durchaus so vollgläubig sind, wie an einem Orte in der Christenheit; obwohl die Römer überhaupt weniger Eifer mit ihren Religionsceremonien verbinden, als andre Nationen, wovon ich in der Folge reden werde. Man thut daher den hiesigen Regierern Unrecht, wenn man die neuern Wunder, die Reliquien und andre Dinge dieser Art als Priesterkünste betrachtet, die man anwendet, das Volk zu hintergehen. Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß die Einfalt und der Aberglaube zuerst solche miraculösen Ideen erzeugten, die nachher von tiefdenkenden Priestern in ein System gebracht, und so sehr mit der Religion verwebt wurden, daß jeder eifrige Katholik sie endlich wie Glaubensartikel ansah. Dieses ist auch noch wirklich der Fall bey fast allen vornehmen Prälaten und Kardinälen, die den römischen Hof ausmachen. Nicht wenige von ihnen sind große Eiferer, nicht etwa blos in Betracht der Erhaltung der päbstlichen Gewalt, wovon ihre eigne abhängt, sondern auch in Dingen, die mit derselben nichts zu thun haben, und nur allein zum Köhlerglauben gehören.

Indessen denkt man in Rom sehr tolerant, und hat besonders mit Fremden außerordentlich viel Nachsicht. Diese erstreckt sich über alles. Sogar vorsezliche Beleidigungen, die Religion betreffend, werden höchst selten bestraft, wenn der Schuldner ein Fremder ist. Man läßt ihm gewöhnlich Zeit zu entkommen. Diese Nachsicht wird freylich oft gemißbraucht, allein sie ist bey einer so armen Stadt, als Rom, sehr nöthig, da die ganze Maschine des Nahrungsstandes sich um diese Axe dreht. Die unbedeutendste Empfehlung ist hier für einen Fremden hinreichend, Zutritt in den größten Häusern zu erlangen. Für einen halben Reichsthaler, auch noch für weniger, stehn alle Paläste, Gallerien und Villas in Rom dem Fremden offen. Die Höflichkeit in diesem Falle geht so weit, daß selbst fürstliche Personen sich aus ihren Wohnzimmern entfernen, um neugierigen Ausländern Plaz zu machen. Indessen ist es gewiß, daß der Stolz hieran auch wohl großen Antheil hat; denn was kann dem Besitzer mehr schmeicheln, als die laute Bewunderung seiner Schätze, die von allen Lippen strömt, und alle Reisebeschreibungen wiederhallen!

Eine herablaſſende Höflichkeit iſt ſonſt kein Charakterzug des römiſchen Adels, der größtentheils nicht ſowohl ſtolz als hochmüthig iſt. Weil faſt alle große Familien Päbſte unter ihren Verwandten rechnen, und dieſe Statthalter Chriſti den Rang über Monarchen haben, ſo wähnen die römiſchen Fürſten mit den Prinzen königlicher Häuſer auf gleichen Rang Anſpruch machen zu können. Hiezu kommt die Größe und Pracht ihrer Paläſte, die Menge der Kunſtwerke in ihren Gallerien, und gewiſſe Vorrechte, die ſie in der Stadt Rom beſitzen. Der oben erwähnte Zutritt, den ſie den Fremden in ihren Paläſten verſtatten, iſt im eigentlichen Verſtande nichts als ein Zutritt, oder Erlaubniß in den ſogenannten Converſationi zu erſcheinen, die man ſich nicht ennuyant genug denken kann. Man ſpielt, plaudert und ſchmachtet für Durſt, welchen zu ſtillen in einem ſo warmen Clima doch das Hauptbedürfniß des Lebens iſt. Nur in einigen wenigen Häuſern in Rom werden Erfriſchungen gegeben, in allen andern bekommen die Converſationsgäſte nichts; nicht einmal ein Glas Waſſer, als nur durch die beſondre Gefälligkeit der Bedienten, die ſich an die erhaltene Mancia erinnern. Ordentliche Einladungen zur Tafel ſind

höchst selten, wie denn die Römer so wenig wie die andern Italiener die Gastfreyheit ausüben. Indessen geben ihnen die Minister der auswärtigen Höfe hiezu das Beyspiel. Der Kardinal Bernis, französischer Großbotschafter, ist außerordentlich gastfrey. Alle Freytag ist seine Tafel mit Künstlern, und sonst täglich mit Fremden besetzt. Seine Haushaltung ist überaus prächtig, und er selbst steht in großem Ansehn. Er nahm sogar während dem amerikanischen Kriege die Engländer vorzüglich wohl auf, und wenn sie nicht von selbst kamen, so wurden sie zwar nicht eingeladen, aber doch durch seine Agenten dazu aufgemuntert. Die Einkünfte dieses Kardinals sind 450,000 Livres, davon die geistlichen allein 300,000 betragen.

Obgleich der Einfluß des römischen Hofes auf die europäischen Welthändel längst gänzlich aufgehört hat, so ist man doch nirgends aufmerksamer auf politische Begebenheiten als hier. In allen Gesellschaften ertönt Politik. Man nahm viel mehr Interesse an dem bey meinem lezten Aufenthalte in Italien fortdauernden Kriege zwischen England und Frankreich in Rom, als selbst in Paris, so unbegreiflich dieses auch scheint. Merk-

würdig aber ist, daß man in allen Provinzen von Italien, ohne Ausnahme, durchaus englisch gesinnt ist, so verschieden auch nicht allein die Religionsmeynungen sind, sondern auch alles übrige bey beiden Nationen angetroffen wird. In der That muß es einem beobachtenden Reisenden auffallen, daß die Franzosen in allen Ländern von Europa ohne Unterschied verhaßt sind, welches man von keiner andern Nation sagen kann. Der Unbefangene schätzt die unleugbaren Verdienste dieses so sehr aufgeklärten Volks, überläßt aber die ausschließende Bewunderung derselben den Höfen.

Frankreich und Spanien haben gegenwärtig Gesandten in Rom, die Beide ehemals als Staatsmänner diese großen Reiche regiert haben; dieses sind der obengedachte Kardinal Bernis und der Herzog von Grimaldi. Der geendigte Krieg vereinigte ihr Interesse und beförderte ihre Freundschaft: indessen wurde dieselbe während meines Hierseyns durch einen Fisch unterbrochen; ein Umstand, der die beiden weiland Premierminister in einem sehr kleinen Lichte darstellte, und dem römischen Pöbel Stoff zur Unterhaltung gab. Die Sache betraf einen Fisch von ganz außerordentli-

cher Größe, den ein Landmann zu Markte brachte, und weil damals für den Erzherzog Ferdinand große Feſte gegeben wurden, für zwanzig Zechinen feil bot. Dem einkaufenden Koche des ſpaniſchen Botſchafters ſchien dieſer Preis zu hoch, um den Kauf allein zu ſchließen, er beſprach den Fiſch, und ging nach dem Palaſte, mit dem Haushofmeiſter zu reden. Dieſe Abweſenheit benutzte der Koch des franzöſiſchen Botſchafters, und ließ den Fiſch wegbringen. Man bezahlte dafür ungefodert fünf und dreißig Zechinen, damit der Ruf dieſes Aufwandes das Gaſtmahl erhöhen ſollte. Der Herzog verlangte von dem Kardinal dieſen Zankfiſch, allein vergebens. Der Beſitz des berühmten Zankapfels des Paris konnte nicht eifriger gewünſcht werden. Dem Kardinal Bernis blieb alſo die Ehre, dieſen großen Fiſch, für welchen er eine eigne Schüſſel machen ließ, aufzutiſchen, obgleich ſeine Freundſchaft mit dem Herzoge von Grimaldi dadurch verloren ging.

Es iſt bekannt, daß die Meſſerſtiche zu den ſittlichen Gebräuchen der Italiener gehören; indeſſen herrſchen ſie jezt im Kirchenſtaat und Toſcana weit weniger, als in Genua, Neapel und Sicilien. In Rom werden dieſe mörderiſchen

Handlungen durch die Strenge und Wachsamkeit des jetzigen Gouverneurs der Stadt, Spinelli, großentheils verhindert. Die Sbirren müssen, sobald es finster wird, patrouilliren, und haben dabey das Recht, jedem gemeinen Manne die Taschen zu durchsuchen. Findet man ein Messer, so ist die Galeerenstrafe unausbleiblich, wenn auch sonst sein Stand und Charakter ihn über allen Verdacht dieser Art wegsezt. Dieses ist durchaus nöthig; denn nach den Grundsätzen der Italiener ist es eben kein Bubenstück, seinem Feinde aufzulauern, und ihm heimlich Stiche beyzubringen. Ihre sophistischen Gründe, diese teuflische Gewohnheit zu bemänteln, sind sehr sonderbar. Sie vergleichen eine solche That mit einem Duell, und sagen, daß, sobald man jemand beleidigt habe, dieses figürliche Duell sogleich den Anfang nehme, und man daher, von diesem Augerblicke an, auf seiner Hut seyn müsse, um nicht gestochen zu werden; da alle Stiche entweder heimlich von hinten geschähen, wofür man sich in Acht nehmen, oder öffentlich von vorne, die man sodann ausparriren könnte: kurz, es wäre hiebey dieselbe Vorsicht nöthig, die ein Duell mit Degen erfoderte. Die Menge der hiesigen Kirchen und deren Freyheiten begünstigen

ſonſt dieſe Mordthaten, die daher, ohne die unerbittliche Strenge des Spinelli, hier vielleicht häufiger als irgendwo ſeyn würden. Man behauptet, daß ſeit der Regierung Sixtus des Fünften nie eine ſolche Polizey in Rom geſehen worden ſey, als unter dieſem Gouverneur. Dennoch ſieht man hier viele Kirchſchwellen mit Verbrechern beſetzt, die ihre Wohnung daſelbſt aufgeſchlagen haben, und ganze Wochen, ja Monate daſelbſt verbleiben, bis ſie die Wachſamkeit der Lauernden ermüden, und die Stadt verlaſſen können. Wider die Sonne und den Regen ſchützen ſich dieſe Flüchtlinge auf den Thürſchwellen durch ausgeſpannte Tücher. Einem beobachtenden Reiſenden iſt ein ſolcher Anblick ſehr auffallend; er erzeugt die widrigſten Begriffe von der Geſetzgebung eines Landes, die alle Annehmlichkeiten der Künſte nicht wieder vertilgen können. Smollet ſah vor ungefähr zwanzig Jahren in Florenz einen Kerl, der ſein ſchwangeres Weib umgebracht hatte, vor einer Kirche ruhig herum ſpazieren.

Merkwürdig iſt jedoch, daß ſolche Mordthaten nie Religionsanimoſitäten zum Grunde haben, ſo groß auch die Anzahl der fremden Religionsverwandten iſt, die ſich hier beſtändig aufhalten. Auch

ist der Bekehrungsgeist in Rom nicht groß, ob man gleich sich meldende Proselyten gern aufnimmt, die auch bisweilen, nach Beschaffenheit der Umstände, kleine Pensionen erhalten, wozu allerhand wohlthätige Fonds bestimmt sind.

Die Protestanten werden hier bey der Pyramide des Cestus begraben; ein Ort, der mit einem Kirchhofe viel Aehnlichkeit hat. Auch fehlt es nicht an Grabsteinen mit Aufschriften. Unter diesen zeichnet sich ein marmorner Grabstein mit einer deutschen Inschrift aus, den der regierende Markgraf von Anspach seinem Reisestallmeister hat errichten lassen, welcher diesen Fürsten nach Italien begleitet hatte, und hier starb. Die Begräbnisse der Protestanten geschehen gewöhnlich des Abends spät, und werden auf Verlangen von Sbirren begleitet. Diese Vorsicht ist nöthig, denn die Achtung des römischen Volks für Fremde, wenn sie nicht katholisch sind, hört mit dem Tode auf; daher man bey dem Transport solcher Leichen oft die Worte erschallen hört: al fiume, al fiume! in den Fluß, in den Fluß! ein Experiment, das ohne die Sbirren gewiß versucht werden würde. Uebrigens ist es falsch, daß der Kranke auf seinem Todbette von geistlichen Bekehrern geplagt wird.

Man fragt deshalb blos bey denjenigen an, die um den Sterbenden sind, und auf eine höfliche Verneinung geschieht kein weiterer Versuch. Dieses war auch der Fall mit einem, bey meinem hiesigen Aufenthalte, verstorbenen hoffnungsvollen Zeichner, dem Sohne des großen Tonkünstlers Bach in Hamburg. Man ließ ihn nach geschehener Anfrage in Friede fahren, und seine deutschen Landsleute begleiteten ihn unter der gehörigen Bedeckung zu Grabe.

Wenn jemand sich einen deutlichen Begriff von den elenden Folgen machen will, die zu häufiges Papiergeld bey einer unweisen Regierung veranlaßt, so muß er nach Rom kommen. Man sieht hier fast nichts als Banknoten, die nicht wenig die große Armuth vermehren. Diese sind von dem sogenannten Monte de pieta ausgestellt, woselbst der Verordnung gemäß die Papiere beständig zahlbar seyn sollen; man empfängt aber selten mehr als fünf Procent baar, und für das übrige eine neue Note. Alle Zahlungen geschehen in dieser Münze, und selbst die Fremden erhalten für ihre Wechsel kein ander Geld. Um die Verlegenheit zu vermehren, ist bey großer Strafe verboten, sie

mit Verluſt zu diſcomptiren. Kurz, dieſe Bank iſt ein wahres Gegenbild von der Londoner, die man wohl das größte Muſter dieſer Art nennen kann. Mit der hieſigen Bank iſt auch das Lombard verbunden, woſelbſt zum Beſten der Armen die gute Verordnung ſtatt findet, daß auf Pfänder bis auf zehn Scudi umſonſt geliehen werden; eine Verfügung, die alles Lob und allgemeine Nachahmung verdient. Für die größern Summen aber bezahlt man Zinſen.

Das Lombard wird jedoch von den Armen, ungeachtet dieſer Wohlthat, nicht zu ſehr überlaufen, weil man es bequemer findet, ſich der Bettelſuppen zu bedienen, die man eben nicht ſelbſt abhalen darf, ſondern die viele Familien in ihre Häuſer geſchickt bekommen. Dieſes Zuſenden aber iſt eine Gunſt, die jedoch nicht mit zu großer Leichtigkeit gewährt wird, weil ſonſt dieſe guten Werke weniger anſchaulich ſeyn würden, worauf doch, nach den römiſchen Religionsgrundſätzen, alles ankommt.

Man kann wohl ſagen, daß Rom ein wahres Paradies für die Bettler iſt, da ſie nicht allein von ſo vielen Klöſtern und Stiftungen Nahrung, ſon-

dern auch baare Austheilungen erhalten; auch haben sie die Freyheit, in Kaffeehäuser und andere öffentlichen Oerter zu gehen, und daselbst zu betteln. Oft wenn sie Almosen erhalten haben, verlangen sie in eben den Häusern Eis für baare Bezahlung, und setzen sich neben angesehenen Leuten hin, es zu verzehren. Dieses wird aus christlicher Milde gut geheißen. Ein wirklich guter Gebrauch aber ist die Ausstattung armer Mädchen, die von vielen Stiftungen geschieht. Ein Mädchen kann, ohne einen Bräutigam zu haben, darum anhalten. Sie empfängt aber, wenn ihr Gesuch statt findet, blos einen Ausstattungsschein von dreißig, vierzig auch funfzig Scudi, und den Tag nach der Hochzeit erst das Geld. Bleiben die Mädchen unverheirathet, so kommt ihnen diese Wohlthat eigentlich nicht zu gute; allein dennoch wird ihnen bisweilen erlaubt, die erhaltenen Zettel zu verhandeln, welches denn mit einem großen Rabat geschieht. Diese Scheine, deren sie viele durch Bemühung von den verschiedenen Stiftungsörtern zugleich erhalten können, sammeln sie, und machen den Betrag bekannt, der bisweilen eine ganz artige Aussteuer abgiebt. Diese gute Handlungen

geschehen

geſchehen aber mit einem Gepränge, wodurch das Verdienſt derſelben nicht wenig geſchwächt wird. Alle Mädchen, die dieſe Gaben bekommen haben, müſſen an einem gewiſſen Tage, in einer beſtimmten Kleidung, eine Proceſſion formiren, um dieſe Wohlthat den Augen der Welt darzuſtellen. Dieſer öffentliche Almoſenprunk hindert viele armen aber ehrliebenden Familien daran Theil zu nehmen, wodurch manches gute Mädchen unverheirathet bleibt.

So ſehr auch der Hang zu verliebten Intriguen dem italieniſchen Frauenzimmer überhaupt gewein iſt, ſo werden ſie doch nur hier allein methodiſch behandelt. Wie wäre es auch möglich, eine ſo ungeheure Anzahl armer Mädchen in einer Stadt an Mann zu bringen, die ſo viel eheloſe Bewohner hat, wenn man nicht alle nur erſinnlichen Künſte dabey anwendete? Viele fremde Künſtler ſind in dieſe Netze gefallen, und ganz unerwartet zu einer Frau gekommen. Solche Vorfälle ereignen ſich täglich. Die Aeltern erlauben ihren Töchtern den ganzen Tag über in den Fenſtern zu liegen, und anſtatt daß Liebeshändel in allen andern Ländern ſorgfältig vor der Mutter verborgen werden, ſo ſind dieſe hingegen hier die

Vertrauten ihrer Töchter, und stehen ihnen mit ihrem durch Erfahrung geläuterten Rathe bey. Wenn das geputzte Mädchen vom Fenster auf einen Vorübergehenden Eindruck macht, und er ihre Bekanntschaft wünscht, so ist die Probe ob er hoffen darf diese, daß er sie stark ins Auge faßt, aber nicht eher grüßt, als bis er in einer ziemlichen Entfernung an einer andern Gassenecke ist, damit die Nachbarn es nicht gewahr werden: wird ihm nicht gedankt, so hat er keine Hofnung; allein wenn der Gruß erwiedert wird, so ist es ein gutes Zeichen, und er darf kühn einen Brief wagen. Man bestimmt Zeit und Ort zur Unterredung, und gleichviel, ob der Liebhaber nicht im Stande ist, sich selbst, vielweniger eine Frau zu ernähren, oder ob er von einem solchen Range ist, daß keine Heirathsgedanken statt finden sollten, so wird ein solches Bettelmädchen doch gleich die naive Frage thun: „wollen Sie mich heirathen?“ Will dieser Vorschlag dem Liebhaber nicht in den Kopf, so werden, mit Zustimmung der Mutter, alle nur mögliche Künste versucht, und oft werden die Liebenden von den Aeltern nebst Zeugen in einer Lage überrascht, die nicht zweydeutig ist. Alsdann bleibt dem Betrognen die Wahl übrig, eine große

Summe Geldes zu zahlen, welche durch die Gesetze bestimmt ist, oder die Ehe, oder die Galeeren.

Sowohl in Rom, als auch in andern Städten Italiens sind einige Kirchen, die vorzüglich vom schönen Geschlechte besucht werden, und daher beständig auch eine Menge Mannspersonen dahin ziehen. Diese hier gehaltenen Messen für die Schönen des Landes sind an Sonn- und Feyertagen immer die lezten, kurz vor Mittag, damit die lieben Geschöpfe Zeit haben, sich zu putzen und die Liebesbriefe zu schreiben, die sie mit ihren Liebhabern in der Kirche umtauschen; denn da dieses der bequemste, ja oft der einzige Ort der Zusammenkunft zweyer Verliebten ist, so unterläßt man nicht, diese Gelegenheit aufs beste zu benutzen. Noch besser und zweckmäßiger für die Liebenden als die Messe ist die Benediction, die des Abends in gewissen Kirchen bey dem Scheine vieler Lichter und Lampen ertheilt wird, wo die Gebete kurz, und die durch Musik ausgefüllten Pausen lang sind. Zu diesen die Sinne reizenden Dingen kommt noch die kluge Wahl der Segenszeit, die von den schlauen Priestern so geordnet wird, daß man von da gerade nach der Oper, oder zum Po-

lichenello, oder auch zu den Converſazionis gehen kann. Es verſteht ſich, daß eine ſo ſchicklich veranſtaltete Muſik zu Almoſen reizt, wovon die Koſten beſtritten werden.

Die außerordentliche Armuth, die in Rom herrſcht, hat eine Menge Hoſpitäler nothwendig gemacht, welche größtentheils reichlich fundirt ſind, da ihre Stiftungen durch chriſtliche Mildthätigkeit in vorigen Zeiten gemacht wurden, als die Armuth noch nicht zur Charakteriſtik der heiligen Stadt gehörte. Unter dieſen zeichnet ſich beſonders ein ungeheures Pilgerhoſpital aus, das nirgends ſeines gleichen hat. Hier werden alle katholiſche Pilger drey Tage lang unterhalten; man wäſcht ihnen die Füße den erſten Abend in Gegenwart eines Wundarztes, der ſie verbinden muß, wenn ſie ſich auf ihrer Wanderſchaft Schaden gethan haben. Im Jubeljahre kommen bisweilen an einem Tage zehntauſend an. Die Tiſche ſind mit Blumen beſtreuet, und mit allem Nöthigen im Ueberfluſſe verſehn; die Reinlichkeit iſt dabey ſo groß, daß jeder Pilger eine reine weiße Serviette bey den Mahlzeiten erhält, woſelbſt ſie von angeſehenen Leuten, ja oft von Perſonen vom erſten Range bedient werden. Die Tafeln ſo

wohl als die Wohnungen der Weiber sind von den Männern ihren abgesondert. Oft haben diese weiblichen Pilger aber sehr weltliche Absichten bey diesen Wanderungen; ich habe deren im Jubeljahre 1775 gesehen, die so artig gekleidet und geputzt waren, als wenn sie zum Ball gehen wollten. Ist ihre Bildung dabey angenehm, so erreichen sie gewiß ihren Zweck. Gewöhnlich machen sie sehr kleine Tagereisen, und betteln allenthalben aus Demuth, daher sie denn auch deswegen nicht gering geschätzt werden. Ich habe unter andern nahe bey Viterbo im Kirchenstaate, eine solche Donna auf der Landstraße angetroffen, die hinter einem Strauche ihre Toilette machte, um mit Anstand in der Stadt zu erscheinen. Einige Stunden nachher sah ich sie zierlich geputzt die Kaffeehäuser besuchen, und Almosen betteln; sie erhielt deren reichlich, allein beym Ausgang aus den Häusern wurde alles an die häufig herumstehenden Armen vertheilt. Indessen hatte sie Aufsehen erregt, und durch ihre Figur gefallen; dieses war hinreichend, ihr die gewünschten Rendezvous zu verschaffen.

Damit es in diesem Hospitale bey der leiblichen Pflege auch nicht an der geistlichen fehle, sind

zwölf Prieſter beſtellt, um mit den Pilgern Morgens und Abends zu beten, ſie in ihren Pflichten zu unterweiſen, und die Sacramente auszutheilen: auch ſprechen ſie jedesmal das Tiſchgebet. Die Wohlthat dieſer Stiftung erſtreckt ſich ſogar auf die Wiederhergeſtellten aus allen andern Hoſpitälern der Stadt, die hier drey Tage lang ſehr wohl bewirthet werden. In dem dazu gehörigen Oratorio predigt man den Juden alle Sonnabend. Dieſes unglückliche Volk iſt gezwungen ihre Kinder dahin zu ſchicken, deren verzerrte Geſichter bey dieſen Controverspredigten ein ſonderbares Schauſpiel abgeben. Man kann ſich den Widerwillen leicht vorſtellen, womit ſie dieſelben anhören, und wie ſehr ſie gegen alle Beweiſe bewaffnet ſind, die hier eben nicht mit großer Beredſamkeit vorgetragen werden. Die jährliche Beſoldung dieſes Judenpredigers iſt funfzig römiſche Scudi, welche wohl nicht ſchlechter angewandt werden könnten.

Solche unnütze Stiftungen ſind hier in Menge zu finden, die zuſammengenommen ungeheure Summen erfodern. Es thut mir leid, daß ich das Collegium de propaganda fide auch darunter zählen muß. Die dazu gehörige koſtbare Druckerey, welche die einzige in ihrer Art iſt, hat Lettern mit

allem Zubehör, um in achtundzwanzig verschiedenen Sprachen Bücher zu drucken, worunter sogar die überaus schwere Sanskrita Sprache ist; allein man kann wohl schwerlich behaupten, daß durch dieses außerordentliche Institut weder der römischen Kirche, noch der Religion überhaupt, noch weniger den Wissenschaften irgend ein Dienst wäre geleistet worden. Alles bezieht sich auf einen nutzlosen Prunk, der, wie schon oben gesagt worden ist, hier ganz zu Hause gehört, und dazu dient, den Ignoranten Staub in die Augen zu streuen.

Die Sanskrita hat besonders große Kosten verursacht, ob es gleich nicht wahrscheinlich ist, daß unsere oder die nächste Generation in dieser Sprache zu Rom ein gedrucktes Buch sehen dürfte. Sie hat sechszehn Vokalen, und vierundvreißig Consonanten, und übertrifft sowohl in der Regelmäßigkeit, als auch der grammatikalischen Ordnung, sehr weit die arabische Sprache; ja sie hat deutliche Merkmale, daß sie durch eine Gesellschaft geleheter Leute auf vernünftige Grundsätze gebaut worden ist, die ihre Regelmäßigkeit und Harmonie, nebst der wundervollen Simplicität und Stärke des Ausdrucks studierten. Es ist schwer zu bestimmen, ob sie zu irgend einer Zeit

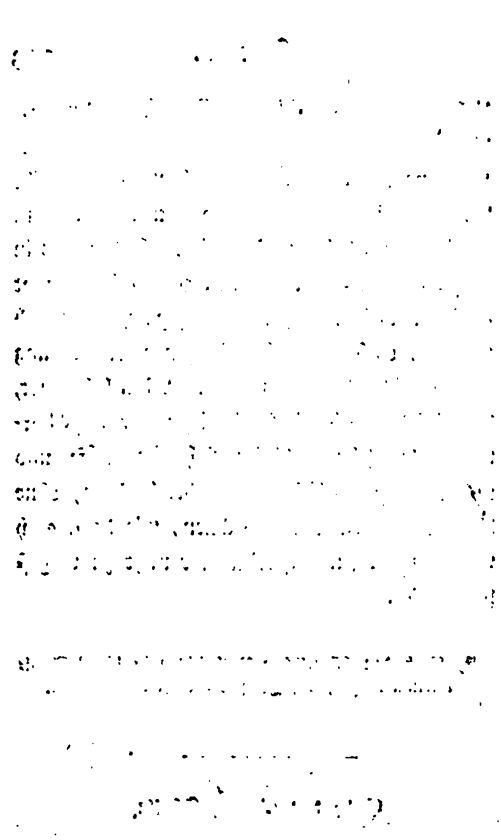
des Alterthums die gemeine Sprache von Indoſtan geweſen, oder ob ſie von den Braminen erfunden worden iſt, um darin ihre Religion und Philoſophie aufzubehalten. Alle andre Sprachen ſind zwar zufälligerweiſe von den Menſchen erfunden worden, um ihre Begriffe und Bedürfniſſe auszudrücken; allein die bewundernswürdige Bildung der Sanſkritta ſcheint über die Macht des Zufalls zu ſeyn. Die in dieſer ſonderbaren Sprache enthaltenen Urkunden beſtehen in Nachrichten von den Begebenheiten des weſtlichen Aſiens, die ſehr unterſchieden ſind von allem, was jemals ein Stamm der Araber der Nachwelt überliefert hat. Auch iſt es mehr als zu wahrſcheinlich, daß die erſtern, bey genauer Unterſuchung, die Merkmale einer größern Glaubwürdigkeit und eines höhern Alterthums als die lezteren zeigen würden. Jedoch ob die Indier eine wahre Geſchichte von höherm Alterthum als andere Nationen beſitzen, beruht auf dem Ausſpruche der Braminen, bis man mit ihren Urkunden beſſer bekannt ſeyn wird.

Zu den vielen unnützen Stiftungen in Rom gehört auch ein reiches Seminarium, das blos für Deutſche und Ungarn geſtiftet iſt, um ſie hier an der Quelle in der Theologie und andern geiſtlichen

Uebungen zu unterrichten. Die Anzahl der Studirenden beläuft ſich auf einige hundert, und ihre Kleidung iſt roth. Da ſie hier Rom mehr als ihr Vaterland lieben lernen, und doch nicht beſſern, ja vielleicht ſchlechtern Unterricht erhalten, als in ihrem eigenen Lande, ſo iſt dieſe Stiftung nicht allein in unſern Tagen überflüßig, ſondern auch ſchädlich, ob ſie es gleich im Anfange der Stiftung 1552 vielleicht nicht ſeyn mochte. Man behauptet, daß dieſes Seminarium ſeit dieſer Zeit fünf Churfürſten, dreyzehn Kardinäle, ſechs Erzbiſchöfe, und über neunzig Biſchöfe hervorgebracht habe, ohne die andern Prälaten zu rechnen, wie denn auch vor allen Dingen fünf Märtyrer nicht zu vergeſſen ſind *).

*) Nach den öffentlichen Nachrichten iſt dieſes Seminarium kürzlich auf Joſephs Befehl eingegangen.

Ende des vierten Theils.



Inhalt.

Achter Abſchnitt.

Zweifelhaftes Alter von Rom. Kloaken. Baukunſt der alten Römer. Marsfeld. Der Trajaniſche Platz. Pantheon. Coliſeum. Triumphbogen des Titus. Triumphbogen des Conſtantins. Goldenes Haus des Nero. Altrömiſcher Marktplatz. Friedenstempel. Triumphbogen des Severus. Capitol. Tempel des Jupiters Capitolinus. Triumphbogen des Janus, des Druſus und des Gallianus. Bäder des Caracalla und des Diocletian. Obelisken. Grabmäler. Mauſoleum des Auguſt, des Adrian und der Cecilia Metella. Trümmer des Grabmals der Scipionen, und des ſogenannten Grabmals der Horazier und Curiazier in Albano. Septizonium des Septimius Severus. Ruinen vom Theater des Marcellus, desgleichen von den Waſſerleitungen des Nero, des Titus Veſpaſianus und des Caracalla. Pyramide des Ceſtus. Sehr ſonderbare Antike im Jahre 1500 ausgegraben. S. 1

Neunter Abschnitt.

Das neuere Rom. Das Thor del popolo. Straße il Corso. Grundriß des alten Roms auf dem Capitol. Die Brücke Ponte Mole. Menge der merkwürdigen Gegenstände in dieser Stadt. Peterskirche und Peterspalaz. Grabmäler über und unter der Erde. Laterankirche. Geschenke Constantins des Großen. Päbst Gauganelli's sonderbares Schicksal in dieser Kirche. Lateranpalast. Taufgebäude Constantins. Die heilige Treppe. Die Kirche Maria Maggiore. Die Paulskirche. Die Kirche St. Andrea di Ponte Mole. Die Kirche der heiligen Agnes. Vatikanischer Palast und Bibliothek. Cardinal Zelada, Bibliothekar. Sixtinische Capelle. Clementinisches Museum. Der Apollo. Vortreflichkeit der griechischen Kunstwerke. Palast Monte Cavallo. Der Farnesische Palast. Der Farnesische Stier, die größte marmorne Gruppe in der Welt. Farnesische Erbschaft. Villa Medicis. Palast Borgheſe. Villa Borgheſe. Villa Albani. Kardingl Alsoni. Villa Pamphili. Palast Barberini, Colonna, Justiniani und Spada. Engelsbrücke. Spring-

brunnen. Große Fontaine auf dem Plaz Navonna. das Meiſterſtück des Bernini. S. 38

Zehnter Abſchnitt.

Künſtler in Rom. Modell der trajaniſchen Säule. Deutſche Künſtler. Mengs. Vollſtändige Sammlung von Formen antiker Kunſtwerke. Akademie der Künſte auf dem Capitol. Battoni. Kardinal Bernis. St. Peters Sakriſtey. Akademie der Arkadier. Akademie der Quiriniſten. Krönung auf dem Capitol der Stegreifreimerin Corilla. Schauplaz der Improviſatoren in Rom. Tranſtevere, ein ſich ſehr auszeichnendes Quartier der Stadt. Juden. Ableitung der Tiber. Böſe Luft in und bey Rom. Pontiniſche Sümpfe. Päbſtliche Einkünfte. Heiligen-Fabrik. Neuer Feſttag zu Ehren des Herzens Jeſu. Päbſtliche Land- und Seemacht. Jeſuiten, deren ehemalige Verfaſſung, politiſche Maaßregeln und Grundſäze. Der Jeſuiten General Ricci. Ganganelis Vergiftung. Prächtige Kirche des heiligen Ignatius. Denkmaal des heiligen Stanislaus Koſka. S. 51

Eilfter Abſchnitt.

Andacht. Kirchliche Feyerlichkeiten. Frohnleichnamstag. Groſſe päbſtliche Benediction. Charwoche. Harte Beleidigung eines königlichen Geſandten. Schweizergarde. Kirchſpielfeſte. St. Peterſeſt. Erleuchtung der Peterskuppel. Päbſtliche Lebensart. Freſcati. Circus des Caracalla. Catacomben. Appiſche Heerſtraße. Ruinen des Tempels vom Deus rediculus. Weinberge. Ländliche Ergötzlichkeiten. Wirkung der wohlriechenden Waſſer beym Frauenzimmer. Stundenrechnung der Italiener. Schauſpiele. Venetianiſcher Ball, beyſpiellos in den Jahrbüchern der neuern Galanterie. Muſikaliſche Talente der Römer. Schnellgalgen. Carneval und deſſen Leichenbegängniß. S. 13

Zwölfter Abſchnitt.

Neapel. Lage. Charakter der Neapolitaner. Blut des heil. Januarius und andrer Heiligen. Milch der Jungfrau Maria. Unbeſtändigkeit der Wetter. Caſtraten. Lazaroni. Banditen. Charakteriſtik dieſer Menſchenklaſſe. Ehrenhandlung ei-

nes. Banditen-Anführers. Papos oder Mordbeschützer. Seltenheit des Diebstahls. Prozeßsucht. Pederastie. Hausdienste. Das Gift Aqua Tofana. Gebräuche. Bauart. Apotheken. Wohlthätigkeit. Königliche Vorrechte. Carneval. Schauspiele. Türkischer Hofstaat in Neapel, eine ganz außerordentliche Maskerade. Adel. Bibliotheken. Herculanische Handschriften. Schändliche Vernachläßigung derselben. Kunst- und Alterthumsschätze. Herculanum. Pompeja und deren außerordentliche Ruinen. Portici. Unermeßliche Antikensammlung. Merkwürdige Gegenstände unweit der Stadt. Die Höhle von Pausilippo. Virgils Grab. Vesuv. Landtruppen und Marine. Admiral Byng's Uhr; eine Erneuerung der berühmten Handlung des Römers Popilius. Schlußbemerkungen. S. 170

Rechtfertigung gegen die Beschuldigungen des Herrn Bibliothekar Jagemann, die in diesem Werke befindlichen Bemerkungen betreffend. 225

An Herrn Neumann, Sekretär beym Churfürstl. Sächs. Kriegs-Departement in Dresden, die

Charakteristik Deutschlands und Frankreichs betreffend. S. 285

Achter Abſchnitt.

Zweifelhaftes Alter von Rom. Kloaken. Baukunſt der alten Römer. Marsfeld. Der Trajaniſche Plaz. Pantheon. Coliſeum. Triumphbogen des Titus. Triumphbogen des Conſtantins. Goldenes Haus des Nero. Altrömiſcher Marktplaz. Friedenstempel. Triumphbogen des Severus. Capitol. Tempel des Jupiters Capitolinus. Triumphbogen des Janus, des Druſus und des Gallianus. Bäder des Caracalla und des Diocletian. Obelisken. Grabmäler. Mauſoleum des Auguſt, des Adrian und der Cecilia Metella. Trümmer des Grabmals der Scipionen, und des ſogenannten Grabmals der Horazier und Curiazier in Albano. Septizonium des Septimius Severus. Ruinen vom Theater des Marcellus, desgleichen von den Waſſerleitungen des Nero, des Titus Veſpaſianus und des Caracalla. Pyramide des Ceſtus. Sehr ſonderbare Antike im Jahre 1500 ausgegraben.

Bey einem unbefangenen Studieren der römiſchen Geſchichte, in Rom ſelbſt, wird man überzeugt, daß dieſe ſo berühmte Stadt viel

älter seyn müsse, als man insgemein angenommen hat. Plutarch, Dionysius von Halikarnas, und andre alte Schriftsteller waren schon der Meynung, daß Romulus nicht der Stifter, sondern nur der Wiederhersteller von Rom gewesen sey, und daß er, anstatt der Stadt seinen Namen zu geben, vielmehr den seinigen von ihr bekommen habe. Die Geschichte dieses Stifters hatte wegen des Wunderbaren, und aller dazu gehörigen Fabeln, für die Römer so viel schmeichelhaftes, und war mit ihren Religionsmeynungen, Gebräuchen und Gesetzen so verwebt, daß man die Untersuchung sich nicht zu machen getraute, und in spätern Zeiten wohl auch nicht machen konnte: daher auch die großen römischen Geschichtschreiber keine Zweifel dieserhalb erregen. Indessen bezeugt doch Livius selbst, daß schon vor der Ankunft der Trojaner eine Colonie Arkadier den Palatinischen Berg bewohnt habe. Und auch diese hatten wahrscheinlich ihre Vorgänger, deren Namen und Thaten bis auf die geringste Spur vertilgt sind; so merkwürdig sie auch gewesen seyn müssen, wie die großen Denkmäler bezeugen, die von diesem unbekannten Volke nothwendig herrühren. Auch die Ruinen von Pästum beweisen diese Vermuthung,

da sie von einem ganz eigenen Styl sind, und also ein höheres Alter als selbst die griechischen Künste verrathen.

Wenn man sich Rom in den ersten Zeiten mit seinem kleinen Gebiete vorstellt, und die unaufhörlichen Kriege bedenkt, die dieses Volk beständig mit seinen Nachbarn führte; so scheint es ganz unmöglich zu seyn, daß die Einwohner einer armen Stadt, die weder Handel, Bergwerke, noch große Ländereyen hatte, und wo jedermanns Augenmerk war, die nothdürftigste Nahrung aus den Aeckern zu ziehen und einen ewigen Krieg zu führen, fähig waren, die erstaunenswürdigen Kloaken und Wasserleitungen anzulegen, wie, der Geschichte zu folge, schon unter den Königen geschehen seyn soll. So riesenmäßig auch die folgenden Arbeiten dieses großen Volks waren, die wir noch in ihren Trümmern anstaunen, so war doch kein Werk so außerordentlich, als die Kloaken. Dionysius von Halikarnas nennt die Kloaken, Landstrassen und Wasserleitungen, die drey Wunder

Die große Kloake giebt noch durch ihr Ueberbleibsel zu erkennen, welch ein erstaunenswürdiges Werk sie gewesen ist. Man sieht hier Steine,

die funfzehn Fuß breit und hoch sind Wenn man nun den ungeheuern Umfang dieser unterirdischen Arbeit bedenkt; so können wir, die wir keine historischen Vorurtheile blindlings anzunehmen brauchen, dieses wohl unmöglich für das Werk des zweiten Jahrhunderts nach Erbauung von Rom halten.

Außer dieser großen Kloake hatten die andern, nach dem Strabo, Gewölbe von einer solchen Höhe, daß ein beladener Heuwagen bequem durchfahren konnte. Sie waren zwar nur aus Ziegelsteinen erbaut, die durch Kalk und Pozzolanerde zusammen gekittet wurden, allein dennoch war ihre Festigkeit unbeschreiblich. Schon Plinius wundert sich, daß sie nicht unter der Last der ungeheuern Gebäude zusammenfielen, die man darauf errichtet hatte. Agrippa ließ sieben Wasserleitungen hineinführen, um sie beständig zu reinigen. Diese Kloaken waren bey den Römern in solcher Achtung, daß der heilige Augustinus ihnen Vorwürfe macht, sich eine eigene Schutzgöttin der Kloaken unter dem Namen Cloacina gemacht zu haben, der man Altäre errichtete und Opfer brächte. Verschiedene Päbste haben diese so nützlichen alten Gewölbe ausbessern lassen, und mit neuen ver-

mehrt; es ist dieses aber nur ein Schatten von dem, was sie vormals waren.

Es war im Jahre Roms 441, daß man zum erstenmale Wasser dahin führte, und zwar durch eine Wasserleitung, die der Censor Appius Claudius bauen ließ, von welchem auch das Wasser Aqua Appia genannt wurde. Die Quelle davon war zwey deutsche Meilen von Rom, im Gebiete von Tusculum, nunmehr Frescati. Bis dahin waren die Römer mit dem Wasser der Tiber, und mit dem Wasser der Quell- und Springbrunnen in der Stadt und deren Nachbarschaft zufrieden gewesen. Die Anzahl der Wasserleitungen wurde nach und nach vermehrt. Sie waren gewöhnlich von Ziegelsteinen gebaut, und das Wasser floß entweder unter der Erde, oder über derselben auf großen Bogen. Auf diese Weise wurde es in Rinnen von Metall oder Bley von einer Entfernung von sechs, acht, zwölf, auch mehr deutschen Meilen nach Rom geleitet.

Die Toscaner waren die ersten Baumeister Roms; sie führten alle großen Gebäude der Stadt in ihrem etwas rauhen Geschmacke auf, bis die Römer mit den Griechen bekannt wurden, welche die ersten zierlichen Tempel in Rom errichteten, als

den Tempel des Jupiter Stator auf dem Capitol, den Tempel des Mars im Flaminischen Circus, und viele andere. Die alten Römer verließen sich ganz auf die Griechen in allem was die Künste betraf, daher sich auch sehr wenige mit der Baukunst beschäftigten. Cossutius war der erste römische Baumeister, der sich einen Ruhm in dieser Kunst erwarb, die er in Griechenland studiert hatte. Er wurde vom Epiphanes berufen, den berühmten Tempel des olympischen Jupiters zu vollenden; ein Werk, das er meisterhaft ausführte. In Rom selbst aber bediente man sich seiner Kunst nicht. Hingegen errichtete Cajus Mutius, ein Römer, ungefähr hundert Jahr vor der christlichen Zeitrechnung, die beiden so sinnreich erfundenen Tempel der Ehre und der Tugend, die so gebaut waren, daß man nur durch den leztern in den erstern gelangen konnte. Vitruvius, der berühmteste aller römischen Baumeister, lebte zu den Zeiten Augusts, der durch ihn diese weltbeherrschende Stadt außerordentlich verschönern ließ.

Seit der Regierung dieses Kaisers bis zum Alexander Severus, das ist, vom Vitruvius bis zum Baumeister Nico, Vater des großen Arztes Galenus, in einem Zeitraume von zweyhundert

Jahren, wurden unaufhörlich prächtige Gebäude in Rom aufgeführt. Indessen hatten die Häuser und Paläste in dieser Stadt zu den Zeiten Augusts nur ein einziges Stockwerk. Sie waren jedoch sehr hoch, denn der Dichter Rutilius vergleicht sie mit Thürmen, die gemacht zu seyn schienen gen Himmel zu steigen. August verordnete endlich, daß sie nicht höher als siebenzig Fuß gebaut werden sollten. Manche hatten Erker, wo die Sklaven und Freygelassenen wohnten. Die Wohnzimmer des Hausherrn hingegen waren nur wenig Fuß von der Erde erhöht, zu welchen man auf einigen Stufen von der Straße hinan stieg. Diese einfache Bauart ist wahrscheinlich die Ursache, daß auch nicht mehr die geringste Spur eines altrömischen Wohngebäudes zu sehen ist, so überaus weitläufig viele auch waren; denn sie enthielten Bäder, große Säle, gymnastische Uebungsplätze und viele Gallerien, wo man, gegen Sonne und Witterung geschützt, spatzieren ging.

Zu den Baukünsten der Alten gehört auch das sonderbare Mittel, dessen sie sich bedienten, ihre Säle tönbar zu machen; sie sezten nämlich in den Winkeln des Gebäudes Vasen, welche die Töne

auffingen, verbreiteten und verſchiedene Modulationen hervorbrachten.

Das ehemalige Marsfeld iſt jezt ganz bebaut, und macht den volkreichſten Theil von Rom aus. Vielleicht war nie auf Erden ein ſo herrlicher Plaz als dieſes Marsfeld. Der Umfang deſſelben war ungeheuer, und mit den prächtigſten Gebäuden umgeben, welche daher alle die vortheilhafteſte Lage hatten. Hier war das Mauſoleum des Auguſt mit ſeinen zwey Obelisken; die Bäder des Nero; der Circus des Alexander Severus; das Pantheon; die Bäder des Adrians; die Bäder des Agrippa; das Theater des Pompejus, wobey ein Coloß ſtand; der Circus Flaminius; das Theater des Marcellus; die Naumachie des Auguſt; die Antoniniſche Säule, desgleichen viele Porticos, Springbrunnen, Tempel und Paläſte. Auch ſah man Adrians Grabmal jenſeit der Tiber. In der Mitte dieſes Inbegriffs menſchlicher Herrlichkeit ſtand der berühmte Sonnenobelisk 116 Fuß hoch, ganz mit Hieroglyphen bedeckt, den Auguſt aus Egypten nach Rom bringen ließ. Er war der größte in der Stadt, und diente der ungeheuern Sonnenuhr auf dem Marsfelde, deren Ziffern Ellenlange Platten von Bronze auf einem weißen mar-

mornen Grunde waren, zum Sonnenzeiger. Jezt liegt er zerbrochen auf der Erde, in einem Winkel nahe bey seinem vorigen Standplatze, wo er wohl noch lange liegen bleiben dürfte. Ein ähnliches Schicksal hat eine schöne funfzig Fuß hohe Säule von roth gesprenkeltem Marmor, die auch aus Egypten geholt, und dem Kaiser Antonin dem Frommen zu Ehren errichtet wurde. Sie lag unter der Erde, und wurde im Anfange dieses Jahrhunderts herausgezogen. Das Postument, mit Baoreliefs und Inschriften, steht zwar auf dem Monte Citorio, allein die Säule selbst ruht in einer Bretterhütte. Sie ist noch ganz, und ihre Errichtungskosten würden nicht außerordentlich seyn; allein die apostolische Kammer hat den Grundsaz, alle Ausgaben, die nicht unumgänglich nothwendig sind, sorgfältig zu vermeiden.

Das Forum Trajanum, von dem griechischen Baumeister Apollodor angelegt, war nach dem Marsfelde der prächtigste Plaz des alten Roms. Hier sahe man Tempel, Colonnaden, Porticos ganz mit Bronze bedeckt, und viele marmorne und metallene Statuen, auch die große metallene Bildsäule Trajans zu Pferde, seinen Triumphbogen, die prächtige Säule u. s. w. Das Ganze zusammen

war so bewundernswürdig, daß, als der Kaiser Constantius, Sohn des großen Constantins, nach Rom kam, er von der Pracht dieser Stadt, und besonders von diesem Platze so hingerissen wurde, daß er gestand, wenn gleich der Ruf in allen Dingen die Sache selbst überstiege, so sagte er dennoch von Rom viel zu wenig. Von allen Herrlichkeiten dieses Platzes ist nichts mehr übrig, als die majestätische Säule, die an einem schlechten Orte steht, und wovon das hohe Postument unter der Erde befindlich ist; so daß man viele Stufen herunter steigen muß, um an den Fuß der Säule zu gelangen. Welch einen unermeßlichen Stoff zur Erläuterung der Geschichte liefert dieses einzige Denkmal! Es hat schon viele Streitigkeiten, besonders wegen des Costume entschieden, die ohne diese Säule ewige Probleme geblieben wären. Die Thaten des Kaisers Trajan, seine Schlachten zu Wasser und zu Lande, Opfer, Processionen, Triumphe, Gefäße aller Arten, Altäre, Kriegsmaschinen, und unzählige andre Dinge, sind auf derselben mit vieler Kunst und Wahrheit dargestellt. Man zählt über sechstausend Figuren. Auf der Spitze derselben stand eine Bildsäule nebst einer Urne, worin nach dem Bericht einiger Geschicht-

schreiber die Asche dieses vortrefilchen Fürsten aufbehalten wurde. Nach dem Eutropius war er der erste, der das Vorrecht erhielt, sein Grab in der Stadt zu haben.

Der Plaz, worauf die Antoninische Säule vormals stand, war bey weitem nicht so schön, auch ist die Säule nicht mit der Trajanischen zu vergleichen, von welcher sie eine Nachahmung ist; allein dafür steht sie jezt auf einem der schönsten Plätze des neuen Roms, wo sie eine große Wirkung thut. Sie besteht aus 28 Marmorblöcken, und hat inwendig 190 Stufen, wie auch 41 Fenster. Obgleich diese Säule frey steht, und von Palästen umgeben ist, so muß man doch durch Kothhaufen waden, wenn man nahe hinzutreten will. Die Unreinlichkeit ist hier allen großen Plätzen eigen, den einzigen Petersplaz ausgenommen, und dieses blos deswegen, weil er in einiger Entfernung von den Wohnhäusern liegt. Es ist unglaublich, wie weit die Unfläterey hier getrieben wird. Da die Häuser und Paläste in Rom mehrentheils offen stehen, so dient der Eingang jedermann zu den ekelhaftesten Bedürfnissen, daher man oft Mühe hat ins Haus zu kommen. Dieses erstreckt sich auch auf die Treppen, die

manchmal ganz mit Kothe bedeckt ſind. Die Römer ſind dieß ſo gewohnt, daß ſelbſt fürſtliche Perſonen dieſen Unfug in ihren Paläſten mit Gleichgültigkeit anſehen.

Es iſt hier nichts prächtigers, als das Pantheon mit ſeinen ſechszehn majeſtätiſchen Granitſäulen, wogegen die Säulen der Façade an der Peterskirche, von gewöhnlichen Steinen, die ſchon durch große Löcher den Anfang der Zerſtörung zeigen, nur eine armſelige Figur machen. Die Säulen haben korinthiſche Capitäler, und ſind alle aus Einem Stück gehauen 37 Fuß hoch. Die Oefnung in der Decke, wodurch das Licht ins Gebäude fällt, hat genau auch eben dieſes Maaß, nämlich 37 Fuß im Diameter. Dieſes herrliche Werk der Kunſt wurde vom Agrippa errichtet. Es wurde ausgebeſſert vom Domitian, Marcus Aurelius und Septimus Severus; und unter dem griechiſchen Kaiſer Phokas von dem Pabſt Bonifacius IV. der Jungfrau Maria zugeeignet.

Von allen Denkmälern der römiſchen Herrlichkeit iſt dieſes das einzige, das ganz geblieben iſt. Der kleine Plaz aber, worauf dieſer unnachahmliche Tempel ſteht, hat keine Ausſicht; er liegt in einem Winkel, und man fällt gleichſam darauf zu.

Zu dieser nachtheiligen Lage kommt noch der üble Geruch der daselbst verkauften Lebensmittel, mit so vielen andern Gegenständen, die sich hier so zusammengedrängt darstellen, daß man unmöglich mit der nöthigen Heiterkeit des Gemüths dieses Gebäude anstaunen kann. Zur Zeit der Erbauung, fünfundzwanzig Jahre vor Christi Geburt, hatte es sieben Stufen, die zum Eingange führten; allein so sehr war Rom durch die entsezlichen Verwüstungen verändert und das Erdreich erhöhet worden, daß man vor einigen hundert Jahren, anstatt heraufzusteigen, dreyzehn Stufen heruntersteigen mußte. Der Pabst Alexander VII. ließ die Erde wegräumen, so daß man jezt geradezu eintreten kann. Das Gewölbe war nicht mit Bronze bekleidet, wie man insgemein glaubt, sondern es war durch große metallene Balken gestützt, die zugleich die Decke des Portico trugen. Diese ließ der Pabst Urban VIII. wegnehmen, und daraus den hohen Altar in der Peterskirche und achtzig Kanonen für die Engelsburg verfertigen. Dieses geraubte Metall wog 186,392 Pfund. Um der Kirche diesen Schaden zu vergüten, ließ er zwey scheußliche Thürme darauf setzen. Das antike Ansehen, das aber die Decke dennoch beybehielt,

wurde in unsern Tagen unter Benedict XIV. durch eine moderne Ueberweißung vollends vertilgt.

Es war das Loos dieses prächtigen Gebäudes, mehr von Freunden als von Feinden zu leiden; denn schon im Jahre 663 plünderte es der Kaiser Constantin III, und ließ alle daselbst befindlichen kostbaren Statuen, und überhaupt alles von Werth nach Constantinopel schleppen. Die achtundzwanzig Wagen voll Reliquien aber, welche der Pabst Bonifacius IV. im Jahre 607 hatte nach dem Pantheon bringen lassen, ließ er unberührt. Man versichert, daß in diesem Jahrhunderte, unter dem Pontificat Benedicts XIV. wieder vierzig Wagen, mit solcher Waare beladen, diesen heiligen Schatz rekrutirt haben. Diese Anschaffung ist weder schwer noch kostbar, denn die Catacomben, wovon ich weiterhin reden werde, haben noch Vorrath genug zu zahlreichen Ladungen. Im Pantheon sind die Begräbnisse des Raphael von Urbino, des Hannibal Carrache, und andrer großer Maler, auch der Körper unsers Mengs ist hier beygesezt worden. Der Ritter Azara, spanischer Minister in Rom, und Freund dieses Künstlers, hat ihm auf eigene Kosten ein kleines Monument setzen las-

ſen, deſſen Aufſchrift er ſelbſt verfertiget hat. Dieſer Mann wollte dem Kardinal Bembo nachahmen, welcher die bekannte vortrefliche Grabſchrift auf den großen Raphael gemacht hat; allein dieſe auf unſern berühmten Landsmann iſt ſehr abgeſchmackt. Hier iſt weder das Vaterland des Künſtlers, noch der Monarch erwähnt, in deſſen Dienſten er ſtand, und der ſein großer Wohlthäter war. Das Ganze läuft in vielen Worten dahin aus, daß er, Azara, der Freund des Mengs geweſen ſey, und ihm dieſes Denkmal habe errichten laſſen.

So ſehr man ſich auch jezt hütet, die Ruinen des großen Coliſeums anzugreifen, wie vormals leider geſchehen iſt, ſo fällt es doch durch die Macht der Zeit nach und nach ein; große Klumpen Steine löſen ſich von der Maſſe los, und ſtürzen über einander, da ſie keine Haltung haben, weil allenthalben ungeheure Lücken ſind. Es iſt daher zu beſorgen, daß man in wenig Jahrhunderten nicht das geringſte mehr vom obern Theile ſehen werde, allein der untere Theil mit den erſtaunlichen Gewölben iſt für die Ewigkeit gemacht, und wird gewiß alle römiſchen Ruinen ausdauern. Ein Hofmaler eines deutſchen Hofes hätte bald durch dieſe Bau-

fälligkeit ſein Leben eingebüßt. Er ſaß unter einem über ihm hangenden großen Steinklumpen und zeichnete; ein Bedürfniß nöthigte ihn aufzuſtehn; in dieſem Augenblicke ſtürzte dieſe Steinmaſſe über die Stelle her, wo der Maler geſeſſen hatte, und bedeckte deſſen Feldſtuhl, Hut, Stock und Zeichenbuch, die vielleicht künftigen Antiquaren Beſchäftigung geben werden.

Dieſes ungeheure Gebäude, das noch 1534 ganz zu ſehen war, hatte 1612 Fuß im Umfange, und enthielt achtzig Arkaden. Von den Bruchſtücken dieſes gigantiſchen Werks wurden die Paläſte Farneſe, St. Marcus, wie auch der Palaſt der Kanzley erbaut. Dieſe amphitheatraliſchen Ruinen werden jezt für heilig gehalten, weil ſo viele Chriſten den Märtyrertod daſelbſt gelitten haben; es ſind daher Altäre in denſelben errichtet worden, wo man immer fromme Seelen betend antrifft, um die mit dieſen Ceremonien verknüpften Indulgenzen zu verdienen.

Nahe bey dem Coliſeo iſt der Triumphbogen des Titus, der jezt wie das Thor eines deutſchen Städtchens ausſieht. Er ſteht am äußerſten Ende des altrömiſchen Marktplatzes. Aller Zierrathen beraubt,

beraubt, und so entsezlich verstümmelt, würde man dieses herrliche Denkmal, ungeachtet der daran befindlichen Inschriften, für einen bloßen Durchgang halten, wenn nicht die vortreflichen Basreliefs der Inseite Aufmerksamkeit erregten. Die Erde ist hieselbst so erhöht, daß man die Figuren mit den Händen berühren kann. Er wurde dem Titus zu Ehren, als ein Denkmal seiner Eroberung des jüdischen Landes, errichtet. Sein Triumph war einer der prächtigsten, die man je in Rom gesehen hatte. Vom Romulus bis zum Titus zählte man deren an dreyhundert. Auf diesem Denkmal sieht man die Abbildung der heiligen Geräthe des Tempels zu Jerusalem: den goldenen Leuchter, den Tisch mit den Schaubrodten, die Gesezztafeln, Opfergefäße u. s. w. welche den Triumph des Titus zierten. Man würde die wahren Formen dieser nicht allein für die Juden, sondern auch für die Christen so verehrungswürdigen Dinge, nicht ohne dieses Monument wissen, wo sie wahrscheinlich genau nach den Originalen kopirt waren; und dennoch ist es so unverantwortlich vernachläßigt worden, während der Zeit man so viel unbedeutende Sachen mit der größten Sorgfalt aufbehalten hat. Man sieht nie einen Ju-

den durch diesen Triumphbogen gehen, denn sie machen lieber einen großen Umweg. Allerdings muß die Darstellung solcher entweiheten Heiligthümer dieses gedrückte Volk aufs empfindlichste rühren. Unweit von diesem Bogen fing die heilige Straße an, die zum Capitol führte.

Für den Triumphbogen des Constantins ist besser gesorgt worden; man hat ihm nicht allein seine eigenen Zierrathen gelassen, sondern noch überdem den Bogen des Titus beraubt, um das Denkmal des ersten christlichen Kaisers zu schmücken, der durch diesen Titel alle seine schändlichen Laster wieder gut machte, dahingegen der gütige Titus, im mittlern Zeitalter, als ein Heide in keine Betrachtung kam. Man sieht auf diesem Bogen acht schöne Statuen, denen die Köpfe fehlen. Ungeachtet sie hoch stunden, geschah diese Verstümmelung in einer Nacht ohne vieles Geräusch, und nie hat man weder die Thäter, noch die gebrauchte Methode bey dieser mühsamen Unternehmung entdecken können.

In dieser Gegend, auf dem palatinischen Berge, stand auch das goldne Haus des Nero, das an Pracht alles in Rom übertraf, aber nur kurze Zeit vorhanden war. Der ursprüngliche

kaiſerliche Palaſt, den Auguſt vierzig Jahre lang bewohnte, war nur ſimpel gebaut, und von geringem Umfange; allein Tiberius, Caligula und Nero vergrößerten ihn ſehr, bis er im Jahr Chriſti 64 abbrannte, worauf denn Nero auf eben dieſer Stelle ſein goldnes Haus aufführen ließ. In dem Vorhofe deſſelben war eine 120 Fuß hohe marmorne Bildſäule, die Veſpaſian hernach bey ſeinem Amphitheater ſetzen ließ, und ſie der Sonne heiligte. Er zierte das Haupt dieſes Coloſſen mit ſieben Stralen von vergoldetem Metall, deren jede zweyundzwanzig und einen halben Fuß lang war. Der Plaz, wo dieſes goldne Haus ſtand, dient jezt zu Wein- und Luſtgärten; indeſſen ſieht man hier noch anſehnliche Ruinen; unter denſelben wohnt auch ein deutſcher Edelmann, der ſehr beſchäftigt iſt die Erde zu durchwühlen. Ueberhaupt wird jezt in Rom das Umgraben außerordentlich betrieben, wozu die erworbenen Reichthümer verſchiedener Privatperſonen anlocken. Unter dieſe gehört der berühmte Maler Hamilton. Er iſt ein Schottländer, der ſeit vielen Jahren ſich in Rom aufhält, und durch das Graben ein großes Vermögen zuſammengebracht hat. Der Reiz zu ſolchen Nachſuchungen iſt um ſo viel größer, da der

Unternehmer fast nie verliert. Findet er Statuen oder andre Denkmäler, so bereichert er sich; findet er keine, so werden doch immer so viel Marmorsteine aller Arten ausgegraben, daß er für seine Kosten hinreichend entschädigt wird. Indessen versichern die Römer, daß, ob man gleich nie mehr gegraben, man nie weniger als jezt gefunden habe.

Es ist ein wahrhaft trauriger Anblick, das alte Forum Romanum zu sehen; auf allen Seiten große Ruinen, worunter drey freystehende Säulen sind, welche für die schönsten in Italien gehalten werden; der Plaz selbst zum gemeinen Viehmarkt herabgewürdigt, der ehemals ganz mit Statuen bedeckt war, wo die berühmten Rednerbühnen standen, wo so viele denkwürdige Vorfälle geschahen, und wo das römische Volk Jahrhunderte lang das Schicksal aller Staaten entschied. Hier stand der vom Dictator Camillus erbaute Tempel der Eintracht; ferner der Tempel des Saturns, wo der öffentliche Schatz des römischen Volks aufbehalten wurde; der Tempel des donnernden Jupiters; der Tempel des Antoninus und der Faustina, von welchem leztern die Vorderseite noch vorhanden ist, und jezt zum Eingang

in eine Kirche dient, nebst vielen andern Tempeln und prächtigen Gebäuden.

Wenn man genau den Umfang des vormaligen Forums untersucht, so muß man sich wundern, daß dieser Plaz so klein gewesen ist; denn das jetzige Campo vaccino nimmt einen weit größern Raum ein, als das alte Forum hatte. Die Marktplätze in den großen Städten Deutschlands sind größtentheils viel geräumiger. Diese Verwunderung aber wird gehoben, wenn man annimmt, daß in den ersten Zeiten der Republik dieser Plaz groß genug war; als Rom hernach mächtig wurde, konnte man ihn nicht vergrößern, weil er mit vielen schönen Gebäuden besezt war, die überdem größtentheils geheiligt waren, und man daher nicht niederreißen konnte. Deswegen war Julius Cäsar genöthigt, unweit davon einen neuen Plaz anzulegen, den man Forum Caesaris nannte. Dieser geringe Umfang des römischen Forums war auch Ursache, daß das Volk bey außerordentlichen Gelegenheiten sich auf dem Marsfelde versammelte, wo ein ungeheurer Raum war.

Man sieht an dem heutigen Campo vaccino außer den obenangeführten noch große Ruinen, die gewöhnlich für Ueberreste des Friedenstem-

pels gehalten werden; eine antiquarische Meynung, die sehr alt ist, aber jezt stark bestritten wird. Der wichtigste Grund, den man wider das alte Vorurtheil anführt, ist, daß die noch vorhandenen Ruinen nicht im geringsten die Figur anderer römischen Tempel haben, und daß es nicht glaublich sey, daß der Janustempel allein von den andern Tempeln verschieden gewesen wäre, da sich Abtheilungen daselbst befinden, die ganz der Form eines römischen Tempels zuwider sind.

Der Triumphbogen des Septimius Severus, ganz von weißem Marmor, steht auch auf diesem Platze, ist aber halb von der Erde bedeckt; die grossen Seiten-Arkaden sind ganz damit angefüllt, übrigens aber ist er noch ziemlich wohl erhalten worden. Hier stieg man auf dem heiligen Wege zum Capitol hinan; um nun aber auf dieser Seite dahin zu kommen, muß man einen sandigen Hügel besteigen, denn der jetzige Hauptzugang ist von der entgegengesezten Seite. Dieser hat ein sehr edles Ansehen. Die schöne Treppe mit ihren Sphinxen, die marmornen Statuen, die Trophäen des Marius, die römischen Meilensäulen, die Statue des Marc-Aurels von Bronze, und die Gebäude des Platzes selbst, alles dieß ist einer

Opern-Decoration ähnlich. In Ansehung der Gebäude aber kommen die Kenner überein, daß sie zu den schlechtesten Arbeiten des Michael Angelo gehören. Eines derselben ist mit Gemälden, das andere mit Statuen angefüllt. Diese lezte Sammlung ist außerordentlich, und wird von keiner in Europa, als der im Clementinischen Muſeo, übertroffen. Die hier befindlichen Antiken sind ein vortreflicher Commentar über die römischen Geschichtschreiber, besonders über den Suetonius und Dio Cassius. Im Vorhofe dieses Gebäudes findet man die berühmte Colonna Rostrata, die dem Cajus Duillius zu Ehren wegen seines Sieges über die Carthaginenser errichtet wurde. Dieses war die erste Seeschlacht der Römer. Die Säule ist nur klein, und hat mit dem Postument nicht über neun Fuß. Das Alter und die Veranlassung ist auch das einzige Merkwürdige bey derselben. Vormals stand sie auf dem Forum bey der Rednerbühne. In diesem Hofe sieht man auch vortrefliche Basreliefs, welche den Triumph Marc-Aurels über die Parther vorstellen, und ehmals seinen Triumphbogen zierten.

Der vornehmste Palast auf dem Capitol ist die Wohnung des römischen Senators. Diese

Würde, womit ſich ehmals ſo viele hundert Römer auf dieſen ſieben Hügeln brüſteten, beſitzt jezt nur Ein Mann, der den Vorſitz bey einem Tribunale nebſt einigen beſondern Vorrechten hat. Die Anſprüche dieſer ſogenannten Senatoren gehen ſo weit, daß ſie den Geſandten der größten Höfe den Rang ſtreitig machen. Der ſeltſame Gebrauch iſt merkwürdig, daß, wider die Gewohnheit aller Städte in der Welt, die ihre Magiſtratsperſonen aus ihren eigenen Bürgern erwählen, dieſe Würde allemal ein Fremder bekleiden muß; daher kein geborner Römer dazu gelangen kann. Die Einkünfte dieſes Senators ſind zweytauſend römiſche Scudi. In dem Palaſt iſt eine Glocke, die nur blos geläutet wird, um das Volk zu benachrichtigen, daß der Pabſt geſtorben iſt, und im Carneval, daß man ſich maſkiren könne.

Die auf eben dieſem Berge liegende Kirche von Aracoeli, welche den Franciſcanern gehört, iſt auf den Ruinen des Tempels Jupiters Capitolinus gebaut. Man ſteigt zu derſelben auf einer marmornen Treppe von 120 Stufen, die aus den Trümmern des Quirinustempels genommen worden ſind. Hier ſind noch Säulen aus dem alten Tempel Jupiters, die auf die ſimlichſte Weiſe an

dieſes Heiligthum der alten Römer erinnern. Es war am Feſte des heiligen Franciſcus, daß ich zum erſtenmal dieſe Kirche betrat, allwo eine vortrefliche Muſik aufgeführt wurde. Ich hörte ſie kaum, denn ich war ganz in Betrachtungen verloren, die ſich meinem Geiſte darſtellten. Dieſes hier war gleichſam der Mittelpunkt der Erde, das größte Heiligthum eines der aufgeklärteſten Völker der Vorwelt; einer Nation, welche die Königreiche aller Zonen als Hintergebäude vom Capitol anſah. Hier wurden die ſybilliniſchen Bücher aufbehalten. Hier waren die zwölf heiligen Schilde, die nach dem Livius an den Säulen des Tempels hingen. Die Bildſäule Jupiters war von Golde. Von eben dieſem koſtbaren Metall war auch eine Statue der Siegesgöttin, 320 Pfund ſchwer. Sylla hatte die Säulen zu dieſem prächtigen Gebäude aus dem Tempel des olympiſchen Jupiters genommen, und nach Rom bringen laſſen. Die Reichthümer dieſes capitoliniſchen Tempels waren unermeßlich. Man ſahe hier die Geſchenke der überwundenen Könige und Völker, eine große Anzahl goldener Kronen und Gefäße, koſtbare Steine, marmorne und metallene Bildſäulen aller Arten, Gemälde, erbeutetes Kriegsgeräthe, Tro-

phäen, nebst vielen Waffen, die von vornehmen Kriegern als ein Gelübde hieher gegeben wurden. An den Mauern des Tempels hingen Tafeln von Bronze, worauf die römischen Gesetze eingegraben waren. Der Contrast jener Zeit mit der jetzigen ist nirgends so über allen Ausdruck auffallend, als hier. Anstatt aller dieser Reichthümer sieht man hier elende Franciscanermönche, die das Gelübde der Armuth gethan, und sich hier, dreyhundert stark, auf diesem so ehrwürdigen Erdraume, eingenistet haben; und um das Abstechende vollkommen zu machen, so sieht das Aeußere des Gebäudes einer Dorfkirche ähnlich.

Man sieht auch noch Trümmern von dem Triumphbogen des Janus, am Fuße des palatinischen Berges; er war mit achtundvierzig Nischen versehn, in denen Bildsäulen standen; ferner findet man noch Ruinen von dem Triumphbogen des Drusus, und von dem, welchen man dem Kaiser Gallianus zu Ehren errichtet hatte; die Lage des erstern war an dem Orte, wo die appische Heerstraße anfing, und der leztere stand am Fuße des esquilinischen Berges, wo Gallianus seine Gärten hatte. Die Inschrift, die noch vorhan-

den ist, besagt, daß ihn Marcus Aurelius errichten ließ.

Nach dem Coliseo formiren die Bäder des Caracalla die größten Ruinen in Rom, deren äußere Mauern von allen Bädern am wenigsten verfallen sind, und uns also noch genau ihren ungeheuern Umfang zeigen. Die Pracht ihres ehmaligen Zustandes war außerordentlich. Es befanden sich 1600 marmorne Stühle daselbst für die Badenden. Die Wasserröhren waren von Silber, die Badezimmer mit kostbarem Marmor ausgelegt, und mit krystallenen Lampen erleuchtet. Den berühmten Torso, oder marmornen Rumpf von großer Vollkommenheit, wie auch die unter dem Namen des Farnesischen Herkules so bekannte Bildsäule hat man hier gefunden. Diese Bäder des Caracalla wurden jedoch von den Bädern des Kaisers Diocletian an Größe übertroffen, der sieben Jahre lang 40,000 Christensklaven daran arbeiten ließ, von welchen 30,000 dabey umkamen. Die Trümmern dieser Bäder auf dem Plaz Termini dienen jezt zu Kornmagazinen. Der Raum aber, den der große kaiserliche Saal einnahm, ist zu einer Kirche angewendet worden, die den Karthäusern gehört. Diese Ausführung ist ein Meisterstück des

Michel Angelo, welcher der Kirche dieselbe Größe des alten Saals gegeben, und acht sehr große Granitsäulen, die in der Mitte desselben stunden, unverrückt auf ihrem Platze gelassen hat, so daß sie noch jezt im Mittelpunkte der Kirche stehen.

Die Tempel waren gottesdienstlichen Gebräuchen und Ceremonien gewidmet: die Theater, Amphitheater, Basiliken u. s. w. hatten alle ihre verschiedenen Bestimmungen; aber in den Bädern scheinen alle diese vereinigt gewesen zu seyn. Außer der ungeheuern Anzahl von Gemächern und andern Badenothwendigkeiten, waren sie mit geräumigen Sälen und Porticos zum Herumgehen versehen, wie auch mit Sitzen für die Zusammenkünfte der Philosophen. Die besten Bibliotheken der Stadt wurden dahin gebracht, und das Volk wurde daselbst mit theatralischen Vergnügungen und Fechterspielen belustigt.

Nichts übertraf in den Bädern der Kaiser die Pracht ihrer Säle. Die Decke derselben unterstützten Granitsäulen, der Fußboden war von mosaischer Arbeit, und die Wände, mit den seltensten Marmorarten bekleidet, prangten überdem mit den größten Meisterstücken der Malerey und Bildhauerkunst. Die Zimmer, wo die Badenden ge-

rieben und geräuchert wurden, waren ebenfalls mit diesen herrlichen Kunstwerken angefüllt; ja sogar die Oerter, wo man das Oel und Rauchwerk aufbehielt, waren auf das treflichste geziert. Die Gallerien und Porticos dienten zur Garderobe, wo man, wegen des großen Zulaufs, Leute miethen mußte, die Kleider der Badenden zu bewahren. Die Gefäße und Geräthschaften aller Art entsprachen vollkommen dieser Pracht. Die Bäder selbst waren von Granit und Porphyr; einige waren fest, andre beweglich; unter diesen leztern waren freyhängende, um durch eine leichte Bewegung das Vergnügen des Bades zu vermehren.

Außer der Peterskirche hat keine in Rom so schöne Gemälde, als die Karthäuserkirche. Sie ist in der Form eines griechischen Kreuzes erbaut, sieht aber mehr einem Saale, als einer römisch-katholischen Kirche ähnlich. Das Kloster selbst, auch ein Werk dieses großen Baumeisters, hat über hundert marmorne Säulen. Es ist außerdem wegen einer Gallerie von Kupferstichen merkwürdig, die als Privatsammlung wenige ihres gleichen hat. Diese vortrefliche Sammlung kann jedermann unentgeldlich nach seinem Gefallen beseh-

hen. Ein Mönch öffnet die Thüre der Gallerie, läßt die Liebhaber hereingehen, und verschließt sie sogleich wieder. Diese Bequemlichkeit ist äußerst angenehm, man ist allein, ungehindert, und kann, ohne durch einen incommoden Aufseher gedrängt zu seyn, nach Belieben viele Stunden bey diesem Kunstschatze verweilen, den man ganz übersehen kann, da alle Stücke niedrig hängen. Die Thüre wird nicht eher geöffnet, bis man klingelt. Die Mönche dieses Klosters, deren Ordensregeln, wie bekannt, strenge sind, übertrieben diese Strenge aus Andacht vor wenigen Jahren so sehr, daß viele von denselben melancholisch, und einige gar närrisch wurden. Hieraus entstanden vorsetzliche Mordthaten, sie ermordeten sich unter einander ohne Beleidigung und ohne alle Ursache. Diese Vorfälle haben veranlaßt, daß man diese Mönche wider ihren Willen gezwungen hat, ihre unsinnige Andächteley einzuschränken und mehr gesellig zu seyn.

Die Obelisken trugen sehr viel zur Pracht des alten Roms bey. Ich habe schon oben den grossen Sonnenobelisk beschrieben, der auf dem Marsfelde zum Sonnenweiser diente, und alle andern übertraf. Es waren deren viele in der alten

Stadt, die fast alle aus Egypten hieher gebracht waren. Der größte Theil derselben liegt jezt noch unter der Erde. Man ist auch gar nicht begierig, sie aufzufinden, weil man die Kosten der Aufrichtung ausnehmend scheut. Die vier größten, welche das neue Rom zieren, sind alle unter der kurzen Regierung des Pabstes Sixtus V, durch den großen Baumeister Fontana errichtet worden. Sie stehen vor den drey Hauptkirchen, und einer auf dem Plaz del popolo. Außer diesen sieht man noch mehrere von geringerer Größe, als auf dem Platze Navonna, in der Villa Albani, in der Villa Medicis, u. s. w.

Die Grabmäler der alten Römer aber übertrafen an Pracht ihre Bäder, Theater, ja selbst ihre Tempel. Von den drey außerordentlichsten, die Rom aufzuweisen hatte, sind noch die Ruinen vorhanden. Diese waren: das Mausoleum des Augusts, des Adrians, und der Cäcilia Metella, Gemahlin des Crassus. Vom erstern sind nichts, als einige schlechte Mauern übrig, welche man in einem Winkel aufsuchen muß, und nicht die geringste Idee von dem ehemaligen Zustande dieses Grabmals verschaffen. Es hatte eine Pyramidalform, die in Terrassen abgetheilt war, wo man bis

oben hinauf unter Cypreſſenbäumen ſpazieren gehen konnte. Die Farbe dieſer Bäume contraſtirte ſehr angenehm mit den weißen Steinen, woraus das Grabmal erbaut war, und mit den Statuen von Marmor und Erz, die nebſt zwey großen Obelisken am Eingange daſſelbe zierten.

Das Mauſoleum der Cäcilia, das an der Appiſchen Heerſtraße lag, hat weit größere Trümmern, die man in einer Entfernung von vielen italieniſchen Meilen ſehen kann. Es iſt nicht von Ziegel erbauet, wie das Coliſeum und andre große Denkmäler, ſondern von großen Steinen, welche den höchſten Begriff von der alten Bauart geben. Dieſe Ruinen führen den Namen Capo di bove, und ſind einem dicken runden Thurme ähnlich; auch dienten ſie im mittlern Zeitalter den kleinen Tyrannen, welche das römiſche Gebiet verwüſteten, zum Befeſtigungsort. Einige Antiquare behaupten, daß ſich ehemals in dieſem Grabmal ein künſtliches Echo befand, welches einen ganzen Vers Virgils ſechsmal ſehr deutlich, und noch öfter etwas undeutlich, wiederholen konnte. Man hatte es ſo angelegt, damit das Geſchrey der Leidtragenden, die man gewöhnlich zu dieſem Geſchäfte dung, ſich vervielfältigen möchte. Die große und ſehr

koſtbare

kostbare Urne, worin sich die Asche der Cäcilia befand, sieht man jezt in dem Hofe des Farnesischen Palastes.

Das Mausoleum des Adrians ist, wie bekannt, die Engelsburg, allein es ist so sehr entstellt, daß man keine Spur der vormaligen Bestimmung davon gewahr wird. Der Baumeister Detrianus hatte es auf Befehl des Kaisers Adrian aufs prächtigste erbaut. Es war mit siebenhundert Statuen gleichsam bedeckt, und oben mit einer ungeheuern Traube von vergoldetem Erzt geziert, die jezt in einem Hofe des Vaticans aufbehalten wird.

Von den übrigen noch in Trümmern vorhandenen Grabmälern sind die beiden folgenden die merkwürdigsten: das obwohl noch streitige Grabmal der Scipionen an der Appischen Heerstraße, und das sogenannte Grabmal der Horazier und Curiazier in Albano. Dieses leztere Mausoleum bestand aus fünf Pyramiden, von denen zwey noch gut erhalten worden sind. Die Meynung, dieses Denkmal sey jenen edlen Streitern geweihet, die für ihr Vaterland fielen, ist von den Alterthumsforschern hinreichend widerlegt worden. Man vermuthet mit mehr Wahrscheinlichkeit, daß der große Pompejus hier sein Grabmal erhielt,

nachdem dessen Wittwe, Cornelia, seine Asche aus Egypten nach Italien gebracht hatte, und sie, wie Plutarch berichtet, in Albanum beysezte. Die fünf Pyramiden sollten sich nach dieser Auslegung auf die fünf berühmten Siege beziehen, die dieser Feldherr vor seinem ersten Consulat gewann.

Von dem prächtigen Septizonium des Septimius Severus, am Fuße des palatinischen Berges, waren noch am Ende des vorigen Jahrhunderts ansehnliche Ruinen übrig, die jezt ganz verschwunden sind. Dieses war ein aus sieben Säulen bestehendes Gebäude, das eben so viel Stockwerke und prächtige Säulengänge einen über den andern hatte. Es war pyramidenförmig gethürmt, und außerhalb vom Boden bis zum Gipfel sahe man nichts, als Colonnaden und Statuen, die einen bewunderungswürdigen Anblick gaben. Auch die Trümmern dieses sonderbaren Gebäudes, auf dem palatinischen Berge, waren im vorigen Jahrhundert noch sieben Stockwerk hoch*), und be-

*) Dieses Urtheil gründet sich auf einen Kupferstich aus dem vorigen Jahrhundert, den ich besitze. Ein grosser Alterthumskenner hat mir jedoch nach der ersten Ausgabe dieses Werks einen andern Kupferstich aus dem sechszehnten Jahrhunderte mitgetheilt, worauf die Ruinen des Septizoniums nur drey Stockwerk

ſtanden aus lauter auf einander geſezten Säulen, die etwas von der Form des Ganzen zeigten; allein jezt iſt ſelbſt der alte Standplaz den meiſten Antiquaren unbekannt, ſo wenig wie ſie die ehemalige Beſtimmung dieſes Gebäudes wiſſen.

Das einzige Grabmal, das aber noch bis jezt ganz erhalten worden, iſt die Pyramide des Ceſtus bey dem St. Pauls Thore. Sie iſt hundertundzehn Fuß hoch, und jede Seite der Baſis ſechsundachtzig und einen halben Fuß lang. Dieſer Römer lebte kurz vor den Zeiten des Auguſts, und war nie zu den höchſten Würden des Staats gelangt, und dennoch war ſein Grabmal ſo prächtig; ein Umſtand, welcher den ungeheuern Luxus ſeines Zeitalters beweiſt. Auf dem Felde hinter der Engelsburg befand ſich eine ähnliche Pyramide, die in den barbariſchen Zeiten auf Befehl der Päbſte abgetragen wurde.

hoch abgebildet ſind. Dieſes wird durch die Proſpekte von Rom, die Hieronymus Cock im Jahre 1550 herausgegeben, beſtätigt, wo nur von drey Stokwerken die Rede iſt. Nach Cock beſtand der untere aus joniſchen, der mittlere aus korinthiſchen, und der obere aus römiſchen Säulen. Ich laſſe daher die Sache unentſchieden, ob ich gleich geſtehen muß, daß die ältere Abbildung eine größere Glaubwürdigkeit vor ſich hat.

nachdem deſſen Wittwe, Cornelia, ſeine Aſche aus Egypten nach Italien gebracht hatte, und ſie, wie Plutarch berichtet, in Albanum beyſezte. Die fünf Pyramiden ſollten ſich nach dieſer Auslegung auf die fünf berühmten Siege beziehen, die dieſer Feldherr vor ſeinem erſten Conſulat gewann.

Von dem prächtigen Septizonium des Septimius Severus, am Fuße des palatiniſchen Berges, waren noch am Ende des vorigen Jahrhunderts anſehnliche Ruinen übrig, die jezt ganz verſchwunden ſind. Dieſes war ein aus ſieben Säulen beſtehendes Gebäude, das eben ſo viel Stockwerke und prächtige Säulengänge einen über den andern hatte. Es war pyramidenförmig gethürmt, und außerhalb vom Boden bis zum Gipfel ſahe man nichts, als Colonnaden und Statuen, die einen bewunderungswürdigen Anblick gaben. Auch die Trümmern dieſes ſonderbaren Gebäudes, auf dem palatiniſchen Berge, waren im vorigen Jahrhundert noch ſieben Stockwerk hoch*), und be-

*) Dieſes Urtheil gründet ſich auf einen Kupferſtich aus dem vorigen Jahrhundert, den ich beſize. Ein groſſer Alterthumskenner hat mir jedoch nach der erſten Ausgabe dieſes Werks einen andern Kupferſtich aus dem ſechszehnten Jahrhunderte mitgetheilt, worauf die Ruinen des Septizoniums nur drey Stockwerk

ſtanden aus lauter auf einander geſezten Säulen, die etwas von der Form des Ganzen zeigten; allein jezt iſt ſelbſt der alte Standplaz den meiſten Antiquaren unbekannt, ſo wenig wie ſie die ehemalige Beſtimmung dieſes Gebäudes wiſſen.

Das einzige Grabmal, das aber noch bis jezt ganz erhalten worden, iſt die Pyramide des Ceſtus bey dem St. Pauls Thore. Sie iſt hundertundzehn Fuß hoch, und jede Seite der Baſis ſechsundachtzig und einen halben Fuß lang. Dieſer Römer lebte kurz vor den Zeiten des Auguſts, und war nie zu den höchſten Würden des Staats gelangt, und dennoch war ſein Grabmal ſo prächtig; ein Umſtand, welcher den ungeheuern Luxus ſeines Zeitalters beweiſt. Auf dem Felde hinter der Engelsburg befand ſich eine ähnliche Pyramide, die in den barbariſchen Zeiten auf Befehl der Päbſte abgetragen wurde.

hoch abgebildet ſind. Dieſes wird durch die Proſpekte von Rom, die Hieronymus Cock im Jahre 1550 herausgegeben, beſtätigt, wo nur von drey Stockwerken die Rede iſt. Nach Cock beſtand der untere aus joniſchen, der mittlere aus korinthiſchen, und der obere aus römiſchen Säulen. Ich laſſe daher die Sache unentſchieden, ob ich gleich geſtehen muß, daß die ältere Abbildung eine größere Glaubwürdigkeit vor ſich hat.

nachdem dessen Wittwe, Cornelia, seine Asche aus Egypten nach Italien gebracht hatte, und sie, wie Plutarch berichtet, in Albanum beysezte. Die fünf Pyramiden sollten sich nach dieser Auslegung auf die fünf berühmten Siege beziehen, die dieser Feldherr vor seinem ersten Consulat gewann.

Von dem prächtigen Septizonium des Septimius Severus, am Fuße des palatinischen Berges, waren noch am Ende des vorigen Jahrhunderts ansehnliche Ruinen übrig, die jezt ganz verschwunden sind. Dieses war ein aus sieben Säulen bestehendes Gebäude, das eben so viel Stockwerke und prächtige Säulengänge einen über den andern hatte. Es war pyramidenförmig gethürmt, und außerhalb vom Boden bis zum Gipfel sahe man nichts, als Colonnaden und Statuen, die einen bewunderungswürdigen Anblick gaben. Auch die Trümmern dieses sonderbaren Gebäudes, auf dem palatinischen Berge, waren im vorigen Jahrhundert noch sieben Stockwerk hoch*), und be-

*) Dieses Urtheil gründet sich auf einen Kupferstich aus dem vorigen Jahrhundert, den ich besize. Ein grosser Alterthumskenner hat mir jedoch nach der ersten Ausgabe dieses Werks einen andern Kupferstich aus dem sechszehnten Jahrhunderte mitgetheilt, worauf die Ruinen des Septizoniums nur drey Stockwerk

ſtanden aus lauter auf einander geſezten Säulen, die etwas von der Form des Ganzen zeigten; allein jezt iſt ſelbſt der alte Standplaz den meiſten Antiquaren unbekannt, ſo wenig wie ſie die ehemalige Beſtimmung dieſes Gebäudes wiſſen.

Das einzige Grabmal, das aber noch bis jezt ganz erhalten worden, iſt die Pyramide des Ceſtus bey dem St. Pauls Thore. Sie iſt hundertundzehn Fuß hoch, und jede Seite der Baſis ſechsundachtzig und einen halben Fuß lang. Dieſer Römer lebte kurz vor den Zeiten des Auguſts, und war nie zu den höchſten Würden des Staats gelangt, und dennoch war ſein Grabmal ſo prächtig; ein Umſtand, welcher den ungeheuern Luxus ſeines Zeitalters beweiſt. Auf dem Felde hinter der Engelsburg befand ſich eine ähnliche Pyramide, die in den barbariſchen Zeiten auf Befehl der Päbſte abgetragen wurde.

hoch abgebildet ſind. Dieſes wird durch die Proſpekte von Rom, die Hieronymus Cock im Jahre 1550 herausgegeben, beſtätigt, wo nur von drey Stokwerken die Rede iſt. Nach Cock beſtand der untere aus joniſchen, der mittlere aus korinthiſchen, und der obere aus römiſchen Säulen. Ich laſſe daher die Sache unentſchieden, ob ich gleich geſtehen muß, daß die ältere Abbildung eine größere Glaubwürdigkeit vor ſich hat.

Im Jahre 1500 entdeckte man an der Via Appia ein Grab, das außerordentlich merkwürdig war. Man fand den Körper einer jungen Frauensperſon in einem unbekannten Liquor ſchwimmend; zu den Füßen ſtand eine brennende Lampe, die aber, nachdem ſie an die Luft gebracht wurde, gleich erloſch. Der Leichnam war ſo friſch, als ob er eben erſt hineingelegt worden wäre, indeſſen erkannte man ſo viel aus der Inſchrift, daß er über 1500 Jahre an dieſem Orte gelegen hatte. Man vermuthete, daß dieſes der Körper der Tullia, Tochter des Cicero, wäre, die vor ihrem Vater ſtarb. Sie hatte blonde Haare, die durch eine goldne Agraffe zuſammen gehalten wurden. Dieſer Leichnam wurde nach dem Capitolio gebracht, und dem ganzen Volke zur Schau ausgeſtellt. Da aber der Pöbel anfing zu glauben, daß es ein heiliger Leib ſeyn müßte, weil er unverweſt geblieben war, ließ der Pabſt Alexander VI. dieſe ſonderbare Antike in die Tiber werfen *).

*) Dieſe von mehrern italieniſchen Geſchichtſchreibern und Alterthumsforſchern erzählte Geſchichte wird von manchem bezweifelt. Meine Zweifel ſind auch rege geworden; indeſſen könnte doch wohl etwas davan wahr ſeyn.

Zu den merkwürdigſten römiſchen Alterthümern gehören auch noch die Ruinen vom Theater des Marcellus, das 378 Fuß im Durchmeſſer hatte, und wovon noch die äußern Mauern vorhanden ſind; ferner die anſehnlichen Ueberbleibſel der drey Waſſerleitungen, des Nero, des Titus Veſpaſianus, und des Caracalla.

Neunter Abschnitt.

Das neuere Rom. Das Thor del popolo. Straße il Corso. Grundriß des alten Roms auf dem Capitol. Die Brücke Ponte Mole. Menge der merkwürdigen Gegenstände in dieser Stadt. Peterskirche und Petersplatz. Grabmäler über und unter der Erde. Laterankirche. Geschenke Constantins des Großen. Pabst Ganganelli's sonderbares Schicksal in dieser Kirche. Lateranpalast. Taufgebäude Constantins. Die heilige Treppe. Die Kirche Maria Magiore. Die Paulskirche. Die Kirche St. Andrea di Ponte Mole. Die Kirche der heiligen Agnes. Vatikanischer Palast und Bibliothek. Cardinal Zelada, Bibliothekar. Sixtinische Kapelle. Clementinisches Museum. Der Apollo. Vortreflichkeit der griechischen Kunstwerke. Palast Monte Cavallo. Der Farnesische Palast. Der Farnesische Stier, die größte marmorne Gruppe in der Welt. Farnesische Erbschaft. Villa Medicis. Palast Borghese. Villa Borghese. Villa Albani. Kardinal Albani. Villa Pamphili. Palast Barberini, Colonna, Justiniani und Spada. Engelsbrücke. Springbrunnen. Große Fontaine auf dem Platz Navonna, das Meisterstück des Bernini.

So prächtig auch das neuere Rom ist, so ist es doch nicht viel besser als ein Dorf in

Vergleich mit dem alten; eine Parallele, die der beobachtende Reisende zur Verringerung seines gegenwärtigen Vergnügens, wenn er sich in dieser außerordentlichen Stadt befindet, nicht ziehen sollte, die er aber dennoch bey jedem Schritte zu machen gleichsam gezwungen wird. Es ist hier die Rede blos von sinnlichen Gegenständen, da alles, was zum moralischen Theile gehört, auch nicht den Schatten eines Vergleichs erlaubt.

Gleich der Eingang in Rom durch die Porta del popolo, ehmalz Flaminia, giebt ein lebhaftes Bild von dieser sonderbaren Stadt, wie sie jezt ist; Pracht und Armuth sehr seltsam vereinigt. Ein Obelisk, ein Springbrunnen, ein schönes Thor und drey Kirchen, alles dieses mit elenden Häusern vermischt, formirt den Plaz del popolo, und thut eine eigene Wirkung. An diesem Orte werden die Missethäter hingerichtet. Ich sahe hier eine sonderbare Todesstrafe, die sehr alt seyn soll, und die Römer macellare nennen. Der Delinquent wird nämlich mit einer Keule vor den Kopf geschlagen, wie man bey uns die Ochsen schlachtet; eine Todesart, die nicht langweilig oder marternd ist, aber hier für die allerschimpflichste gehalten wird.

Die Straße il Corso, die zu diesem Platze führet, ist die vornehmste und längste in Rom. Sie ist schnurgerade, und durchschneidet fast ganz den bewohnten Theil der Stadt. Keine Straße ist so breit als diese, und dennoch muß sie jeder Fremder enge nennen. Es ist merkwürdig, daß die Straßen auch in dem alten Rom durchaus enge waren, woran wahrscheinlich die Unbequemlichkeit der Sonnenhitze in einem so warmen Clima schuld war. Die Straßen waren daher nicht das Vorzügliche dieser Hauptstadt der Welt, wohl aber die öffentlichen Plätze, wo die Römer ihre gränzenlose Pracht zeigten. Zum Beweis dient der Grundriß von einem großen Theile des alten Roms, der unter dem Kaiser Septimius Severus auf egyptischen Steinen eingegraben wurde; ein schätzbares Document, wovon große Fragmente auf dem Capitol aufbehalten werden. Diese Bruchstücke wurden im Campo vaccino ausgegraben, und sind in sechs Abtheilungen aufgestellt. Auch die Landstraßen und Brücken dieses großen Volks waren sehr enge, wie man noch an den Ueberresten sehen kann. Kaum können zwo Carossen einander ausweichen.

Dieſer enge Raum iſt auch an der altrömiſchen Brücke Ponte mole wahrzunehmen, die von der toſcaniſchen Seite nach Rom führt, und nur eine italieniſche Meile von der Stadt entfernt iſt. Sie wurde vom Aemilius Scaurus erbaut, und Pons Milvius genannt; auch iſt ſie wegen ſehr wichtiger Vorfälle berühmt. Auf dieſer Brücke hielt Cicero, nach der Entdeckung der Catilinariſchen Verſchwörung, die Verſchwornen auf, die ſich ins Lager ihres Anführers begeben wollten. Der Kaiſer Conſtantin der Große erhielt auch auf eben dieſer Brücke einen großen Sieg gegen den Tyrannen Maxentius. Dieſe Brücke war der Weg, worauf ſo viele Helden ſiegreich nach ihrem Vaterlande zurückkehrten, worauf ſo viele Könige gefangen nach Rom geſchleppt wurden, worauf die Geſandten ſo vieler Königreiche und Staaten ſich dem Sitze des Reichs näherten, um den Schutz des römiſchen Volks zu erflehen, um deſſen Gunſt zu erhalten, oder auch deſſen Zorn zu verſöhnen.

Ein Reiſender, der in manchen großen Reſidenzſtädten innerhalb acht Tagen alles Merkwürdige ſehen kann, braucht in Rom wohl vier Monate, um alles Sehenswurdige nur flüchtig zu betrachten; zu einer genauen Anſicht gehören Jahre.

Ich bin überzeugt, daß ohne die noch erhaltenen Ruinen, und ohne die neuern Kunſtwerke man von Rom nichts mehr wiſſen würde. Die Reſidenz des Pabſtes würde wenig zum Glanz der Stadt beygetragen haben, wo anders dieſelbe noch in einem ungeſunden Orte beybehalten worden wäre. Nur allein die Menge der Künſtler und der Reiſenden erhält hier 170,000 Einwohner. Ein ganz vernachläßigter Ackerbau, ein ſehr unbedeutender Handel, eine geringe Anzahl Fabriken und Manufakturen, nebſt einer ungeheuern Menge Mönche machen Rom verhältnißweiſe zu einer der ärmſten Städte von Europa. Die päbſtlichen Einkünfte aus fremden Staaten ſind lange nicht ſo beträchtlich, als man insgemein glaubt; allein der Tribut, den alle Länder und Fürſten unſers Welttheils für Kunſtwerke an Rom bezahlen, iſt ganz außerordentlich, und erhält allein dieſe zahlreiche Volksmenge. Die geſchickten Künſtler aller Art ſind durchaus ſo ſehr mit Beſtellungen überhäuft, daß oft wichtige Arbeiten ganz liegen bleiben, und gar nicht vollendet werden.

Die Peterskirche liegt von dem wohlbewohnten Theile der Stadt ſehr entfernt, und überhaupt in dem ärmſten Quartier von Rom, daher auch

alle dahinführende Straßen ſchlecht ſind, und die Wirkung ſehr verringern, die dieſes Gebäude ſonſt verurſachen würde. Man muß ganz nahe an der Colonnade ſeyn, um das Ganze zu überſehn. Ungeachtet aller Bewunderung, die der Anblick dieſer Kirche einflößt, wird jeder unbefangene Reiſende, der beide Städte, Rom und London geſehn, und geſunde Augen gehabt hat, geſtehen, daß die Façade der Paulskirche von der Seite von Ludgate hill einen ungleich ſtärkern Eindruck macht, und weit majeſtätiſcher iſt. Da dieſe aber keine ſo vortheilhafte Lage, keinen Petersplaz, keine Colonnade mit Statuen, keinen Obelisk, noch Springbrunnen hat, und überhem die Engländer keine ſolchen Gaſconier als die neuern Römer ſind, ſo werden der Paulskirche die Lobſprüche ſehr ſparſam ertheilt, dahingegen glaubt man nie genug Worte finden zu können, die Peterskirche nach Würden zu preiſen. Der groſſe und ſchöne Plaz dieſer lezterm, nebſt deſſen Säulengängen, Statuen, Springbrunnen u. ſ. w. ſind hier ſowohl als das Inwendige derſelben, blos acceſſoriſch, und haben mit dem Gebäude des Tempels nichts gemein. Dieſes Innere aber iſt hier in der That hinreißend, und wird noch durch eine beſondere

Reinlichkeit erhöht, die in den hieſigen Kirchen ſowohl als Paläſten nichts weniger als gebräuchlich iſt. Eine Anzahl Leute ſind hier unaufhörlich den ganzen Tag über beſchäftigt, zu reinigen und zu putzen, wozu man künſtliche Gerüſte hat. Die Tapezierer aber haben deren keine, wenn ſie vor dem Peterstage die Kirche mit Tapeten von unten bis obenaus zieren müſſen. Dieſes iſt die gefährlichſte Arbeit, die ſich nur denken läßt. Man ſezt eine Menge Leitern eine auf die andere, und klimmt ſo in der Luft balancirend die ungeheuern Mauern herauf, und in dieſer Schwebung geſchiehe auch die Anheftung der Tapeten. Dieſe Leute ſind im Sold der Kirche, der ſehr gering iſt. Oft geſchehen auch Unglücksfälle, daher ſie gewöhnlich vor der Arbeit beichten. Ihr Schutzpatron iſt der heilige Venantus, ein Märtyrer, der von oben herabgeſtürzt wurde.

Der große Baumeiſter Bramante, Lehrer des noch größern Raphaels, machte die erſten Zeichnungen zu dieſem Meiſterwerk der Baukunſt, und legte 1514 den Grund dazu.

Die ungeheure Größe der Kirche zeigt ſich am meiſten an großen Feſttagen. Ich habe während meinem langen Aufenthalte in Rom dieſelbe bey

keiner Feyerlichkeit voll gesehen, so sehr auch Menschen von allen Seiten zuströmten. Der große Altar hat genau die Höhe des Farnesischen Palastes, und dennoch scheint er, wegen des erstaunlichen Umfangs der Kirche, und wegen seiner Lage unter der Kuppel, nicht besonders hoch zu seyn. Bey diesem Altar ist der Eingang zum Grabe des heiligen Peters, woselbst Tag und Nacht hundert silberne Lampen brennen, nur am Charfreytage werden sie ausgelöscht. Kein Frauenzimmer darf bey Strafe der Excommunication hier herunter steigen, außer am Pfingstmontage, an dem es aber den Mannspersonen bey eben dieser Strafe untersagt ist. Dieses Verbot hat seinen guten Grund, denn das Clima, die Sitten der Römer, und die Gelegenheit an einem dunkeln Orte, könnten sehr unheilige Handlungen veranlassen. Die Heiligkeit aber des großen Tempels selbst würde hiebey wohl in keine Betrachtung kommen. Ein offenbarer Beweis davon ist die vortrefliche Statue des della Porta am Grabmal des Paßstes Paul III. Sie stellt die Religion unter der Gestalt eines jungen und schönen Frauenzimmers vor, das in der wollüstigsten Stellung liegt, und selbst in Marmor fähig gewesen ist, Begierden einzuflößen. Ver-

ſchiedene ſcandalöſe Auftritte haben verurſacht, daß man gewiſſe Theile dieſer Statue mit einem kleinen Bleche bedeckt hat, das jedoch bey Bezahlung eines Zechins auf einige Augenblicke weggenommen wird; ein Preis, für welchen man die Hälfte aller Bildergallerien in Rom ſehen kann.

Die Grabmäler zieren dieſe Kirche mehr als die Altäre, und zeigen die Bildhauerkunſt in ihrer ganzen Größe. Auf dem Monument der Königin Chriſtina von Schweden iſt ihre Abſchwörung der proteſtantiſchen Religion in einem ſehr ſchönen Basrelief vorgeſtellt. Dieſe Königin und die Gräfin Mathilda, die Wohlthäterin des päbſtlichen Stuhls, ſind außer den Päbſten die einzigen, denen man in dieſer Kirche Denkmäler errichtet hat. In den unterirdiſchen Gewölben, welche den Boden der alten Kirche formirten, ſieht man viele Begräbniſſe von Päbſten, aber ohne alle Denkmäler, und größtentheils armſelig. Hier ruhet auch der Leib des vortreflichen Ganganelli, dem man wohl kein beſſer Denkmal prophezeihen konnte. Daß aber auch ſein Vorgänger Rezzonico hier ohne Monument von ſeinen undankbaren Erben gelaſſen wird, die er mit Reichthümern und Würden beladen hat, wird von ganz Rom getn-

delt. Unter diesen sind die beiden noch lebenden Kardinäle Rezzonico, davon einer Camerlengo oder Finanzminister ist *). In diesen sogenannten heiligen Grüften sieht man viele alte Gemälde, Bildhauerwerke und mosaische Arbeiten, auch fehlt es nicht an Kapellen, wunderthätigen Bildern, und Reliquien aller Arten.

Alle vortrefliche Altargemälde in der Peterskirche werden herausgenommen, und an andre Kirchen zur Aufbewahrung gegeben. An die Stelle derselben kommen die Copien eben dieser Gemälde in mosaischer Arbeit. Man hat kürzlich das vornehmste Gemälde in Europa, nämlich die Verklärung Christi von Raphael, auf diese Art nachgeahmt, das Original aber in eine Franciscanerkirche gestellt, die auf dem Janiculischen Hügel, dem höchsten in Rom, liegt. Die Feuchtigkeit in der Peterskirche drohte diese herrlichen Kunstwerke zu verzehren, und machte daher diese Maaßregeln nothwendig. Dieser Tausch ist indessen, wegen der langwierigen Arbeit, ungemein kostbar, und eine weniger reiche Kirche würde es nicht haben unternehmen können. Vorerwähntes Steingemälde von Raphael kostet sechstausend

*) Einer derselben ist vor zwey Jahren gestorben.

Scudi. Es iſt zu bedauern, daß erſt ſeit Aufſtellung deſſelben die Erfindung gemacht worden iſt, die zuſammengeſezten und kunſtmäßig geordneten Steine im Ganzen zu zerſchneiden, und auf dieſe Weiſe die Gemälde zu vervielfältigen. Die Aehnlichkeit zwiſchen dieſen moſaiſchen Copien und den Urbildern iſt außerordentlich, wenn es geſchickte Leute unternehmen, an denen es, wie bekannt, in Rom nicht mangelt, da nirgends wie hier dieſe Kunſt getrieben wird. Die Peterskirche unterhält beſtändig zwölf von dieſen Künſtlern, bezahlt ſie aber als Mechaniker, daher auch nicht allein dieſe, ſondern überhaupt alle, welche dieſe ſchöne, aber gewiſſermaßen brodloſe Kunſt ausüben, in der Dürftigkeit leben. Vor einigen Jahren hat einer Namens Savini, aus Urbino, erhabene Moſaik zu machen erfunden, allein bis jezt iſt noch kein Gemälde von irgend einiger Bedeutung in dieſer Gattung von Basreliefs bearbeitet worden.

Obgleich die Peterskirche alle andre an Pracht übertrifft, ſo hat doch die Laterankirche den erſten Rang, weil ſie die älteſte in Rom iſt. Dieſes iſt eigentlich die Pfarrkirche des Pabſts, als Biſchofs von Rom, und die erſte Ceremonie nach ſeiner Wahl iſt, von derſelben Beſiz zu nehmen. Dieß ge-

geschieht mit außerordentlichem Pomp, und ist auch gewöhnlich das einzigemal, daß dieser vornehme Pfarrer seine Pfarrkirche besucht. Sie hat den Namen von dem Palaste des römischen Senators Plautius Lateranus *), den Constantin der Große dem Pabst Melchiades schenkte, sowohl daselbst zu wohnen, als auch eine Kirche zu bauen. Dieses geschah, und sein Nachfolger, der heilige Sylvester, weihete dieselbe im Jahre 324 ein, daher wird sie wie die Cathedralkirche von Rom betrachtet, und ihr auch der Vorzug vor der Peterskirche zugestanden.

Die ganze Gegend zwischen dem Capitol und dieser großen Kirche wurde 1080 von Robert Guiscard, Fürst von Salerno, einem Normann, verwüstet, und ist seitdem nie wieder bevölkert worden. Alles ist hier öde und unbewohnt. Dieser prächtige Tempel mit seinem Obelisk, wie auch die herrlichen dabey liegenden Gebäude stehen ganz isolirt, und gleichsam auf dem Felde, ob es gleich noch innerhalb der Ringmauern der Stadt ist.

*) Dieser Lateranus war, nach dem Tacitus, das Haupt einer Verschwörung wider den Nero, der ihn auch nach Entdeckung derselben hinrichten ließ, und seine Güter einzog. Vorerwähnter Palast fiel daher dem Kaiser zu, und nach ihm seinen Nachfolgern bis auf Constantin den Großen.

Anaſtaſius, der Bibliothekar, giebt uns Nachricht von den Geſchenken, die Conſtantin nach erhaltener Taufe dieſer Kirche machte. Das Verzeichniß davon iſt merkwürdig, und beſtand aus folgenden Artikeln: Ein bey der Taufe gebrauchtes ſilbernes Waſſergefäß, welches mehr als dreyhundert Pfund wog; ferner eine porphyrne Säule, an welcher eine goldne funfzig Pfund ſchwere Lampe hing. Eine ſilberne Bildſäule Chriſti von hundertundſiebenzig, eine andere von hundertundvierzig, und noch eine von hundertunddreißig Pfund. Eine Bildſäule Johannes des Täufers von Silber, hundert Pfund ſchwer. Vier ſilberne Engel, jeder von hundertundfunfzig, und die zwölf Apoſtel, jeder von neunzig Pfund. Sieben ſilberne Hirſche, jeder von achtzig Pfund. Ein goldenes Lamm. Ein goldenes Käſtchen mit zweyundvierzig Edelſteinen beſezt; vier goldene Kronen von zwanzig, eine ſilberne Kette von vierzig, und vier ſilberne Altaraufſätze von zweyhundert Pfund. Man verſichert auch, daß er das Dach der Kirche mit 2025 Pfund Silber belegen ließ, wozu er noch eine goldne Lampe von achtzig Pfund, fünfundvierzig ſilberne Lampen, und vierzig goldene Kelche fügte.

Von allen diesen Schätzen ist nichts mehr vorhanden. Die häufigen Plünderungen von Rom haben nicht das geringste übrig gelassen. Indessen ist die Kirche doch reich, weil viele Kaiser, Könige und Päbste sie mit Landgütern beschenkt haben, in deren Besitze sie ungestört geblieben ist. Unter andern erhielt sie von Heinrich IV, König von Frankreich, die Abtey Clerac in Guienne, die fünftausend römische Scudi jährlich einträgt. Ausserdem ist es merkwürdig, daß die Laterankirche unter dem Schutze des römischen Kaisers als Nachfolger Constantins, und des Königs von Frankreich, als des ältesten Sohnes der Kirche, steht, deren beider Wappen auch über der großen Kirchenthüre prangen. Dieser prächtige Tempel wird wegen der Entlegenheit sehr wenig besucht; man findet ihn beständig leer, ob er gleich, wie alle Kirchen Roms, den ganzen Tag offen steht. Nur bey der Ceremonie der päbstlichen Besitznehmung sind alle Einwohner der Stadt hier versammelt, um von dem neuen Pabste den ersten feyerlichen Segen zu empfangen. Dieses geschieht, so wie in der Peterskirche, von einem Balcon. Hieher gehört eine Anekdote des verehrungswürdigen Ganganelli, die sonderbar ist. Da Clemens XIII. in

dieser Kirche seinen Einzug hielt, befand sich Ganganelli unter dem Pöbel der Zuschauer; er bestieg das Postument einer Säule in der Kirche, um desto besser die Procession zu sehen, wurde aber von diesem Posten durch einen Schweizer verjagt, der ihm mit der Hellebarde noch obendrein einige Stöße versezte. Wie wenig konnte sich dieser vortrefliche Mann damals einbilden, daß er selbst bey der nächsten Feyerlichkeit dieser Art die Hauptrolle spielen, und daß er der unmittelbare Nachfolger desjenigen werden würde, vor dem er in Gesellschaft des ganzen Volks damals auf den Knien lag! Welch ein unermeßlicher Abstand zwischen einem armseligen Franciscanermönche, der barfuß geht, und einem römischen Pabste, dem man göttliche Ehre erzeigt! Die Erinnerung an diesen Vorfall erregte bey ihm ein Lächeln, als er eilf Jahre hernach als Pabst im größten Pomp bey dieser Säule vorbey getragen wurde. Nach geendigter Ceremonie erzählte er selbst die Geschichte, da ihn die Kardinäle um den Bewegungsgrund seines Lächelns fragten.

In der Laterankirche machen die zwölf Apostel in Marmor, in colossalischer Größe einen großen Eindruck. Einige darunter sind ganz vortreflich,

und gehören zu den besten Werken der neuern Bildhauerkunst. Auch sieht man hier zwey ganze Säulen von dem ungemein seltenen Steine Giallo antico genannt, der selbst in kleinen Stücken so kostbar ist. In der Kapelle des heiligen Thomas befindet sich, unter andern außerordentlichen Reliquien, auch die Bundeslade der Juden; dieses sind zwey Breter ohne alle Zierrathen, und so sehr veraltet und verunstaltet, daß man nicht einmal die Gattung Holz mehr daran unterscheiden kann. Dieses Stück, dessen Aechtheit man wohl sehr bezweifeln möchte, soll nebst den andern Reliquien, der Tradition zu folge, von der heiligen Helena nach Rom geschenkt worden seyn. In dem Verzeichniß aber, das Joseph von den aus dem jüdischen Tempel geraubten Schätzen und Heiligthümern macht, welche nach Rom gebracht wurden, wird mit keinem Worte der Bundeslade gedacht; auch ist sie nicht in dem Triumphbogen des Titus abgebildet. Ingleichen liest man im zweiten Buche der Maccabäer, daß Jeremias die Bundeslade nebst dem Rauchaltar in eine Höle des Bergs Nebo bringen ließ, wobey er prophezeihte, daß sie daselbst so lange verborgen bleiben würde, bis Gott sein Volk versammelt hätte, und versöhnt wäre.

Der vor der Laterankirche stehende Obelisk ist der größte in Rom, und voller Hieroglyphen. Seine Länge ist 112 Fuß, ohne das sehr hohe Postument. Constantin der Große ließ ihn aus Egypten holen, und in den großen Circus setzen. Er lag in Stücken auf der Erde, als ihn Sixtus V., dieser um die Pracht Roms nie genug zu preisende Pabst, durch den berühmten Fontana zusammensetzen und aufrichten ließ. Die Päbste haben über tausend Jahr in dem bey der Kirche erbauten Palaste gewohnt, bis die Residenz nach Avignon verlegt wurde. Da aber Gregorius XI. nach siebenzig Jahren Rom wieder zur päbstlichen Residenz machte, so war der Lateranpalast so verfallen, daß er sich nach dem vaticanischen Palaste begeben mußte, woselbst auch alle seine Nachfolger residirt haben, bis endlich der Palast auf dem Monte Cavallo erbaut wurde. Sixtus V. ließ zwar den jetzigen prächtigen Lateranpalast aufführen, allein die Päbste kommen nie dahin, als bey der Besitznehmung; daher hat man dieß herrliche Gebäude zum Hospital für alte Weiber und Mädchen gemacht. Unweit davon steht das Taufgebäude des Kaisers Constantins, der nach der Tradition vom heiligen Sylvester getauft seyn soll, obgleich Eu-

ebius und andre Kirchenväter sagen, daß dieser Kaiser in der Stadt Nicomedia gegen das Ende seines Lebens getauft worden sey. Dem sey wie ihm wolle, genug hier ist ein solches Gebäude, das zwar klein, aber sehr prächtig ist. Der Taufstein und die inwendigen Säulen sind von Porphyr. Alle Juden und Heiden, die sich zum Christenthum bekehren, werden an diesem Orte getauft, um der Tradition Nachdruck zu geben, und ein so herrliches Gebäude nicht ungenützt zu lassen.

Zu eben dieser Gruppe von Gebäuden gehört auch dasjenige, worin sich die heilige Treppe befindet. Dieseist von Marmor, und hat 28 Stufen; der Sage nach war sie vormals in dem Palaste des Pilatus zu Jerusalem, daher denn Christus sie auf und ab gestiegen ist. Sie führt nebst noch vier andern gemeinen Treppen zu einem Orte, wo ganz besondre Reliquien aufbewahrt werden. Kein Heiligthum wird stärker verehrt, als diese Treppe, auf welcher man zu allen Stunden des Tages Leute antrifft, die auf den Knien hinaufrutschen; die Steine sind davon auch so abgenutzt worden, daß man sie mit einem hölzernen Futteral hat belegen müssen, dessen Berührung aber für eben so heilig, als das Original gehalten wird. Da der

Ort entlegen iſt, ſo gilt dieſe Ceremonie für eine kleine Wallfahrt, auch ſind Indulgenzen damit verknüpft. Viele legen ſich wegen ihrer Sünden oft dieſe Kirchenbuße auf; andre thun Gelübde, zu beſtimmten Zeiten dieſes Experiment zu wiederholen, welches ſehr mühſam iſt, und lange dauert, da auf jeder Stufe gewiſſe Gebete hergeſagt werden müſſen. Es iſt nicht erlaubt anders als auf den Knien die Treppe heraufzuſteigen, daher diejenigen, die ſich ihrer Füße bedienen wollen, nach oben zu gelangen, die gemeinen Treppen an den Seiten heraufgehen müſſen.

Es befinden ſich allemal Pilgrime gegenwärtig, die auf dieſen Punkt genau Acht haben. Ich war eines Tages hier, als ein franzöſiſcher Offizier mit dieſer Verordnung ſeinen Scherz treiben wollte; er ſtellte ſich unwiſſend, und ſtürmte die heilige Treppe heran, hatte auch wohl ſchon ein halbes Dutzend Stufen betreten, als er durch das entſetzliche Geſchrey der anweſenden Pilgrime verhindert wurde weiter zu ſteigen. Der Titel eines Fremden, und die vorgebliche Unwiſſenheit der Steigungsmethode, dienten ihm zur Entſchuldigung, und ſezten ihn für die Ahndungen der Menge andächtiger Perſonen ſicher, die ſich über die Pro-

ſonation ſehr geärgert hatten. In Neapel wäre er verloren geweſen.

Die Kirche Maria Maggiore iſt ebenfalls eine der Hauptkirchen in Rom, wird aber auch wegen ihrer entfernten Lage wenig beſucht. Hier ſind zwey große Kapellen, die Sixtiniſche und die Borgheſiſche, welche leztere dem fürſtlichen Hauſe dieſes Namens gehört; beide ſind ausnehmend prächtig. Die Borgheſiſche hat einen Altar, der mit vier Säulen von orientaliſchem Jaſpis pranget. Vor dieſer Kirche ſteht ein Obeliſk, der ehmals das Grabmal des Auguſts zierte. Auf der andern Seite ſieht man eine hohe und ſehr ſchöne Säule, die zu dem großen Friedenstempel gehörte, jezt aber die Statue der Maria trägt. In der ſogenannten Peterskirche in vinculis befindet ſich das Grabmal des Pabſts Julius II., das Meiſterſtück des Michael Angelo, und auch der neuern Bildhauerkunſt überhaupt. Große Kunſtkenner urtheilen davon, daß es ſoweit über die beſten Bildhauerarbeiten der Neuern erhaben, als es tief unter den herrlichen Kunſtwerken der Alten ſey, die man im Clementiniſchen Muſeo bewundert. Michael Angelo war ſelbſt dieſer Meynung in Anſehung der Alten, ſo viel Künſtlerſtolz er auch ſonſt

hatte, und bey ſeinen außerordentlichen Talenten auch wohl haben konnte.

Die Paulskirche liegt zwar außerhalb der Stadt, allein dennoch gehört ſie zu den vornehmſten Kirchen Roms, die man zu gewiſſen Zeiten pflichtmäßig beſuchen muß, um die damit verbundenen Indulgenzen theilhaft zu werden. Die äußere Bauart dieſer Kirche hat nicht viel anziehendes, allein die koſtbaren Materialien des Innern, als der ſeltenſten Marmorarten, des egyptiſchen Porphyrs, der Werke in Bronze, u. ſ. w. machen ſie zu einem der prächtigſten Tempel der Welt. Die Achtung der Römer für dieſe Kirche beruht auf dem Alter derſelben, denn ſie wurde ſchon im achten Jahrhundert, auf Befehl des Kaiſers Karl des Großen, erbaut. Sie liegt faſt eine halbe deutſche Meile von der Stadt, allein dennoch iſt die Luft daſelbſt ſo höchſt ungeſund, daß zu gewiſſen Jahreszeiten ſelbſt die dazu gehörigen Prieſter und Mönche nicht einmal daſelbſt wohnen können, ſondern ſich ſodann nach der Stadt verfügen; daher denn dieſer Inbegriff von Prächten ganz verlaſſen ſteht.

Zu den hier ſich auszeichnenden Kirchen gehört eine kleine nahe bey der Stadt gelegene, die den

Namen St. Andrea di Ponte Mole führt, auch insgemein Papa Giulio genannt wird. Der berühmte Baumeister Barozzi, der unter dem Namen Vignole bekannt ist, erbaute diese vortrefliche Kirche ganz im Geschmacke der alten römischen Tempel. Man hält sie für ein Meisterstück der Baukunst, daher alle junge Künstler sie fleißig besuchen. Auch die Kirche der heiligen Constantia ist besonders merkwürdig, weil sie ehmals ein Tempel des Bacchus war. Die Form derselben ist eine Rotunde.

Vor der Porta pia ist die Kirche der heiligen Agnes, wo man am Feste dieser Heiligen die Lämmer einsegnet, aus deren Wolle das Pallium gemacht wird. Gewöhnlich werden zwey von diesen Thieren, mit Blumenkränzen gekrönt, und mit Bändern geziert, auf den hohen Altar gelegt, wobey jedes Lamm auf einem weiß damastenen Kissen ruht, das mit goldenen Tressen besetzt ist. Nach der Kirchenbenediction werden sie zum Pabst gebracht, der sie nochmals einsegnet, und hernach an gewisse Klöster zur Pflege übergiebt.

Unter den Palästen kommt keiner in Europa dem Vaticanischen an Größe gleich, ob er aber, wie man behauptet, 12000 Zimmer, große und

kleine, enthalte, daran zweifle ich sehr, wenn man auch alle abgesonderten Räume und Winkel ohne Ausnahme mitzählen wollte. Das Innere zeigt wenig Pracht; dieses aber wird hinreichend durch die Raphaelschen Zimmer und Gallerien, die Sixtinische Capelle, die Bibliothek, und das Clementinische Museum ersezt. Wenn man hiezu die daranstoßende Peterskirche nimmt, so muß man gestehen, daß dieses der interessanteste Fleck für die Künste auf der ganzen Erde sey. Die Raphaelschen Zimmer sind leer, ohne alle Möblen, aber beständig mit Bewunderern angefüllt. Das herrlichste Gemälde derselben ist die Schule zu Athen, welche die ganze Seitenwand eines Saals einnimmt. Unter den griechischen Weisen sieht man auch das Bild des Bramante, Lehrer des Raphaels, den dieser große Künstler hier unter der Figur eines Philosophen mit dem Winkelmaaß in der Hand dargestellt hat. Die sixtinische und paulinische Kapelle sind beide im Vatican, und würden anderswo geräumige Kirchen vorstellen. In der erstern ist das berühmte Gemälde des jüngsten Gerichts von Michael Angelo. In dieser wird auch in der Charwoche das so bekannte und unnachahmliche Miserere gesungen, das wohl verdiente durch

einen deutſchen muſikaliſchen Kunſtrichter umſtändlich beſchrieben zu werden. Es iſt merkwürdig, daß man dieſe ſonderbare Muſik nirgends, ſelbſt in Rom nicht, hat nachahmen können, ja daß man noch nicht einmal weiß, woher die ſixtiniſche Kapelle dieſes Verdienſt ſo ausſchließend erhalten hat. Man ſchreibt es der Bauart zu, allein dieſe hat nichts äußerlich auszeichnendes. Dieſe Kapelle iſt daher ein wahrer Pendant zum Theater von Parma, das auch bis jezt allen Baumeiſtern ein Räthſel geblieben iſt. Die Entzifferung von beiden iſt unſern Nachkommen vorbehalten, wenn ſie mit den Geſetzen des Schalls bekannter als wir ſeyn werden.

Die vaticaniſche Bibliothek iſt in Betrachtung der Anzahl von Büchern nicht ſo beträchtlich, als man ſich vorſtellt. Sie beſteht nur aus ungefähr 70,000 Bänden, die alle in niedrige Schränke verſchloſſen ſind. Es iſt aber gewiß, daß der innere Werth der Bücher und die Seltenheit vieler Manuſcripte dieſen Mangel reichlich erſetzen. Zum Unterhalt derſelben ſind jährlich 3000 Scudi beſtimmt. Diejenigen Römer, die dieſe Bücherſammlung wohl kennen, geſtehen, daß der wichtigſte Theil derſelben in den Büchern beſteht, die

aus Heidelberg hieher gekommen ſind. Indeſſen werden dieſe litterariſchen Schätze wenig genutzt. Die Bibliothek iſt nur einige Stunden des Tages offen, und der Vatican von dem Theile der Stadt, wo alle einigermaßen diſtinguirte Leute wohnen, ſo ſehr entfernt, daß dadurch der gelehrte Eifer nicht wenig gehemmt wird. Um verbotne Bücher zu leſen, muß man ſchriftliche Erlaubniß haben, und dieſe wird durch eine Bittſchrift bewirkt, worin vorgegeben wird, daß man ſich geſchickt machen wolle, ſie zu widerlegen. Einer meiner Bekannten, ein Weltgeiſtlicher, erhielt auch dieſe Erlaubniß, alle verbotnen Schriften zu leſen, wovon aber ausdrücklich drey Bücher ausgenommen wurden, die ſo ſehr durch den Inhalt von einander unterſchieden ſind, daß man ſich über dieſe Verbindung wundern muß. Sie waren: Montesquieu's Geiſt der Geſetze, die bürgerliche Geſchichte des Königreichs Neapolis von Giannone, und Voltaire's Mädchen von Orleans.

Da die Italiener die Wiſſenſchaften wenig ſchätzen, und ſie allenthalben den Künſten unterordnen, ſo ſehen auch ihre Bibliotheken eher Kunſtgallerien, als Bücherſälen ähnlich. Gemälde, Statuen, Büſten u. ſ. w. nehmen den beſten Plaz

ein. Dieſes iſt auch hier im Vatican der Fall, wo man in den ſchönſten Sälen der Bibliothek alles, nur keine Bücher ſieht. Dieſen hat man ihren Plaz in den Seitenzimmern angewieſen. Ein kleines, aber ſehr ſchönes Kabinet hat Mengs durch ſeinen Pinſel verſchönert.

Der kürzlich verſtorbene Kardinal Alexander Albani war Bibliothekar dieſer berühmten Bücherſammlung; jezt hat dieſe Stelle der Kardinal Zelada, ein die Wiſſenſchaften eifrig liebender Mann, der ſelbſt eine zahlreiche Bibliothek, und was in Rom höchſt ſelten iſt, auch eine Naturalienſammlung beſizt. Er hat ſich durch eine großmüthige Handlung ausgezeichnet, die ihm als einem Italiener Ehre macht. Es erſchien während dem lezten Conclave ein Drama, unter dem Titel: il Conclave, worin alle Kardinäle namentlich eine Rolle hatten. Ein ſo freyes Pasquill, wie dieſes, war vielleicht nie in Rom erſchienen; es wurde mehr verſchlungen als geleſen, da es mit vielem Witz, und wie man behauptet, mit genauer Kenntniß der handelnden Perſonen abgefaßt war. Nicht allein die Charaktere, Leidenſchaften und Privatabſichten, ſondern auch die jedem eigenthümliche Art ſich auszudrücken, kurz alles war darin ſorg-

fältig beobachtet. Der Verfaſſer wurde bekannt, eingezogen, und ungeachtet der Protection der ihm wohlwollenden Kardinäle, die edle Rollen in dieſem Drama geſpielt hatten, ſollte er zum Tode verurtheilt werden; allein der Kardinal Zelada, deſſen Rolle die abſcheulichſte war, hob die Klage auf, und rettete ihn.

Die herrlichſte aller dieſer Zierden des Vatikans aber iſt das Clementiniſche Muſeum, dieſe nie genug zu preiſende Antikenſammlung, die alle in der Welt vorhandenen weit hinter ſich läßt. Sie dankt ihre Stiftung dem vortreflichen Ganganelli. Der jetzige Pabſt folgt hierin ſeinen Fußtapfen, und ſammelt mit großem Eifer. Da dieſer bekannt iſt, ſo ſtrömen ihm gleichſam Geſchenke von Antiken aus allen Städten und Klöſtern ſeines Gebiets zu. Dieſe Vermehrung geſchieht in einem ſolchen Grade, daß man ſie bald nicht ſchicklich in dem dazu beſtimmten Gebäude wird ordnen können. Die Nothwendigkeit, ſolche Kunſtwerke gehörig aufzuſtellen, veranlaßte den Entwurf eines Antikentempels, den alle Kenner bewunderten. Unglücklicherweiſe aber kam er von einem Ausländer, der wenig Protection hatte; er wurde alſo verworfen, und der ſchlechte Plan eines Italieners dafür

dafür angenommen, nach welchem alles geschmacklos gebaut ist, wozu noch der enge Raum kommt, so wenig es auch in dem großen Vatican an Platze fehlt. Hier ist der Apollo, der Laokoon, die Bildsäule des Antinous, und der Torso. Dieses lezte ist ein bloßer Rumpf einer Statue, und nicht viel besser als ein Block; indessen wird er von den Kunstkennern, wegen der genauen Nachahmung der Natur, ausnehmend bewundert. Man erzählt, daß Winkelmann ihn ganze Stunden lang betrachtet habe, da er sich in seiner Begeisterung ein Ideal von dem fehlenden Kopfe, Aermen und Beinen schuf. So sehr auch der Laokoon angestaunt wird, so erklären sich doch die meisten Stimmen für den Apollo, der in der That ein Werk der Götter zu seyn scheint. Man vermuthet mit einigem Grunde, daß diese Bildsäule den Tempel zu Delphos geziert habe. Der größte Kunstkenner, den ich auf meinen langen Reisen sah, der alle Künste mit einem tiefen Blicke und dem feinsten Geschmacke durchforscht hatte, behauptete, daß von den vorhandenen Werken aller Künste, jedes Volks und Zeitalters, die Dichtkunst selbst mit eingeschlossen, der Apollo das vollkommenste sey. Indessen beweisen einige, obgleich sehr unbedeu-

tende Fehler, daß man selbst dieses so herrliche griechische Kunstwerk doch nicht ganz vollkommen nennen könne. Dieses Museum wurde 1780 mit den neun Musen bereichert, die man aus Tivoli dahin gebracht hatte. Sie haben Lebensgröße, und einige davon sind ganz vortreflich. Um diese Sammlung in ihrem Glanze zu bewundern, muß man sie bey Fackeln besehn. Die Wirkung dieses Scheins ist außerordentlich, und man wird durch das Abstechende von Licht und Schatten Schönheiten gewahr, welche das schärfste Kennerauge bey Tage vergebens suchen würde.

Je mehr man die Kunstwerke der Griechen betrachtet, und dieses in so vieler Rücksicht große Volk näher kennen lernt, je mehr muß man erstaunen. Sie vereinigten das Feuer der Italiener mit der Geduld der Holländer, und nur bey ihnen findet man die erhabensten Ideen in Werken aufgestellt, die mit der größten Genauigkeit bearbeitet worden sind; eine Aufmerksamkeit, welche das Genie nur zu oft aus den Augen setzt. Dieser Vereinigung also von Genie, Geschmack und Geduld, hatten die Griechen ihre anerkannte Superiorität in den Künsten über alle Völker der Erde zu verdanken; daher ist, auch nach dem ein-

ſtimmigen Urtheile der aufgeklärteſten Nationen, ein Werk nach dem Maaß mehr oder weniger vollkommen, als es ſich dieſen großen Muſtern nähert, oder ſich von denſelben entfernt. Mit Einem Worte, es iſt griechiſche Art und Kunſt, die man nachahmen muß. Wenn man den Urſachen dieſer Superiorität der Griechen über alle andere Nationen ſowohl der Vorwelt als aller folgenden Jahrhunderte nachforſchet, ſo findet man ſie in dem Zuſammenfluſſe ſehr günſtiger Umſtände. Ihre Regierungsformen trugen nicht wenig dazu bey, weil die Freyheit daſelbſt herrſchte; ihr Land war voll großer Männer, und ihre Geſchichte voll großer Thaten; ihre Religion beförderte auch die Künſte, denn ſie war ganz poetiſch, und bot auf die außerordentlichſte Weiſe der Malerey, der Bildhauerey und andern Künſten die Hand. Jedermann weiß, wie viel Beſchützer die Künſte in dieſem Lande hatten, das auch eben ſo ſehr durch das ſanfte Clima begünſtigt wurde. Die Natur war hier ſchön, und die Menſchen ausnehmend wohl organiſirt. Alles dieſes vereinigt erzeugte ein bewundernswürdiges Volk, und Werke für die Ewigkeit.

Der Palaſt Monte Cavallo auf dem Quirinaliſchen Berge, iſt eigentlich jezt die Reſidenz der Päbſte, obgleich Pius VI. mit dem vaticaniſchen wechſelt. Der Zugang zu dieſem Palaſte hat viel Großes. Hier ſtehen auch die berühmten coloſſaliſchen Gruppen von Marmor, die dem Phidias und Praxiteles zugeſchrieben werden, und den Antiquaren aller Zeiten ſo viel Diſputirſtoff gegeben haben. Conſtantin der Große ließ ſie aus Egypten holen, um ſeine Bäder damit zu zieren. Dieſe Gruppen ſtanden bisher in einer Linie, und zu nahe an einander, wodurch denn die große Wirkung etwas geſchwächt wurde. Nach einem kürzlich entworfenen Plane kommen ſie nun gegen einander über zu ſtehen, ſo daß die eine nach dem Orient, die andre aber nach dem Occident gerichtet ſeyn wird. Der Baumeiſter Antenori hat dieſe Umſtellung im Jahre 1784 unternommen. Die Hauptabſicht dabey war, einen ſchönen Plaz für den Obelisk zu finden, den man vor einiger Zeit unter dem Hoſpital des heiligen Rochus ausgegraben hat, und deſſen Standort zwiſchen dieſen vortreflichen Gruppen beſtimmt iſt, wenn anders der Geldvorrath der apoſtoliſchen Kammer dieſe koſtbare Unternehmung verſtatten wird.

Der Farneſiſche Palaſt wird für den ſchönſten in Rom gehalten, und iſt ein Werk des Michael Angelo, der ihn 1545 nach dem Modell des Theaters des Marcellus erbaute. Die Steine dazu wurden aus dem damals von innen noch wenig zertrümmerten Coliſeo genommen. In dieſem Palaſte befindet ſich die berühmte Gallerie, wo die Brüder Carrache alle Kunſt ihres Pinſels erſchöpft haben. Im Hofe deſſelben ſieht man den ſo vortreflichen Farneſiſchen Herkules, ein Werk des Athenienſers Glyceon, eine bewunderungswürdige Flora, und die Urne der Cäcilia Metella, worin ihre Aſche in dem großen Mauſoleo an der Via Appia aufbewahrt wurde. Alle dieſe herrlichen Kunſtwerke ſtehen der Witterung aller Jahreszeiten blosgeſtellt. Zu dieſem Palaſte gehört auch die ungeheure Gruppe, die unter dem Namen der Farneſiſche Stier bekannt iſt. Dieſe Gruppe, unſtreitig die gröſte marmorne in der Welt, beſteht aus einem Stier, fünf Menſchen und einem Hunde. Man behauptet, ſie ſey aus einem einzigen Stücke gehauen. Die Künſtler waren Apollonius und Tauriſcus, beide Rhodiſer. Plinius giebt im 36ſten Buche ſeiner Naturgeſchichte von dieſer außerordentlichen Gruppe Nachricht

ſie wurde in den Bädern des Caracalla gefunden, der ſie aus Rhodis hatte nach Rom bringen laſſen. Man hat eine ſchlechte breterne Hütte über dieſelbe errichtet, wo die Figuren aber wegen Mangel an Licht gar nicht mit Vortheil betrachtet werden können. Indeſſen iſt die Hütte zweckmäßig, nicht ſowohl um die Gruppe zu beſchirmen, ſondern wegen dem Trinkgelde, das für das Anſchauen derſelben entrichtet werden muß.

Dieſer ſchöne Palaſt gehört jezt dem Könige von Neapel, dem er durch die Farneſiſche Erbſchaft mit allen Seltenheiten zugefallen iſt.

Wie ſehr muß hiebey ein jeder Deutſcher bedauern, daß dieſe für die Künſte ſo überaus wichtige Farneſiſche Erbſchaft, deren Beſitznehmung in unſern Tagen geſchah, ganz für Deutſchland verloren gegangen iſt, da das kaiſerliche Haus Miterbe dieſer unſchätzbaren Verlaſſenſchaft war. Wir würden ſodann in unſerm Vaterlande eine Kunſtſammlung haben, die außer Italien nicht zu finden iſt. Es iſt unbegreiflich, mit welcher Gleichgültigkeit man dieſe Kunſtwerke angeſehn hat, und zwar zu einer Zeit, wo alles von Künſten wiederhallet, und wo ſie von der Pracht großer Höfe unzertrennlich ſind. Es würde bey der Theilung

der Erbschaft dem kaiserlichen Hofe nur einen Federstrich gekostet haben, so könnte man jezt in Wien die herrlichsten Kunstwerke bewundern und studieren, die man nun für keine Summen erstehen kann, und welche damals so leicht zu erhalten waren. Man wollte aber Deutschland mit diesen Schätzen nicht bereichern, sondern war so großmüthig, sie dem Hofe von Neapel zu überlassen, wo leider für Kunstwerke am allerwenigsten gesorgt wird.

Dasjenige von Kunstwerken, was sich noch in diesem Palaste befindet, und nur weggebracht werden kann, wird während dem nächsten Conclave nach Neapel geschafft werden. Dieses ist kein Geheimniß, denn der Ort ist schon bestimmt, wo der Farnesische Herkules hingestellt werden soll. Gewöhnlich wartet man eine solche Vacanz ab, um der päbstlichen Vorstellungen überhoben zu seyn, die bey so einem Verlust nicht gespart werden. Der jetzige Großherzog von Toscana bediente sich auch einer solchen Gelegenheit, um die kostbare Gruppe der Niobe nach Florenz bringen zu lassen, da sie lange Zeit eine Zierde von Rom und vom Palast Medicis gewesen war. Die Farnesische Villa liegt gleichfalls in der Stadt, und nimmt den größten Theil des palatinischen Berges ein;

man sieht hier große Cypressenalleen, auch viele Gewölbe und Arkaden von dem alten kaiserlichen Palaste. Da aber der König von Neapel Besitzer davon ist, so geräth alles in Verfall, und bald wird diese Villa, die der berühmte Vignole erbaut hat, mit den alter römischen Ruinen nur einen gemeinschaftlichen Schutthaufen darstellen.

Ganz anders verhält es sich mit der Villa Medicis, die vom Großherzoge von Toscana sorgfältig unterhalten wird, und für jedermann offen steht. Der dazu gehörige Garten ist der einzige besuchte Spaziergang in Rom, und dennoch wird er sehr wenig genutzt; man sieht hier nie römische Damen, die es für eine Schande halten, ihre Füße zum Spazierengehn zu gebrauchen. Die angesehenen Bürgerfamilien folgen diesem Beyspiele, und überlassen diesen Garten dem Pöbel und den Fremden. Hier waren die prächtigen Gärten des Lucullus. Die Lage desselben ist sehr reizend; man übersieht ganz Rom, und obgleich die Natur in diesem Garten, wie in Italien gewöhnlich, vernachläßigt wird, so ist doch in Ansehung der Kunst nichts unterlassen worden, ihn zu verschönern. Eine große Anzahl antiker Bildsäulen, ein egyptischer

Obelisk, Springbrunnen, u. s. w. zieren diesen Lustort. Auch sind hier zwey ungeheure Badewannen von Granit, die man in den Bädern des Titus gefunden hat. Die größte Zierde dieses Gartens aber war die Gruppe der Niobe, die der Großherzog, wie oben gesagt worden ist, hat nach Florenz bringen lassen, wo sie einen großen Saal verschönern wird, anstatt daß sie in der Villa ganz der Witterung blosgestellt war. Die mediceische Venus war auch hier, wurde aber schon im Anfange des vorigen Jahrhunderts nach Florenz gebracht. Man gelangt zu dieser Villa vermittelst der prächtigen Treppe al monte di Trinita, die aus hundertundfünfundsiebenzig Marmorstufen besteht, einen außerordentlichen Umfang hat, und große Wirkung thut.

Einen der prächtigsten Paläste in Rom besitzt der Fürst Borgheſe, der unstreitig der reichste Römer ist. Er hat jährlich 150,000 römische Scudi*) Einkünfte, und führt einen prächtigen Hofstaat. Ich bediene mich des Worts Hofstaat, das im übrigen Europa nur bey regierenden Fürsten gebraucht wird, sowohl weil es hier das gewöhnliche

*) Ein römischer Scudo ist etwas weniger als ein halber Dukaten.

ist, als auch weil dieser Ausdruck durch den äußern Glanz gerechtfertigt wird. Die ungeheuern prachtvollen Paläste; die überaus kostbaren Gemälde- und Antiken-Sammlungen; die Anzahl der Bedienten, worunter auch ausdrücklich besoldete Hofkavaliers sind, die nichts thun, als die Honneurs machen; nebst den Privilegien der römischen Fürsten, deren Wohnörter Freyheiten genießen, die sich bis auf gewisse Bezirke rund um die Paläste erstrecken; alles dieß vereinigt, zeigt den Stand der hiesigen Großen in einem sehr vortheilhaften Lichte. Der Fürst Borgheſe hält gewöhnlich hundert Pferde in der Stadt, und hatte (1780) dreyundachtzig Carossen und andre Fuhrwerke. Die Bildergallerie in seinem Palast ist königlich, und enthält über 1700 Gemälde; seine Antikensammlung übertrifft alle in Europa, selbst die florentinische; nur das Clementinische Museum allein ausgenommen. Der Palast selbst ist bewunderungswürdig. Man zählt in demselben zweyundsiebenzig Thüren von Nußbaumholz, mit Einfassungen von Alabaster, und im Hofe stehen hundert Granitsäulen. Die Zimmer sind sehr prächtig möblirt, und Lapis Lazuli und Porphyr darin verschwendet. Auch sieht man hier ein Grab

von Porphyr; ein Stück von so außerordentlicher Größe, daß man es für das einzige seiner Art hält. Indessen ist es merkwürdig, daß weder bey dieser großen Anzahl von Schildereyen, oder in einer andern Bildergallerie, noch überhaupt in ganz Rom, ein Gemälde von Corregio zu finden ist. Bey meinem Aufenthalte in dieser Stadt kam ein Fremder mit einer Madonna dieses großen Malers nach Rom, und bot sie für zweytausend Zechinen feil. Man bewunderte das Werk, allein niemand wollte es kaufen. Selbst der Ehrgeiz, der Besitzer eines in Rom einzigen Werks zu seyn, war ohne Wirkung. Borgheſe antwortete, daß er genug Gemälde habe, und sie nicht vermehren wolle.

Es ist für die Künste zu bedauern, daß dieser Fürst so geschmacklos wie irgend einer von den Großen in Rom ist, welches in der That viel sagen will; denn seine großen Reichthümer, und sein Hang zur Pracht, könnten außerordentliche Dinge bewirken. Man arbeitet jezt sehr eifrig, dem Palaste in seiner Villa, die ganz nahe bey der Stadt liegt, eine andre Gestalt zu geben. Die seltensten Marmorarten werden hier in einem nie gesehenen Ueberfluß angebracht, allein auch mit

modernen Zierrathen und Vergoldungen à la Française gepaart, woraus ein groteskes Ganze entstehen wird. Hiebey werden ungeheure Summen verschwendet. In diesem Palaste, dessen Außenseite ganz mit antiken Basreliefs bedeckt ist, befindet sich die herrliche Antikensammlung, wovon sich so viele Stücke auszeichnen. Hier ist der borghesische Fechter; der in den Gärten des Sallustius gefundene Hermaphrodit, (einen andern, diesem sehr ähnlich, sieht man im Borghesischen Palaste in der Stadt); die Bildsäule Silens; der sterbende Seneca, oder vielmehr ein Sklave im Bade; Amor und Psyche von Bernini; und andre ausserordentliche Werke der Kunst. Das vortrefliche Basrelief, des sich in den Abgrund stürzenden Curtius, ziert jezt den großen Saal dieses Palasts, nachdem es lange Zeit an der Außenseite befestigt, und der Witterung blosgestellt gewesen war. Der Umfang dieser Villa ist sehr groß, und mit einer Mauer versehn, die den Palast nebst andern davon abhangenden Gebäuden, Obst- Blumen- und Küchengärten, Lustwäldern, Teichen u. s. w. umschließt. Alles dieses zusammen genommen, heißt in Italien eine Villa. Die in Deutschland so sehr eingerissene Wuth, alle fremden Nationen eigen-

thümliche Benennungen zu verdeutschen, gleich viel, ob das deutsche Wort den Begriff halb, ganz, oder gar nicht ausdrückt, hat auch dieses Wort Villa betroffen, das man bald ein Landhaus, bald einen Weinberg, oder auch ein Vorwerk nennt, ja einige seynwollende Kunstrichter haben sich erkühnt, den großen Lessing, der, selbst ehe er nach Italien reiste, wahrscheinlich wohl wußte was eine Villa war, zu tadeln, daß er sich in der Emilia Galotti dieser Benennung bedient hat.

Diese Villa Borgheſe ist den ganzen Tag offen, und jedermann kann frey darin herumgehen. Die Schönheit des Orts, die Lage so nahe bey der Stadt, alles ladet dazu ein, und dennoch wird diese Freyheit gar nicht genutzt, ja selbst die fürstlichen Eigenthümer kommen selten dahin; sie begnügen sich, so wie der ganze römische Adel, vor dem Thor del popolo alle Abende spazieren zu fahren. Dieses gehört zum hiesigen Ton, und ist vielleicht das abgeschmackteste Vergnügen auf Erden; denn der Weg geht beständig bis zum Ponte Mole, allwo man wieder umkehrt, auf einer schmalen Straße zwischen zwey hohen Mauern, die alle Aussicht hemmen; wobey die Kutschenfenster sorgfältig aufgezogen werden, um nicht für

Staub zu erſticken. Hier gilt wohl die Regel de guſtibus — Indeſſen ſorgt der Stolz für die Erhaltung der Villas. Seit einigen Jahren hat der Fürſt Borgheſe in der ſeinigen im Oktobermonat dem römiſchen Pöbel Beluſtigungen gegeben, die in allerhand Arten von Schaukeln und Ringelrennen beſtanden, wobey für die Zuſchauer, die ſich in Menge einfanden, ein Amphitheater errichtet war. Der Gedanke war politiſch und vielleicht nothwendig, um das Murren des Volks etwas zu ſtillen, das ihn wegen ſeiner unterdrückenden Monopolien recht von Herzen haßt. Zur Geſchichte dieſer Villa gehört auch, daß ſie noch im ſechszehnten Jahrhunderte das Eigenthum einer adelichen Familie war, die ein ſcheußliches Schauſpiel darſtellte. Die Tochter, ein lediges Mädchen von blühenden Jahren und großer Schönheit, ermordete ihren Vater mit eignen Händen, und zwar nicht im Zorn, ſondern mit Ueberlegung. Sie wurde hingerichtet, die Güter eingezogen, und von dem damals regierenden Pabſte, aus dem Hauſe Borgheſe, ſeiner Familie geſchenkt. Die Seltenheit des Falls, und die außerordentliche Schönheit der Verbrecherin, veranlaßten verſchiedene geſchickte Maler damaliger Zeit, ſie abzubil-

ben, daher man auch noch viele Portraits von dieſer Perſon in Rom findet, die aber nichts als ſanfte Züge darſtellen, und einem Lavater viel Mühe machen würden, die Schwärze der Seele daraus zu entziffern.

Die Villa Albani vor der Porta Salara hat zwar nicht ſo koſtbare Kunſtwerke als die Borgheſiſche, allein in allem übrigen übertrifft ſie nicht allein dieſe, ſondern alle Villas in ganz Italien. Sie iſt ganz im antiken Geſchmacke gebaut. Die vortrefliche Anlage und die überaus geſchmackvolle Vertheilung der Bildſäulen, Büſten, Urnen, Grabmäler, Altäre, Ruinen, Grotten, Fontänen und der zahlloſen Basreliefs, der in der Mitte des Gartens ſtehende egyptiſche Obelisk, nebſt den im griechiſchen Stil mit königlicher Pracht aufgeführten Gebäuden, machen dieſe Villa zu einem wahren Feenſitz. Man ſieht hier einen Porticus in der Form eines Hemi-Cyclus mit einer prächtigen Baluſtrade. Dieſes herrliche Gebäude, das von den ſeltenſten Marmorarten gleichſam ſtrotzt, zeigt nichts als Antiken, größtentheils aus dem ſchönen Zeitalter der griechiſchen Kunſt, und iſt überdem vollkommen den alten Spaziergängen ähnlich. Dieſes war auch die Abſicht des Kardinals bey deſſen

Errichtung. Nichts fehlt hier als eine beſſere Anlage des Gartens, der ſo wie in ganz Italien ſehr vernachläßigt iſt. Die Gartenkunſt liegt noch in dieſem Lande in der Wiege; auch haben die Italiener überhaupt keinen Geſchmack daran, ſo ſehr auch das warme Clima zu Gartenbeluſtigungen einladet. Die Urſache iſt die Trägheit, weil ſie ſich ungern bewegen. Man nehme die Statüen und Springbrunnen aus, ſo findet man von Turin bis Neapel auch nicht einen einzigen Garten, den man als ein auszeichnendes Werk der Kunſt anführen könnte. Hätte die Villa Albani dieſen Vorzug, ſo würde es ein vollkommenes Ganze ſeyn, das aber unterm Monde nicht zu erwarten iſt.

Der Kardinal Alexander Albani, Protektor von Deutſchland, legte dieſe Villa vor ungefähr vierzig Jahren an. Die Verſchönerung derſelben wurde bey ihm Leidenſchaft. Seine Reichthümer, ſein außerordentlicher Einfluß in Staatsgeſchäften, und ſein vortreflicher Geſchmack, alles wurde angewandt, dieſen ſeinen Lieblingswunſch zu befriedigen. Unſer großer Winkelmann, deſſen Beſchützer und Freund er war, wurde hiebey ſein Rathgeber und Gehülfe; und ſo entſtand dieſe herr-

herrliche Villa. Sie ist gleichsam mit Kunstwerken bedeckt, und dennoch steht jedes Ding so sehr an seiner Stelle, daß hierin nichts zu wünschen übrig bleibt. Sogar eine Anzahl zerbrochner Antiken hat man genützt, die Ruinen eines Tempels täuschend vorzustellen. Man erzählt von diesem Kardinal, der 1780 hier in einem sehr hohen Alter gestorben ist, daß er in seinen lezten Lebensjahren, wo ihm das Gesicht ganz vergangen war, die Antiken von neuern steinernen Kunstwerken blos durchs Gefühl unterschied. Dieser würdige Prälat hatte schon 1721 den Purpur erhalten, und war daher volle sechzig Jahre Kardinal. In diesem langen Zeitraume war er ein solcher Adept in Conclavenkünsten geworden, daß er die lezten Päbste im eigentlichsten Verstande allein gewählt hat. Auch wurde er von allen gefürchtet. Wenn ihm deutsche Künstler bey ihrer Ankunft in Rom, als dem sogenannten Deutschen Protektor, aufwarteten, so sagte er ihnen gewöhnlich, daß, wenn ihnen etwas vorfiele, sie sich an den Agenten ihres Hofes wenden sollten; wäre dieser aber nicht im Stande, die Sache auszuführen, so würde er jederzeit dazu bereit seyn.

Der Kaiser wurde von der Schönheit dieser Villa so hingerissen, daß er sie bey seinem Aufenthalte in Rom nicht allein oft besuchte, sondern auch einige Nächte darin schlief. Dieses veranlaßte einen sonderbaren Vorfall, der aus einer lächerlichen italienischen Sitte entstand. Die Höflichkeit erheischt in diesem Lande, daß, wenn man irgend eine Sache in Gegenwart des Eigenthümers sehr lobt, dieselbe sofort dem Lobenden zum Geschenk angeboten werde. Es ist mir dieses selbst oft wiederfahren. Vielleicht war diese närrische Höflichkeitsregel, die wenigstens nicht aus Paris gekommen ist, dem Kaiser unbekannt, da er dem Kardinal wegen seiner Villa so große Complimente machte; denn Albani sahe sich dadurch gezwungen, diesen ihm so theuern Gegenstand dem Monarchen anzubieten. Dieser, einen Augenblick verlegen, nahm das Geschenk an, gab es aber sogleich wieder zurück, mit dem Beyfügen, daß es zu kostbar sey, um es auf irgend eine Art erwiedern zu können. Es war auch Albani, der, als der Kaiser im Conclave, dem Gebrauche gemäß, seinen Degen ablegen wollte, ihn daran verhinderte, mit den Worten: „Es ist Ew. Majestät Degen, der die Kirche beschützt.“ Joseph versetzte: „Es ist aber ge-

„gen die Gesetze des Orts;“ allein der Kardinal erwiederte: „Ein römischer Kaiser ist keinen Ge„setzen unterworfen.“

Die größte von allen Villas in und bey Rom, ist die Villa Pamphili, die jezt dem Hause Doria gehört. Sie liegt eine deutsche Viertelmeile von der Stadt, und hat drey italienische Meilen im Umfange. Sie ist reich an Statuen und Gemälden, hat aber nichts Auszeichnendes als ihre Größe. Ihre Lage ist auch vortreflich, allein sie wird von ihrem Besitzer, dem Fürsten Doria, höchst selten besucht. Dieser Fürst, im Jünglingsalter, lebt nebst seiner jungen Gemahlin beständig in Rom, und Beide finden ihr einziges Vergnügen an der Andächteley: sie wohnen gleichsam in den Kirchen und Hospitälern, wo sie gottselige Werke ausüben; ein Beyspiel, das in Ansehung ihres Alters und Standes vielleicht einzig ist.

Außer den oben erwähnten Palästen, haben die Paläste Barberini, Colonna und Jiustiniani einen vorzüglichen Rang. Der erste ist nach dem Vatican der größte in Rom, und soll 4000 Zimmer, oder eigentlich Behältnisse aller Art, groß und klein, enthalten. Er ist auf den Plaz erbaut, wo ehemals der berühmte Circus der Flora stand.

So beträchtlich auch die Menge und Koſtbarkeiten der Kunſtwerke in demſelben iſt, ſo fehlen doch viele außerordentliche Stücke, die dieſen Palaſt zierten. Keine fürſtliche Familie in Rom hat ſo viele vortreflichen Schildereyen und Antiken veräußert, als die Barberini. Das mehreſte davon befindet ſich in England. Ein zu großer Aufwand hatte dieſes Haus ſehr zurückgeſezt. Bis zum Ueberfluß mit Kunſtkoſtbarkeiten verſehen, fehlte es dieſer Familie an dem noch nöthigern Golde, daher ein großer Theil der Kunſtwerke gegen Guineen vertauſcht wurde. Der Reiz des engliſchen Goldes drohte Rom mit mehrern Ausleerungen dieſer Art, und beunruhigte die Regierung. Es erſchien deshalb ein Verbot, wodurch die Verkaufung aller alten Kunſtwerke, ohne ausdrückliche Erlaubniß, unterſagt wurde. Seitdem iſt die Verfügung getroffen, daß, wenn ein Eigenthümer etwas von dieſer Art veräußern will, die Regierung daſſelbe an ſich kauft, und ſodann dem Clementiniſchen Muſeo einverleibt. In dieſem Palaſt Barberini iſt auch eine zahlreiche und koſtbare Bibliothek, die für jedermann zum Gebrauch offen ſteht.

Der Palaſt Colonna wird vom Connetable von Neapolis bewohnt, und enthält den prächtigſten Saal in Italien. Dieſe Familie iſt nicht allein die älteſte in Rom und Neapel, ſondern überhaupt eine der älteſten in Europa, daher ſich auch königliche Häuſer nicht ſchämen, ſich mit derſelben zu verbinden. Der jetzige Connetable iſt ein ſehr junger Mann, und hat ſich kürzlich mit einer Sardiniſchen Prinzeſſin vermählt. Seine Einkünfte ſind 90,000 römiſche Scudi. Ihm fällt das Geſchäft zu, alle Jahre am Peterstage dem Pabſt im Namen des Königs von Neapolis einen weiſſen Zelter und einen Beutel mit Gold, als Lehnspflicht zu überreichen. Dieſes geſchieht mit Pomp und vielen Ceremonien. Der Zelter iſt beſtändig der nämliche, ſo lange er brauchbar iſt; denn dieſes Thier, das die Ehre hat, ſelbſt in die Peterskirche geführt zu werden, wird mit Mühe zu ſeiner Rolle abgerichtet, weil es ſo gut wie die Menſchen vor dem Pabſte die Knie beugen muß.

Im Palaſt Jiuſtiniani, der auf den Ruinen der Bäder des Nero und des Alexander Severus erbaut iſt, ſieht man die größte Privatſammlung von Antiken, die in Italien iſt. Man zählte ehemals über 1900 derſelben, die größtentheils unter

den Trümmern der vorbesagten Bäder gefunden worden. Ob diese große Anzahl noch genau die nämliche ist, wie die Besitzer selbst versichern, will ich nicht behaupten, weil ich sie selbst nicht gezählt habe. Indessen ist es falsch, wie einige Reisende vorgegeben haben, daß hievon viele Stücke verkauft wären. Dinge dieser Art können in Rom nicht heimlich geschehen, und am wenigsten in einem Palaste verborgen bleiben, der den ganzen Tag von Menschen besucht wird. Die Anzahl der Gemälde beläuft sich auf siebenhundert. Fast alle Thüren in den Zimmern dieses Palasts sind mit Verd'antique eingefaßt.

Im Palast Spada steht eine marmorne Bildsäule des Pompejus, bey welcher Cäsar ermordet ward, so wie man in der Antikensammlung auf dem Capitol eine Löwin von Marmor sieht, die zur Zeit dieser großen Begebenheit vom Blitze berührt wurde.

Die Engelsbrücke ist die schönste in Italien, und gewiß die älteste in Europa. Detrianus, Kaiser Adrians Baumeister, führte sie auf; auch ist sie in der Geschichte genugsam unter dem Namen der Aelianischen Brücke bekannt. Von den römischen Zierrathen sieht man nichts mehr, da-

gegen iſt ſie mit vielen modernen marmornen Bildſäulen von Engeln und Heiligen geziert, darunter einige von vortreflicher Arbeit ſind. Ein ſonderbarer Anblick iſt es, nicht allein bey dieſer Brücke, ſondern auch faſt in allen Straßen, die ſchönſten Säulenſtücke, oft von Granit, anſtatt der Eckſteine im Steinpflaſter eingerammt zu ſehen. Ich habe dieſes ſogar in den elendeſten Gaſſen Roms wahrgenommen, wo Säulenſtücke mit korinthiſchen Capitälern gleichſam aus der Erde heraus zu wachſen ſcheinen.

Zu den auszeichnendſten Gegenſtänden in Rom gehören auch die Menge der Fontainen, und die große Pracht einiger derſelben. Der Anblick dieſer Springbrunnen iſt beſonders in den heißen Sommertagen ſehr angenehm. So groß aber deren Menge auch iſt, ſo ſind die Römer dadurch doch nicht zur Reinlichkeit vermocht worden, da die Straßen eben ſowohl, wie die Paläſte und öffentlichen Gebäude, überaus ſchmuzig ſind. Unter den Springbrunnen ſind die Fontaine von Trevi, die große Pauliniſche, und die prächtigſte von allen, diejenige, die den Plaz Navonna ziert, die vorzüglichſten. Allein die beiden erſtern haben eine nachtheilige Lage. Die von Trevi hat einen groſ-

ſen Umfang, und iſt ſehr auffallend. Sie ſtellt die Grotte des Neptuns vor, wo man dieſen Gott, von Tritonen und Najaden umgeben, in ſeinem feſtlichen Aufzuge ſieht; ſie liegt aber in einem Winkel, wodurch die Wirkung ſehr verringert wird. Die Pauliniſche hingegen iſt auf dem janiculiſchen Berge angebracht, der faſt unbewohnt und ſehr abgelegen iſt. Dieſe Fontaine, die einen Theil von Rom mit Waſſer verſorgt, wurde vom Pabſt Paulus V. angelegt. Sie ſtellt einen Triumphbogen vor, aus welchem das Waſſer durch drey groſſe Oeffnungen hervorſtrömt, und giebt einen ſehr prächtigen Anblick.

Das außerordentlichſte dieſer Art aber iſt die groſſe Fontaine auf dem Platze Navouna, das Meiſterſtück des berühmten Bernini. Sie ſtellt einen gewölbten Felſen vor, aus welchem das Waſſer herausſtürzt; um denſelben ſieht man die vier Flüſſe, die Donau, den Ganges, den Nil, und den Rio della Plata unter coloſſaliſchen Figuren vorgeſtellt. Auf dem Felſen ſteht ein egyptiſcher Obeliſk mit Hieroglyphen, der ohne ſeine Baſis zweyundfunfzig Fuß hoch, und noch überdem mit einer Spitze von vergoldetem Bronze geziert iſt, auf welcher man ein Kreuz und eine Taube beſe-

ſigt hat. Dieſer Obelisk wurde im Circus des Caracalla gefunden.

Das Ganze dieſes prächtigen Springbrunnens flößt die höchſte Bewunderung ein. Man hatte viele Entwürfe dazu gemacht, die aber alle verworfen wurden. Alle Künſtler gaben Riſſe ein, nur Bernini allein, der bey dem Pabſt in Ungnade war, wurde davon ausgeſchloſſen. Ein ihn beſchützender Kardinal aber legte den ſinnreichen Entwurf, der jezt ſo vortreflich ausgeführt da ſteht, unter einem fremden Namen dem Pabſte vor. Er gefiel ſehr, der Künſtler wurde begnadigt, und ihm das Werk übertragen. Unzählige Hinderniſſe wurden ihm in den Weg gelegt, die er aber alle überwand. Das größte war, das dazu nöthige Waſſer zu verſchaffen. Hieran verzweifelten ſelbſt ſeine Freunde. Der Tag erſchien, an welchem der Pabſt das vollendete Werk in Augenſchein nehmen wollte; noch war es bedeckt, damit der heilige Vater es zuerſt ſähe. Er war ſehr zufrieden, und äußerte blos ſeine Zweifel wegen des Waſſers, da er ſowohl als ganz Rom nicht wußte, wie weit der Künſtler in dieſer unterirdiſchen Arbeit gekommen war. Er hatte ſchon wieder ſeinen Sitz in der Kutſche genommen, als auf ein gegebenes Signal

die Decke herabfiel, und mit einem gewaltigen Knall ſich alle Mündungen öfneten. Das Waſſer ſtrömte von allen Seiten den erſtaunten Zuſchauern entgegen. Der Pabſt ſtieg aus der Kutſche, dem Bernini zu danken, und umarmte ihn vor den Augen des ganzen Volks. Dieſer Plaz Navonna war ehmals ein Circus, den Alexander Severus erbaut hatte. Die Größe und Form deſſelben ſind genau beybehalten worden. Nach dem Peters-plaz iſt er der größte in Rom, iſt aber mehrentheils mit ſchlechten Gebäuden umgeben, und dient zum Trödelmarkt für die Juden und Antiquare der niedrigſten Klaſſe.

Zehnter Abſchnitt.

Künſtler in Rom. Modell der trajaniſchen Säule. Deutſche Künſtler. Mengs. Vollſtändige Sammlung von Formen antiker Kunſtwerke. Akademie der Künſte auf dem Capitol. Battoni. Kardinal Bernis. St. Peters Sakriſtey. Akademie der Arkadier. Akademie der Quiriniſten. Krönung auf dem Capitol der Stegreifreimerin Corilla. Schauplatz der Improviſatoren in Rom. Tranſtevere, ein ſich ſehr auszeichnendes Quartier der Stadt. Juden. Ableitung der Tiber. Böſe Luft in und bey Rom. Pontiniſche Sümpfe. Päbſtliche Einkünfte. Heiligen-Fabrik. Neuer Feſttag zu Ehren des Herzens Jeſu. Päbſtliche Land- und Seemacht. Jeſuiten, deren ehemalige Verfaſſung, politiſche Maaßregeln und Grundſätze. Der Jeſuiten General Ricci. Ganganelis Vergiftung. Prächtige Kirche des heiligen Ignatius. Denkmaal des heiligen Stanislaus Kotzka.

Deutſchland hat die Ehre, ſelbſt in Rom, an der Quelle der Künſte, die vornehmſten Künſtler zu haben. Der beſte Porträtmaler nach Battoni, der beſte Landſchaftsmaler, der beſte Bildhauer, und der beſte Steinſchneider in Rom ſind Deutſche. Maron, Schwager des berühmten

Mengs, hat durchgehends den Ruf, daß im Porträtmalen, außer Battoni, ihm niemand in Italien gleich kommt. Da er seine Talente und seine Vortheile wohl kennt, so begnügt er sich hierin vortreflich zu seyn, und beschäftigt sich mit keinen andern Fächern der Kunst. Hakert, ein Brandenburger, ist der vornehmste Landschaftsmaler in Rom, obgleich Moore, ein junger Engländer, sich nahe an ihn drängt, und ihm vielleicht in kurzem den Palmzweig streitig machen möchte. Durch die Empfehlung seines Landsmanns Reiffenstein, der sich jezt in Rom an der Spitze der Antiquare befindet, erhielt Hakert von der russischen Kaiserin den für ihn so glücklichen Auftrag, die russischen Siege des lezten Türkenkrieges zu malen. Er befriedigte die Monarchin durch seine Arbeit, gründete seinen Ruhm, und ward von dieser großen Frau, deren Freygebigkeit gegen Gelehrte und Künstler sich so auszeichnet, außerordentlich belohnt; so daß er jezt im Ueberfluße lebt.

So sehr sind die Römer in der Bildhauerkunst gefallen, daß ein junger Schweizer, Namens Trippel aus Schaffhausen, von allen Kennern jezt für den besten Bildhauer in Rom gehalten wird. Dieser Künstler, der schon in Deutschland durch

ein Kunſtwerk in Gyps bekannt iſt, das er dem Könige von Preußen nach dem bayerſchen Kriege zuſchickte, hat einen unglaublichen Enthuſiasmus für ſeine Kunſt, ohne welchen wohl kein Künſtler groß werden kann. Ein reicher Anverwandter, deſſen Liebling und Erbe er war, verlangte durchaus von ihm, dieſe ſeine Kunſt aufzugeben. Unter dieſer Bedingung erwartete ihn ein ruhiges Leben und Ueberfluß. Der Verluſt der Liebe ſeines Onkels, nebſt allen damit verbundenen Hofnungen, und eine, wenigſtens damals nicht zweifelhafte Dürftigkeit, war im gegengeſezten Fall ſein Loos. Er wählte ohne Bedenken das leztere, ging nach Rom, ſtudierte, hungerte, ertrug alles, erwarb ſich endlich Brod, und wartet nur auf eine günſtige Gelegenheit, ſeine Talente in ihrem ganzen Lichte zu zeigen.

Der beſte, oder vielmehr einzige Steinſchneider in Rom, iſt ein Deutſcher, Namens Pikler. Es iſt merkwürdig, daß dieſe Steinſchneiderey die einzige von allen Künſten war, worin es die Römer den Griechen gleich thaten, wie man aus den noch vorhandenen Gemmen ſehen kann. Die Alten brachten es in dieſer Kunſt ſo weit, daß die

besten Werke der Neuern keinen Vergleich aushalten.

Rom besitzt indessen einen außerordentlich geschickten Goldschmidt, Nameus Ludovigi, der sich durch die seltensten Arbeiten berühmt gemacht hat. Er hat unter andern die Kühnheit gehabt, eine Abbildung der trajanischen Säule zu verfertigen, die, wie er mich versicherte, eine Arbeit von zwanzig Jahren gewesen ist. Diese Säule steht auf einem drey Fuß hohen marmornen Postument; sie selbst ist sechs Fuß hoch, und ganz mit Lapis Lazuli bedeckt; worauf denn die Figuren von Silber und vergoldet in der bekannten Spiral-Linie befestigt sind. Ich übergehe die blendende Pracht, die das Auge entzückt, wie auch die mechanischen Kunstwerke, die sich in der Höhlung befinden, und will nur vom Wesentlichen reden. Alle Figuren und Gegenstände, die dieses herrliche Denkmal enthält, ohne Ausnahme, sieht man auf das genaueste in diesem Modell im Kleinen nachgeahmt, wobey auch nicht das geringste vergessen worden ist. Die besten Kupferstiche, die man davon hat, geben nur einen unvollkommenen Begriff von dieser vortreflichen Säule, und würden auch diese Nachahmung nicht haben hervorbringen können.

Hiezu waren von der Säule ſelbſt genommene Gipsmodelle nöthig, und dieſe befinden ſich hier in dem Palaſte der franzöſiſchen Akademie. Es war unter Ludwig XIV, daß dieſe Unternehmung, die ſehr anſehnliche Summen erfoderte, auf königliche Koſten ausgeführt wurde. Dieſes kleine Modell iſt, ohne die koſtbaren Materien zu rechnen, deswegen ſehr ſchätzbar, weil man das Ganze gleichſam mit einemmale überſehen, und die Krümmungen der Linie ohne Mühe verfolgen kann. Dieſe Arbeit macht Herrn Luodovigi Ehre, der ein wahres Kunſtgenie beſitzt, und ſich durch ſeine vortreflichen Werke außerordentlichen Ruhm und großes Vermögen erworben hat. Er beſchäftige beſtändig eine Menge Künſtler aller Arten, iſt unerſchöpflich an Erfindungen, und führt die kühnſten Entwürfe aus. Im Jahre 1776 verfertigte er für einen franzöſiſchen Prinzen einen ſilbernen Aufſatz, der einen römiſchen Circus vorſtellte; der Circus des Caracalla, deſſen äußere Form noch vollkommen erhalten worden iſt, diente zum Muſter; die beſten Antiquare ſtanden ihm mit ihrem Rathe bey, und ſo entſtand ein Werk, wovon alle, die es geſehn haben, mit Bewunderung ſprechen. Der Pabſt hat ihn zum Ritter gemacht, und be-

ſucht ihn bisweilen; eine Ehre, die hier in der Stadt weder Fürſten noch Kardinälen wiederfährt. Der Ritter foderte für ſein Kunſtwerk ſechstauſend Zechinen. Er behielt es nach vollendeter Arbeit noch vier Jahre, da es denn endlich der jetzige Churfürſt von Pfalz-Bayern gekauft hat, ſo daß man es nunmehr in München bewundern kann.

Die Verdienſte eines Fremden in der Kunſt müſſen ſich beſonders auszeichnen, wenn ſie in Rom gehörig geſchätzt werden ſollen. Die Urſache iſt ſowohl dem Neide der Römer, als auch den vortreflichen Kunſtwerken zuzuſchreiben, die man hier beſtändig vor Augen ſieht, und einen großen Kunſtmaasſtab darbieten. Dieſer zu gewiſſen Urtheilen ſo nöthige Maasſtab iſt kein Werk des Genies, noch der Gelehrſamkeit, ja weder Zeit noch Erfahrung können ihn verſchaffen. Nur der Anblick ſehr mannichfaltiger Gegenſtände, und günſtige Zufälle, nebſt einer Doſis von Geſchmack, Einbildungskraft, und Verſtand, ſind dazu erfoderlich. Er iſt Reiſenden beſonders unentbehrlich, denn nur er allein muß ihre Beobachtungen leiten, und ohne Rückſicht auf den Ruf der Gegenſtände die Achtung für dieſelben beſtimmen. Mit dieſem Maasſtab in der Hand, wird die Bewunderung

oft

oft erhöht, allein noch öfterer herabgestimmt. Man findet daher fremde Künstler in Rom, die in ihrem Vaterlande angestaunt wurden, hier aber in der größten Dunkelheit leben; da hingegen ganz unbekannte Jünglinge oft bewunderungswürdige Talente zeigen. Dieses ereignete sich bey meinem Aufenthalte allhier. Ein junger Maler, Namens Bittner, aus Hessen gebürtig, der von keinem Hofe pensionirt ist, hatte nach einigen guten Arbeiten, die ihn schon rühmlich auszeichneten, einen Ganymed geendigt, der in ganz Rom Aufsehn machte, und viele Künstler in Verzweiflung setzte. Das Vortreffliche des Gemäldes bestand in einer sehr richtigen Zeichnung, und dem Zauberkolorit des Titian, das nie besser erreicht worden ist. Es ist Schade, daß dieser Künstler nichts gelesen hat, daher es auch seiner Einbildungskraft an Nahrung fehlt.

Es hat vielleicht nie ein Maler so viel Kunststudium mit der Ausübung verbunden, als unser verstorbener Mengs. Auch wandte er seine fürstlichen Einkünfte größtentheils auf Formen und Abbildungen antiker Kunstwerke. Er besaß davon eine solche Menge, daß er in Rom ein geräumiges Haus blos zur Aufstellung derselben miethen mußte.

Auf den Verkauf dieſer Sammlung, der einzigen ihrer Art, wegen der Genauigkeit der Copien, und der Vollſtändigkeit, hatte ſeine in Dürftigkeit hinterlaſſene Familie ihre einzige Hofnung geſezt *). Mengs liebte ſeine Kunſt mit der Schwärmerey eines feurigen Liebhabers. Sein Grundſaz war, daß ein Maler mit dem Pinſel in der Hand ſterben müßte; daher er auch den ſeltſamen Einfall bekam, da er bereits ſehr krank und ſchwach war, im Bette zu malen, wobey ſein kraftloſer Arm geſtüzt werden mußte. Sein Patriotiſmus war ſo ſehr erloſchen, daß er höchſt ungern deutſch ſprach. Selbſt mit deutſchen Künſtlern, die kein Wort italieniſch verſtanden, affektirte er nichts als dieſe Sprache zu reden. Er beklagte ſich oft bitterlich über ſeine Nation, die ihn ganz ohne Unterſtüzung gelaſſen und gezwungen hatte, unter einem fremden Himmel ſein Glück zu ſuchen. In dieſe Klagelieder ſtimmte ſein vortreflicher Freund Winkelmann mit ein, der vielleicht als Schulmann in einem kleinen Städtchen geſtorben wäre, hätte er nicht

*) Der Churfürſt von Sachſen hat ſie nachher an ſich gekauft. Dieſe herrlichen Muſter befinden ſich nun ſeit einigen Jahren in Dresden, wo ſie im ehmalig Brühlſchen Gartengebäude zwar hingeklotzt, allein noch nicht aufgeſtellt ſind.

den Entschluß gefaßt, ein für seine großen Söhne undankbares Vaterland zu verlassen, und seinen bewunderungswürdigen Scharfsinn und seine ausgebreiteten Kenntnisse in einem andern Lande in ihrem vollen Glanze zu zeigen. Es ist merkwürdig, daß man fast nie einen wahrhaft großen Ausländer in Deutschland wohnhaft findet, so sehr sich auch die deutschen Fürsten bemühen, durch Belohnungen aller Art sie in ihre Staaten zu ziehen, und im Gegentheil in so vielen Ländern anerkannte große Männer deutscher Nation gefunden werden. Ein Verzeichniß von diesen würde auffallend seyn.

Voltaire, d'Argens und Maupertuis machen hierin nur eine scheinbare Ausnahme. Jedermann weiß, daß sie als Freunde des gekrönten Philosophen angesehn wurden, ein Titel, der allzufelten ist, und daher hindert, sie hier als Beyspiele anzuführen. Metastasio, der vor vier Jahren starb, ist das einzige Beyspiel eines großen Ausländers, der sich in unsern Tagen an Deutschland fesseln ließ. Hiezu waren aber auch außerordentliche Besoldungen und Geschenke nöthig, die ihn nach dem Tode Voltairs zum reichsten Dichter in Europa gemacht hatten. Wenn übrigens ein De-

nina, oder andere Gelehrte dieser Art noch jezt aus ihrem Vaterlande gezogen werden, so beweist dieses nichts mehr, als daß sie das in den Augen vieler deutschen Fürsten so schäzbare Verdienst haben, Ausländer zu seyn.

Die hiesige Akademie der Künste hält auf dem Capitol ihre Versammlungen. Man hat auch nöthig gefunden, ihr einen Schutzheiligen zu geben, so entbehrlich auch ein solcher Patron für die Künste ist. Der heilige Lukas hat hier diese Ehre. Bey der Association der Ideen, Künste, Akademie, Rom und Capitol, denkt man sich etwas außerordentliches, allein man betrügt sich. Es ist wohl keine Akademie in Europa, die so wenig geachtet wird, wie diese. Viele der angesehensten Maler in Rom haben sich die Ehre verbeten, Mitglieder derselben zu seyn. Schlechte Einrichtung, Unordnung, und alle ersinnliche Ränke bey Austheilung der Preise, veranlassen diese Verachtung. Es ist hier nichts ungewöhnliches, die nichtswürdigsten Subsleyen zu krönen, und ausgezeichnete Kunstwerke hintan zu setzen. Battoni, dieser berühmte Antagonist des Mengs, ist jezt einer von den Direktoren der Akademie. Dieser Künstler, der einstimmig nunmehr für den ersten

Maler in Italien erkannt wird, hatte vom Könige von Preußen schon seit acht Jahren den Auftrag zu einem Gemälde, dessen Sujet der Besuch Alexanders bey der Familie des Darius seyn sollte, das schon von le Brun so vortreflich ausgeführt worden ist. In dieser langen Zeit aber hatte Battoni noch keinen Pinselzug daran gethan, und dürfte auch wohl noch damit warten, weil er seine Rechnung besser bey Porträts findet, die zu Duzenden, besonders von reisenden Engländern, bey ihm bestellt werden. Ein solches Bildniß ist ihm eine Arbeit von wenig Stunden. Der Preis ist für einen Kopf sechzig Zechinen; erstreckt sich die Abbildung bis zum Untertheile des Leibes, so werden hundert, und für den ganzen Körper zweyhundert Zechinen bezahlt.

Der Charakter dieses Künstlers ist äußerst sonderbar. Er ist in einem siebenzigjährigen Alter, und Vater einer zahlreichen Familie von erwachsenen Kindern; dennoch führt er seine Haushaltung in eigner Person. Alles, bis auf die geringsten Kleinigkeiten, wird von ihm selbst auf dem Markte eingekauft. Dieses Geschäft verrichtet er täglich bey Tages Anbruch. Er steht Sommer und Winter um vier Uhr auf, und begiebt sich

sodann in zwey verschiedene Kirchen, um zwey Messen zu hören, die er selbst gestiftet hat. Nach dieser Wahlfahrt geht er auf den Markt, weckt bey seiner Zurückkunft seine Familie, und überliefert das Eingekaufte. Eine seiner Töchter wird jezt für die beste Sängerin in Italien gehalten, die aber nie ein Theater betreten hat, sondern nur in Privatkonzerten singt. Er haßt alles, was Theorie heißt, und will durchaus nicht, daß Künstler in Büchern studieren; wie er denn selbst auch nichts gelesen hat, daher seine historischen Gemälde voller Fehler gegen das Costume sind. Sein Charakter ist sehr rauh; oft begegnet er Personen vom ersten Range mit großer Ungezogenheit, die man aber wegen seinen Talenten und seinem biedermännischen Wesen übersieht. Die Armen werden von ihm so reichlich bedacht, daß seine zahlreiche Familie Gefahr läuft, nach seinem Tode zu darben. Folgender Vorfall trug sich bey meinem Aufenthalte zu: Ein Handwerksmann besaß ein Gemälde von Carl Maratti; durch Noth gedrungen, wollte er es verkaufen, und trug es dem Kardinal Bernis an. Dieser Mann, der sehr prächtig lebt, und den Mäcenaten öffentlich spielt, glaubte hier im Stillen als ein Oekonom handeln zu kön-

nen. Der Dürftige foderte für ſein Gemälde zwölf Zechinen; der Kardinal wollte nur acht geben. Der Mann eilt weg, geht zu Battoni, erzählt ihm ſein Schickſal mit thränenden Augen, und überläßt ſeinen Schaz nebſt dem Preis ſeiner Willkühr. Der Künſtler beſieht das Werk, und zahlt ihm zwanzig Zechinen. Der Vorfall wurde ruchtbar. Der Protektor von Frankreich *) glaubte dem Gerüchte durch den wirklichen Beſiz des Gemäldes eine Wendung zu geben, und wollte es daher wieder von Battoni erkaufen. Dieſer ſonderbare Mann aber ließ dem Kardinal zur Antwort ſagen, das Gemälde ſtände ihm zu Dienſten; allein Se. Eminenz, als ein Kunſtkenner, würden ſelbſt beurtheilen, daß man nur durch einen Zufall ein Werk von einem Maler, wie Carl Ma-

*) Den Leſern, denen die Etikette des römiſchen Hofes unbekannt iſt, und folglich der Protector-Titel auffallend ſeyn möchte, dient zur Nachricht, daß alle katholiſche Länder ihren Protector in Rom haben, der gewöhnlich ein Kardinal iſt. Der Protector von Deutſchland war viele Jahre lang der verſtorbene Kardinal Alexander Albani. Obgleich man ſie durchaus Protector von N. N. nennt, ſo mäßigen ſie doch dieſen Titel aus Beſcheidenheit, und ſchreiben ſich blos: Beſchüzer der Kirche in ***. Da dieſer Schutz in unſern Tagen ſehr unbedeutend iſt, ſo möchte hier wohl das Wort Etikette an ſeiner Stelle ſeyn.

ratti, für ein Dutzend Zechinen kaufen könne, daher würde er es für nicht weniger als funfzig Zechinen hergeben. Hiezu hatte der franzöſiſche Anakreon keine Luſt. Batroni erhielt damals von der Königin von Portugal den Auftrag, zu einer in Liſſabon neu erbauten Kirche das große Altarblatt zu malen. Das Sujet war etwas ſeltſam, nämlich die Verehrung des Herzens Jeſu. Hiervor wurden ihm dreytauſend Zechinen zugeſtanden, wovon man die Hälfte gleich voraus zahlte.

Man kann keinen Schritt in Rom thun, ohne zu bedauern, daß die großen Meiſter dieſer ſchönen Kunſt ſo oft ihr Talent an die gräßlichen Gegenſtände der Martyrologie haben verſchwenden müſſen. Solche Gemälde dienen blos, die Seele mit ſchwarzen Ideen anzufüllen, und den Fanatiſmus aufzumuntern, der allenthalben Unheil angerichtet, und dem gemeinen Beſten nachtheilig geweſen iſt, wo er noch je geherrſcht hat.

Ein auffallender Beweis, wie ſehr die Künſte in Rom ausarten, iſt der neue Bau der Sakriſtey nach dem elendeſten Plane, den je ein Baumeiſter im achtzehnten Jahrhundert zu einem großen Gebäude entworfen hat. Dieſer Steinklumpen iſt eine wahre Verſpottung der Baukunſt, und da es

an die Peterskirche gleichsam stößt, so wird der außerordentliche Contrast desto auffallender. Alles ist darin im kleinsten geschmackloseſten Styl; hiezu kommt noch das Verdienſt, daß ein Theil der großen Kirche dadurch bedeckt wird. Dieſes unwürdige Gebäude koſtete ſchon 1780 viermalhunderttauſend Scudi, und obgleich jedermann, ſelbſt der Pabſt, damit ſehr unzufrieden war, ſo wurde doch alles nach dem alten Entwurf ausgeführt. Dieß iſt das Reſultat der Protektionsſyſteme, die, wenn ſie gleich im bürgerlichen Leben von unſern Sitten und unſrer Verfeinerung unzertrennlich ſind, doch bey den Künſten nicht Statt finden ſollten, ſobald es darauf ankommt, Denkmäler zu errichten. Der vornehmſte Endzweck dieſes Gebäudes war, ein Abſteigequartier für die Domherren von St. Peter zu bereiten, die, ſo wie die übrige feine Welt, in einer großen Entfernung von dieſer Kirche wohnen, und an gewiſſen Feſten zweymal des Tages ſich daſelbſt einfinden müſſen.

Die berüchtigte Akademie der Arkadier beſteht größtentheils aus Sonnettenfabrikanten, die ſich verſammeln, um einander ihren Unſinn vorzuleſen. Nie hat vielleicht eine Societät ſo außerordentlich ſchnelle Fortſchritte gemacht, als dieſe. Die An-

zahl ihrer Mitglieder bey der Entſtehung war nicht ſtärker als vierzehn, und in einigen Jahren waren deren ſchon viele tauſende von allen Ständen; ſelbſt Kardinäle, ja Päbſte ſogar wurden arkadiſche Schäfer, und nahmen, den Inſtitutionsgeſetzen gemäß, arkadiſche Namen an. Dieſe Schäferſeuche griff ſo um ſich, daß in nicht weniger als achtundfunfzig italieniſchen Städten ähnliche Akademien errichtet wurden, die ſich Colonien des römiſchen Arkadiens nannten, aber auch alle größtentheils eingegangen ſind. Die Mutterakademie hat jedoch ihre Exiſtenz noch erhalten. Dieſe Geſellſchaft, deren Tummelplaz der Palaſt Corſini iſt, den ehemals die Königin Chriſtina von Schweden bewohnt hat, iſt recht dazu gemacht, den akademiſchen Namen herabzuwürdigen.* Sie iſt die größte Satyre auf die Akademien, da ſie in der That ſo verächtlich iſt, als man ſich es kaum vorſtellen kann. Die meiſten hieſigen Gelehrten und Litteraturfreunde von einiger Bedeutung, halten es daher auch für eine Schande, Mitglieder derſelben zu ſeyn, ja viele nehmen es als eine Beleidigung auf, wenn man ſie fragt, ob ſie zu dieſer abderitiſchen Akademie gehören. Um dieſe Verachtung nun einigermaßen zu hemmen, ſo bemühen ſich die Ar-

ladier sehr, Fremde anzuwerben, besonders wenn diese einen gewissen Rang haben, und folglich ihr Beytritt bekannt wird. Mit solchen Namen bedecken sie ihre eigene Blöße, und vermehren noch überdem ihre Kasse mit den Receptionsgeldern, die in einigen Zechinen bestehen. Es sind hier noch mehr solche saubere Akademien, die sich nach den Arkadiern gebildet haben. Unter diesen zeichnen sich die Quiriniſten aus; allein da das Muster unter aller Kritik ist, so verdienen diese kaum genannt zu werden. Ich wohnte einst einer Versammlung dieser leztern bey, wo ein fremder Offizier (leider war es ein Deutscher) aufgenommen wurde. Da dieser kein Italieniſch verstand, und doch seinen neuen Mitbrüdern gern eine Probe von seinen Kenntniſſen geben wollte, so las er eine Rede, über den Nutzen der Geschichte, in französischer Sprache vor. Die Materie sowohl als die Sprache war diesen Sonnettenschmieden gleich fremd, deswegen wurden ihnen die dazu gehörigen Complimente verdolmetscht, wo der Candidat versicherte, daß er sich von jezt an für einen groſſen Mann hielte, weil er in ihre aus lauter groſſen Männern bestehende Gesellschaft aufgenommen wäre; ein Lobspruch, der so neu war, daß er die Quiriniſten,

die ihn aus der Verbeugung des Redners entzifferten, ganz aus der Fassung brachte.

Es ist hier hinreichend, einige Sonnetten zusammengeschmiedet zu haben, um für einen Dichter zu gelten; ein Titel, der von dem hohen und niedrigen Pöbel aller Nationen nicht sehr geachtet wird. Die Ehre, den poetischen Lorbeer auf dem Capitol zu erhalten, führte ehedem etwas Erhabenes mit sich, daher man auch zu dieser Scene den ehemals so verehrungswürdigen Erdraum erwählt hatte, der jezt immer mehr und mehr herabgewürdigt wird. Wenn Tasso daselbst gekrönt wurde, so klatscht Europa noch jezt nach zweyhundert Jahren seinen Beyfall dazu. Wenn aber eine Corilla diesen Lorbeer erhält, so hört er auf eine Ehre zu seyn, und diese Ceremonie wird zu einer lächerlichen Farçe. Diese so unverdient berühmt gewordene Person ist als Dichterin so tief unter unsren Karschin, daß eine Parallele zwischen Beiden ziehen, leztere beschimpfen hieße *). Das ganze

*) Dennoch schmachtet die Deutsche in der größten Dürftigkeit, während der Zeit die Italienerin von allen Seiten Geschenke und Pensionen erhält, die noch kürzlich die große Katharina vermehrt hat. So viel kommt auf das Land an, wo man geboren wird!

Verdienſt dieſer Signora beſteht im Improviſiren, wodurch ſie gewöhnlich bey Alltagsköpfen Bewunderung erregt: da aber dieſes Talent, wovon ich hernach reden werde, von den Römern eben nicht beſonders hochgeſchätzt wird, ſo wäre an eine poetiſche Krönung nie gedacht worden, wenn nicht die mächtige Protection von einem der vornehmſten Kardinäle dieſe Krönungsſache, ungeachtet des Widerſpruchs von ganz Rom, durchgeſezt hätte. Dieſer Kardinal, von dem man verſichert, daß er etwas mehr als Freundſchaft für die Stegreifreimerin (improviſatrice) empfand, ließ ſich durch das Geſchrey des Volks nicht von ſeinem Vorſaz abwendig machen. Der Pabſt gab ſeine Einwilligung dazu; Corilla wurde gekrönt, ausgepfiffen, vom Gaſſenpöbel beſchimpft, vom Dichterpöbel beſungen, und von Fürſten beſchenkt. Sie verließ ſchleunig Rom, und lebt jezt zu Florenz.

Die Improviſatoren wählen gewöhnlich den Plaz von Termini, um hier ihre Künſte zu zeigen. Dieſes verſteht ſich von den herumziehenden, denn es giebt andere, die nur in Geſellſchaften und ohne alle Belohnung improviſiren; zu welcher leztern Klaſſe denn auch die vorerwähnte Corilla gehört. Gemeiniglich geſchieht dieſe Stegreifreimerey ſin-

gend, und wird durch eine Violine accompagnirt; ja manche dieſer Virtuoſen können nicht ohne dieſes Inſtrument ihre Muſe in Gang bringen. Die herumziehenden aber müſſen ſowohl redend als ſingend, mit und ohne Inſtrument, geübt ſeyn, das aufgegebene Thema zu bereimen. Man würde ſich irren, wenn man dieſes Talent als etwas beſonderes anſähe. Der Reichthum der italieniſchen Dichterſprache, die vielen poetiſchen Freyheiten, die in derſelben erlaubt ſind, die große Bekanntſchaft ſelbſt gemeiner Leute mit den Meiſterwerken des Arioſt, des Taſſo, des Metaſtaſio, Marino, u. ſ. w, nebſt dem muſikaliſchen Ohre der Italiener, alles dieſes vereinigt, verringert die anſcheinenden Schwierigkeiten unendlich. Auch ſind es mehrentheils ignorante Leute, die dieſe Kunſt treiben, daher finden ſie ſich in Verlegenheit, wenn man ihnen ein Thema aufgiebt, zu deſſen Behandlung Beleſenheit gehört; ſie führen es aber doch aus, durch Unſinn mit Reimen verbrämt, die, von vorbeſagten großen Dichtern entlehnt, durch die Schönheit des Ausdrucks bey Unwiſſenden Täuſchung erzeugen. Die alte römiſche Geſchichte iſt gewöhnlich ihr Steckenpferd, weil mit derſelben die Improviſatoren ziemlich bekannt ſind. Alle groſſe

Begebenheiten des alten Italiens, als Hannibals Zug nach Italien, die Ermordung Cäsars, u. s. w. werden improvisirt, sobald man ihnen die Wahl des Sujets überläßt; und wenn alsdann die Declamation gut ist, so wird der Ausländer, der dieses Schauspiel zum erstenmale sieht, in der That überrascht, und hingerissen.

Ich habe von einem Venetianer eine Scene dieser Art gesehn, die den außerordentlichsten Eindruck zu machen fähig war. Man stelle sich einen Plaz in Rom vor, von Trümmern umgeben, die auf die sinnlichste Weise an das große Volk erinnern, das ehemals hier thronte; und nun denke man sich zum Thema: den Abschied des Regulus von seiner Familie und von Rom; dieses nun mit Feuer und einer gewissen Beredsamkeit declamirt, und zwar an dem Orte selbst, wo diese große That vor zweytausend Jahren geschah. Der Improvisator, der unter die besten seiner Zunft gehörte, und Anstand besaß, wußte diesen Vortheil vortreflich zu nutzen. Er blickte auf die um ihn her befindlichen Ruinen traurig, aber doch standhaft, und nun nahm er den lezten Abschied von seinen Verwandten und Freunden, von dem römischen Volk, von den Tempeln und Altären, den Göt-

tern ſeines Vaterlandes, und endlich vom Capitol; wobey er ſeine Augen auf den Capitoliniſchen Hügel heftete. Dieſe ganze Scene, die wohl ausgeführt wurde, weil unſer Mann den Metaſtaſio auswendig wußte, war ein wahres Feſt für Herz und Geiſt. Da dieſer Venetianer ein Enthuſiaſt der alten Römer zu ſeyn ſchien, gab ich ihm einſt das Thema: ob das alte oder neue Rom größere Vorzüge beſeſſen hätte? Er entſchied natürlich für das neue, und zwar weil es von Chriſten und dem Pabſte bewohnt würde, dahingegen die alten Römer bey aller ihrer Pracht, Größe, und edlen Thaten, doch nur Heiden geweſen wären. Ich habe oft dieſes Schauſpiel in allen Theilen von Italien geſehn, allein durchaus gefunden, daß dieſe Improviſatoren eben ſo unwiſſend, als von eingeſchränktem Verſtande waren. Wie tief iſt dieſes Talent unter den Stegreifrednern, die man in England in den diſputirenden Clubs antrifft! Hiezu gehören denkende Köpfe, durch Beleſenheit gebildet, und mit Rednergaben verſehn.

Derjenige Theil der Stadt, der jenſeit der Tiber liegt, und die alten Römer Transtiberina nannten; jezt Transtevere, wird von Menſchen bewohnt,

bewohnt, die ſich durch rauhe Sitten, und überhaupt durch einen eigenen Charakter ganz beſonders von allen übrigen Einwohnern Roms auszeichnen. Sie behaupten, das alte römiſche Blut unvermiſcht in ihren Familien erhalten zu haben; daher auch die Heirathen zwiſchen ihnen und den andern Römern, noch heut zu Tage ſehr ſelten ſind. Die Einwohner dieſes Quartiers ſind durchaus blutarm, und dennoch trägt ein armes Mädchen kein Bedenken, die Hand eines reichen Mannes aus einem andern Quartier auszuſchlagen. Indeſſen werden ſie nicht oft in dieſe Verſuchung geſezt, weil ihre grobe Sitten und häßliche Bildung, die den Bewohnern dieſer Region beſonders eigen iſt, ſchon abſchreckend genug ſind. Zu ihrem Charakter gehört auch eine ſeltene Unerſchrockenheit, die bey Männern und Weibern herrſcht; daher auch die Meſſer bey den geringſten Vorfällen ergriffen werden. Die Sbirren wagen ſich in dieſes Quartier ſehr ungern, und wenn es Amts halber geſchehen muß, ſo brauchen ſie alle nur mögliche Vorſicht. Die Legionen des Auguſt hatten hier ihr Quartier, und überdem war dieſer Theil der Stadt, ſo wie jezt, von armen Leuten bewohnt. Nach dem Lipſius war hier das Quartier der Sänf-

tenträger. Auch ſieht man aus einer Stelle des Philo, daß hier viele Juden wohnten.

Dieſes unglückliche Volk, deren Anzahl ſich hier auf zehntauſend beläuft, lebt in Rom in einer wahren Sklaverey; ſo elend und unreinlich auch die deutſchen Judenſtädte ſind, ſo werden ſie doch weit von der hieſigen übertroffen. Sie liegt an der Tiber, und iſt einer wahren Kloake ähnlich, worin menſchenartige Geſchöpfe herumkriechen; ſie hat Thore, die alle Abende verſchloſſen werden, nach welcher Zeit niemand bis zum nächſten Morgen aus dieſem Kerker kommen kann. Die Juden tragen hier, wie in vielen andern Städten Italiens, zum Abzeichen einen Lappen auf dem Hute, jedoch können ſie ſich von dieſer verhaßten Auszeichnung für eine gewiſſe Summe loskaufen, welches denn auch die Reichern nicht unterlaſſen. Da der chriſtliche Handel hier unbedeutend iſt, ſo kann man ſich die geringe Wichtigkeit des jüdiſchen, der ſo vielen Einſchränkungen unterworfen iſt, leicht vorſtellen; daher giebt es auch hier ſehr wenige wohlhabende, und nicht einen einzigen reichen Juden. Einige Fürſten bedienen ſich derſelben, um mit ihren Reichthümern zu wuchern. Beſonders wendet der Fürſt Borgheſe dieſes Mittel an, ſeine

Schätze zu vermehren. Sein jüdischer Agent treibt einen großen Wechselhandel in den vornehmsten Handelsstädten von Europa; er giebt den Namen dazu her, und der Fürst die Gelder.

Ich weiß nicht, wie die Sage entstanden ist, daß diese armen Menschen ungeheure Summen der päbstlichen Kammer geboten hätten, um die Tiber abzuleiten. Ein solcher Antrag ist, wie ich gewiß weiß, nie geschehen; obgleich die Sache selbst längst auf dem Tapet gewesen ist. Es würde nicht an Unternehmern fehlen, da die Wuth zu graben jezt so groß ist, und höchst wahrscheinlich würde man außerordentliche Kunstschätze finden. Seit den Zeiten Sixtus V. ist es ein politischer Grundsaz der Päbste gewesen, die Entdeckung von Alterthümern auf alle nur mögliche Weise zu befördern. Das Tiberprojekt hat daher lange den Regenten am Herzen gelegen, ja sie würden es vielleicht auf eigene Kosten unternommen haben, da der große Gewinn hiebey gewiß nicht zweifelhaft ist; allein wer steht für die Folgen der bösen Dünste an einem schon jezt nicht zu gesunden Orte? Diese Besorgniß ist vielleicht ungegründet, und diesseits der Alpen, wo wir von einer Seuche in Rom nichts zu befürchten haben, ist oft darüber gespottet worden.

aber der gröſte Freund des Alterthums und der Künſte, wenn er billig ſeyn will, kann es der römiſchen Regierung nicht verdenken, die gröſtentheils aus bejahrten Perſonen beſteht, wenn ſie dieſen Verſuch auf gut Glück nicht wagen will.

Wie wenig die böſe Luft hier zu verachten ſey, beweiſen verſchiedene Gegenden bey Rom, aus welchen die Einwohner zu gewiſſen Jahreszeiten flüchten müſſen, wie ich ſchon im vorigen Abſchnitte bey Gelegenheit der St. Paulskirche geſagt habe, die doch ſo nahe bey der Stadt liegt. Die vielen Moräſte, ſtehende Seen, und die überaus groſe Vernachläßigung der Felder, die hier ſo elend angebaut werden, ſind die wahren Urſachen dieſer ungeſunden Luft, von welcher die alten Römer nichts wußten. In den Hundstagen, wenn dieſe am ſchädlichſten iſt, und der böſe Wind aus Süden weht, den man hier Sirocco nennt, werden ganz beſondre Lebensregeln beobachtet, darunter die vornehmſte iſt, viel kühlende Feuchtigkeit zu ſich zu nehmen, und ſich aller ſtarken Getränke zu enthalten. In dieſer Zeit iſt das Erdreich ganz außerordentlich trocken, und wird nur blos durch den Thau etwas angefeuchtet.

Die pontiniſchen Sümpfe tragen zu dieſer böſen Luft nicht wenig bey. Sie enthalten ungefähr zehn deutſche Quadratmeilen. Das Unternehmen des jetzigen Pabſts, ſie auszutrocknen, iſt daher ſehr beyfallswürdig, obgleich die dazu angewandten Mittel viel zu ſchwach ſind, einem ſo großen Uebel abzuhelfen. Die geringe Anzahl der Arbeiter, die auf dieſen ſehr ausgebreiteten Strich Landes ganz dünne geſäet ſind, erhalten ein elendes Tagelohn, für welches ſie in dieſen Sümpfen Tag und Nacht vegetiren müſſen. Sie ſtehen knietief im Waſſer, wenn ſie arbeiten. Ihre Wohnungen ſind ganz iſolirte erbärmliche Hütten, wo ſie faſt nackend wie die Wilden, und bleich wie die Geſpenſter, von ihrer unglücklichen Arbeit ausruhen. Man kann ſich vorſtellen, daß ſie ſich damit eben nicht übereilen, ſondern nur alsdann die Arbeitswerkzeuge ergreifen, wenn ſie die Aufſeher von weitem gewahr werden. Macht der Pabſt Anſtalt zu einer Sumpfreiſe, ſo werden auf einige Wochen mehr Arbeiter angeſtellt. Dieſer gutgemeynte Entwurf iſt daher weiter nichts als ein kameraliſtiſches Puppenſpiel, dergleichen man ſo viele ſieht, ohne erſt in dieſe Sümpfe kriechen zu dürfen. Nach dem Tode des jetzigen Pabſts

wird wahrſcheinlich die Fortſetzung dieſer Unternehmung aufgegeben werden, und alle große darauf verwandte Summen dürften wohl vergebens verſchwendet ſeyn.

Dieſes Projekt führt mich auf die päbſtlichen Einkünfte, von denen man ſich ſo große Begriffe macht; ſie betragen nicht volle vier Millionen Scudi, oder zwey Millionen Dukaten. Ehmals war das Heiligenmachen eine ſehr einträgliche Geldquelle für den päbſtlichen Hof, da für ein dergleichen Produkt gewöhnlich einige 109,000 Scudi gezahlt wurden; allein mit dieſer Fabrik will es jezt nicht mehr recht fort, und nur allein Spanien nebſt Portugal erhält ſie noch im Gange. Der lezte Heilige wurde im vorigen Jahre (1786) gemacht. Er war ein ſpaniſcher Minorit, Namens Nicolaus Factor, der ſich durch drey Wunder zur Anbetung der Sterblichen qualificirt hatte. Der Advokat des Teufels behielt, wie gewöhnlich, Unrecht, und Pius VI. verrichtete dieſe heilige Arbeit auf dem capitoliniſchen Hügel, und zwar auf demſelben Flecke, wo des alten Roms ehrwürdigſter Tempel ſtand. Schon bey Gelegenheit des Labre hatte ſich der jetzige Pabſt ſehr willfährig bewieſen, und ihn vor der Hand ſelig geſprochen, zu welcher Opera-

tion auch aus Sachsen ein Beytrag von 1092 Scudi eingegangen ist.

Da viele Festtage die Andacht unterhalten, und geistliche Almosen einbringen, so werden auch von Zeit zu Zeit neue gemacht. Kürzlich ist ein solcher Festtag zu Ehren des Herzens Jesu gestiftet worden, worüber jezt ein großer Streit unter den Gläubigen obwaltet, ob nämlich das wirkliche fleischerne Herz Jesu, oder nur das Sinnbild der Liebe Christi zum Menschengeschlecht, der Gegenstand der Verehrung sey.

So gering indessen die päbstlichen Einkünfte auch scheinen, so sind sie doch für die Bedürfnisse dieses Staats hinreichend. Der Hofstaat des Statthalters Christi ist weder prächtig noch zahlreich. Die vornehmsten Würden, ja ganze Dicasterien sind mit Geistlichen besezt, die nur geringe Besoldungen, aber reiche Pfründen haben. Der römische Hof giebt nie Feste, als bey der Anwesenheit durchlauchtiger Gäste, und dann erfodern diese nicht große Kosten, so wenig wie die Geschenke, deren vornehmste Artikel immer Reliquien sind. Der Kriegsetat zu Wasser und zu Lande ist auf einem sehr niedrigen Fuß, und steht mit der Ohnmacht dieses so schlecht regierten Landes in

einem richtigen Verhältniſſe. Die ſämtlichen Landtruppen des Pabſtes betragen nur 2500 Mann, die nicht ſchlecht beſoldet ſind, und eine groſſe Anzahl Offiziers haben, daher ſie auch jährlich 200,000 Scudi zu unterhalten koſten. Die beſtimmten Einkünfte des vornehmſten Generals ſind 14000 Scudi im Frieden, und 35000 im Kriege. Die päbſtliche Seemacht beſteht in fünf Galeeren, die in Civita Vechia liegen, und ſchlecht unterhalten werden; dennoch koſten ſie der päbſtlichen Kammer jährlich 84000 Scudi.

So ſehr auch die Jeſuiten die Aufmerkſamkeit der Welt erregt haben, und ſo viel auch über dieſen ſo intereſſanten Gegenſtand geſchrieben worden iſt, ſo wenig ſind doch ihre Staatsintrignen und ihre vormalige innere politiſche und ökonomiſche Verfaſſung bekannt, obgleich alles, was dieſe berühmte Societät betrifft, das Gepräge des Auſſerordentlichen hat. Hier in Rom hatten ſie bis zu ihrer Aufhebung alles aufs höchſte getrieben. Ihr Collegium, eines der gröſten Gebäude in der Welt, war mit ſo viel Menſchen angefüllt, daß man eine Stadt damit hätte bevölkern können. Ganze Schaaren von Armen erhielten allda täglich ihre Nahrung, die ſie an den Thoren des Pa-

laſts abholten. Ihre politiſchen Almoſen erſtreckten ſich aber noch weiter. Armen Familien, die über den Pöbel erhaben waren, und deren Unterſtützung den Jeſuiten zweckmäßig ſchien, wurde der Unterhalt täglich in Körben gebracht, und zwar in zubereiteten Speiſen. Dieſe Armen waren in zwey Klaſſen getheilt, davon die eine drey Gerichte, die andere aber viere, nebſt einem Deſert erhielt. Die erſtere belief ſich zur Zeit der Aufhebung auf vierhundert, und die zweite auf achtzig Körbe. Man nahm hiebey vornehmlich Rückſicht auf Aerzte, Rechtsgelehrte, und überhaupt auf ſolche Perſonen, deren Stand die Bekanntſchaft mit vielen Leuten vorausſezte. Hiedurch wurde ihr Anſehen ſo ſehr in Rom befeſtigt, daß man bey der Aufhebung einen allgemeinen Aufſtand befürchtete. Die Truppen waren alle unterm Gewehr, und ſämtliche Sbirren in die verſchiedenen Quartiere vertheilt. Dieſe Maaßregeln verhinderten alle Ausſchweifungen, und hielten die zahlloſen Anhänger der Jeſuiten im Zaum.

Es war dieſem Orden beſonders ſchmerzhaft, daß er durch einen Pabſt abgeſchafft wurde, der ihnen zwar nicht die dreyfache Krone, doch aber die Kardinalswürde zu verdanken hatte. Seit

mehr als hundert Jahren hatte kein Italiener den Purpur anders, als mit ihrer Beyſtimmung, erhalten. Denn obgleich die Jeſuiten die beſondere Staatsmaxime hatten, keinen aus ihrem Orden Kardinal werden zu laſſen, ſo geſchahe doch keine Promotion dieſer Art ohne ihre Mitwirkung. Diejenigen, die von ihnen zu dieſer Würde empfohlen wurden, waren ſicher ſie zu erlangen, bey den andern war es hinreichend, wenn ſich die Societät nicht widerſezte. Ganganelli war ein armſeliger Mönch, da er durch die Empfehlung der Jeſuiten Kardinal wurde. Kaum aber war er es geworden, da ſie aus einer unbegreiflichen Nachläßigkeit, und wider ihre ſonſt gewohnte Politik, ihn ganz hintenan ſezten. Ganganelli ohne alles Vermögen, und ohne Schutz, mußte ſich mit zweytauſend Scudi, als der für die armen Kardinäle ausgeſezten Penſion, begnügen, und damit den nöthigen Aufwand beſtreiten, der durchaus zu dieſer Würde gehört. Verſchiedene Kardinäle erhielten von den Jeſuiten geheime Penſionen von 6000, 8000, auch 12000 Scudi. Nach ihren Aſpekten indeſſen war es nicht im geringſten wahrſcheinlich, daß der unbekannte und verlaſſene Ganganelli je Pabſt werden würde. Sie fanden ſich aber in ihrem Calcul

betrogen, und der Orden erreichte die von allen Freunden der Aufklärung so sehnlich gewünschte Endschaft.

Das Betragen des Jesuiten-Generals Ricci, als Gefangener in der Engelsburg, und die Betheurungen seiner Unschuld in seiner lezten Todesstunde, haben viel Aufmerksamkeit erregt; die Anhänger des Ordens glaubten große Beweise zu Gunsten desselben daraus zu ziehen, und selbst Unbefangene wurden zweifelhaft. Hier ist die Auflösung dieses Problems! Es war nicht der General, sondern seine Assistenten, deren es viere gab, die in seinem Namen den Orden despotisch in allen Welttheilen regierten. Diese Patres, die aus den vier vornehmsten katholischen Nationen in Europa erwählt wurden, (unter diesen war auch ein Deutscher) waren es allein, die diese erstaunliche Maschine in Bewegung erhielten. Hiezu wurden mit kluger Vorsicht die größten Köpfe einer Societät ausgesucht, die mehrentheils aus geschickten Männern bestand. Bey dem General hingegen waren vorzügliche Eigenschaften eben nicht erforderlich, sondern nur solche Eigenschaften, die den Zeitumständen am angemessensten waren. Man glaubte in Ricci den Mann zu finden, der als

Oberhaupt dieſer großen Societät, bey der damaligen Lage der Sachen, am füglichſten figuriren könnte. Er war nur von eingeſchränktem Verſtande, allein er gehörte zu einer vornehmen florentiniſchen Familie, hatte große Verbindungen, und war als ein Mann von ungeheuchelter Frömmigkeit und Gottesfurcht durchgehends bekannt. Nichts konnte indeſſen das widrige Schickſal des Ordens abwenden, der ſich ſchon zu lange für ein aufgeklärtes Zeitalter aufrecht erhalten hatte. Alle Intriguen und Cabalen waren fruchtlos, bis auf die elende berüchtigte Farce, die Gaßner in Elwangen ſpielen mußte *).

Ganganelli hatte ſich durch die Aufhebung des Ordens zu viele Feinde gemacht, als daß er eine lange Regierung hoffen durfte. Zudem kamen noch viele andere Neuerungen, die den Andächtlern äußerſt mißfielen. Man konnte es ihm auch nicht vergeben, daß er während ſeinem kurzen Pon-

*) So bekannt auch die Poſſen dieſes Gauklers ſind, nebſt den Mitteln, deren ſich derſelbe bey ſeinen Wunderkuren bediente, ſo iſt es doch ſeine Veranlaſſung dazu weit weniger, obgleich dieſes der wichtigſte Theil der Gaßnerſchen Wundergeſchichte iſt. Eine Erläuterung, die alles außer Zweifel ſetzt, giebt der zwiſchen dem Exjeſuiten Pater Hell aus Wien und dem D. Meſmer 1775 gedruckte Briefwechſel.

tificat achttausend Mönche von ihren Klostergelüb-den losgesprochen hatte. Alles dieses verkündigte seinen baldigen Tod. So sehr man auch das Gerücht seiner Vergiftung außerhalb Rom hat zweifelhaft machen wollen, so ist es doch eine unleugbare Wahrheit. Die Aeußerung des Giftes war nach dem Tode so heftig, daß sich die Glieder vom Leichnam, während dem Leichenbegängniß, absonderten. Wie bekannt, werden die Leichen unbedeckt zur Kirche gebracht. Da die Procession über die Engelsbrücke ging, löste sich ein Bein von dem Leichname ab, hing zum Sarge heraus, und wäre auf die Erde gefallen, wenn nicht jemand dasselbe hineingestoßen hätte. Dieses ist kein obscures Factum, sondern ein Vorfall, der vor den Augen des ganzen Volks geschah; der Körper war vorher geöffnet, und alle Zweifel längst entschieden. Herr B., päbstlicher Leibchirurgus, legte bey dieser Operation mit Hand an, und hat gegen mich selbst die unglückliche Entdeckung bestätigt, wenn anders eine so notorische Sache noch einer Bestätigung bedurfte. Dennoch hat sich der Leibarzt Salicetti erdreistet, eine Krankheitsgeschichte dieses vortreflichen Pabsts herauszugeben, worin alles für natürlich erklärt, und Ursachen und Wirkungen um-

verſchämt erdichtet ſind. Man nennt hier öffentlich die Mörder, von welchen beſonders einer noch unter die erſten Perſonen des Staats gehört. Er ſpielt jezt die Rolle eines Andächtlers.

Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß man hiezu das ſo berüchtigte Aqua Tofana genommen habe, von welchem ich in dem Abſchnitte von Neapel reden werde, weil es da zubereitet wird. Eine vornehme römiſche Dame, die jung und ſchön war, und viele Anbeter hatte, machte im Jahre 1778 ein ähnliches Experiment, ihren alten Gemahl los zu werden. Die Doſis war etwas ſtark eingerichtet, daher auch die Abſonderung der Glieder nach dem Tode ſchleunig und heftig geſchahe. Man wandte alle nur mögliche Mittel an, den Körper in einer menſchlichen Form zu erhalten, um wenigſtens die Ceremonie des Leichenbegängniſſes auszudauern. Das Geſicht war mit einer wächſernen Larve bedeckt, und in dieſem Zuſtande wurde der Leichnam den Augen des Volks bloßgeſtellt.

Dieß Abſondern der Glieder ſcheint die gewöhnliche Wirkung dieſes Gifts zu ſeyn, die ſich der Erfahrung zu folge äußert, ſobald der Körper kalt geworden iſt; ob man gleich Monate lang ſolches in ſich tragen kann, ohne bettlägerig zu ſeyn.

Man spürt nur ein groſses Misbehagen, das allmälich zunimmt, bis der Körper hinfällt. Ganganelli, der des empfangenen Gifts gewiß war, ließ heimlich einen berühmten Arzt in Bologna um Rath fragen, wie die Wirkung zu hemmen sey. Die Antwort war trostlos, jedoch rieth er zu heftigen schweißtreibenden Mitteln, die der Pabst auch brauchte, sogar daß man ihn in der größten Hitze beständig in Pelzwerk eingehüllt sah, wodurch denn sein Leben einige Monate gefristet wurde.

So wie sich die Jesuitenkirchen in ganz Europa auszeichneten, so war es auch hier. Die dem Orden vormals zugehörige Jesuskirche ist eine der schönsten und prächtigsten in Italien. Die Thüren sind von einem sehr raren Holze, das aus Amerika zu diesem Endzwecke hergeschafft wurde. Hier ist die Kapelle des heiligen Ignatius. Da dieselbe das Sanctum Sanctorum der Societät war, so wurde darin ein Altar errichtet, der unstreitig der prächtigste in der ganzen Welt ist. Die Haupttheile desselben sind vier Säulen, jede 24 Fuß hoch. Sie sind von vergoldetem Bronze, und zwar aus Einem Stücke, gereift, und mit Lapis Lazuli bedeckt. Man versichert, daß in allen

Weltgegenden vierzig Jahre lang geſammelt worden iſt, um dieſen koſtbaren Stein in ſo großer Menge zuſammen zu bringen. Die Stufen des Altars ſind von Porphyr, und in einer Niſche ſteht eine eilf Fuß hohe Statue des Heiligen von gegoſſenem Silber.

In der Kirche des heiligen Ignatius, die von der vorigen verſchieden iſt, befindet ſich am Hochaltar ein Gemälde von dem Jeſuiten Andreas Pozzi. Es ſtellt vor, wie Chriſtus dem heiligen Ignatius erſcheint. Hiezu gehört eine artige Anekdote. Da der Kaiſer Joſeph die Kirche beſah, und ihm dieß Gemälde von einem Jeſuiten gezeigt wurde, (damals exiſtirte der Orden noch) ſo ſah er ſeinem Führer ſtarr ins Geſicht und ſagte: „Aber, Herr Pater, ſollte denn Chriſtus wirklich „dem heiligen Ignatius erſchienen ſeyn?“ Der Geſellſchafter Jeſu wurde beſchämt, und ſchwieg; der Monarch war befriedigt, und wollte ſeine Verwirrung nicht weiter treiben. Die St. Andreaskirche war ehemals die Noviciatkirche der Jeſuiten. Hier zeigt man das Denkmal des heiligen Stanislaus Cotzka, eines Pohlen, das ſehr ſonderbar iſt. Das nämliche Zimmer, worin er ſtarb, iſt in eine Kapelle verwandelt, in welcher ſeine

Bild-

Bildsäule auf einem Bette liegt, wobey der Bildhauer, Namens le Gros, den besondern Einfall gehabt hat, die Jesuitenkleidung selbst in der Farbe nachzuahmen. Kopf und Hände sind von weißem, das übrige aber von schwarzem Marmor. Alle Künstler von Geschmack erklären sich wider diese Methode, die auch ohne Nachahmer geblieben ist. Dieser Cotzka starb zweyundzwanzig Jahr alt, und wurde canonisirt. Ich habe aber nicht erfahren, wodurch er bereits in einem so jugendlichen Alter sich in den Geruch der Heiligkeit habe setzen können.

Eilfter Abschnitt.

Andacht. Kirchliche Feyerlichkeiten. Frohnleichnamstag. Große päbstliche Benediction. Charwoche. Harte Beleidigung eines königlichen Gesandten. Schweizergarde. Kirchspielfeste. St. Petersfest. Erleuchtung der Peterskuppel. Päbstliche Lebensart. Frescati. Circus des Caracalla. Catacomben. Appische Heerstraße. Ruinen des Tempels vom Deus rediculus. Weinberge. Ländliche Ergötzlichkeiten. Wirkung der wohlriechenden Wasser beym Frauenzimmer. Stundenrechnung der Italiener. Schauspiele. Venetianischer Ball, beyspiellos in den Jahrbüchern der neuern Galanterie. Musikalische Talente der Römer. Schnellgalgen. Carnesal und dessen Leichenbegängniß.

Man ist nirgends in Italien weniger andächtig, als in Rom. Der beständige Anblick eines lebenden Heiligen, der so viel himmlische Vollmacht hat, und sie auch nutzt, die häufigen Indulgenzen, die oft bey gewöhnlichen Kirchenbesuchen ertheilt werden, und die Nachsicht der Regierung bey Nachläßigkeiten und Vergehungen, die nicht das Zeitliche betreffen, alles dieses verringert hier die Andacht. Selbst die große Menge

der Kirchen trägt dazu bey. Es ist eine längst gemachte Bemerkung, daß, je mehr eine Sache vervielfältigt wird, je mehr verliert sie von ihrem Werth, und befördert die Gleichgültigkeit. Man kann dieses sicher auf die dreyhundert zweyundsiebenzig Kirchen und Kapellen anwenden, die hier wirklich vorhanden sind. Diejenigen, die in Jahresfrist nicht beichten, werden excommunicirt, und ihre Namen beym Eingange der Kirche St. Maria in Cosmedin angeschlagen. Im Jahre 1778 waren deren dreyzehn, und im folgenden eilfe angezeigt. Die hiesige Inquisition ist äußerst gelinde, und hat nichts Fürchterliches als den Namen. Sie thut eigentlich wenig mehr, als was in manchen protestantischen Ländern die Consistoria oder andre geistliche Tribunäle thun. Ist ihre Gewalt gleich ausgedehnter, so wird sie doch hier jezt fast gar nicht ausgeübt. Kein la Barre würde hier wegen jugendlicher Unbesonnenheiten rechtskräftig zerfleischt werden, wie in dem aufgeklärten Frankreich in unsern Tagen geschehen ist.

Diese große Anzahl der Kirchen, die in zweyundachtzig Kirchspielen vertheilt liegen, sind den Freudenmädchen sehr nachtheilig; denn diese unglücklichen Geschöpfe sind hier weder von der Re-

gierung beſchützt, wie einige Reiſende fälſchlich vorgegeben haben, noch iſt ihr Gewerbe eigentlich verboten, welches in einer ſo großen Stadt, und in einem ſolchen Clima, ungereimt ſeyn würde. Das Geſez befiehlt nur, daß ſie wenigſtens in einer Entfernung von zweyhundert Schritten von irgend einer Kirche oder Kapelle wohnen ſollen; ein ſolcher Plaz findet ſich aber nicht im bewohnten Rom, daher ſie denn aus einem Kirchſpiel ins andre wandern, bis ihnen der Kardinal-Vicarius die Stadt zu räumen befiehlt, worauf ſie ſich denn gewöhnlich nach Neapel begeben.

Die kirchlichen Feyerlichkeiten ſind auch zu häufig, und verlieren daher bey dem Volke das Anziehende. Indeſſen ſind einige derſelben äuſſerſt prächtig und ſehr ſehenswürdig. Hieher gehört die Proceſſion am Frohnleichnamstage, die in einiger Entfernung rund um den Petersplaz geht. Der ganze Weg, der über eine italieniſche Meile beträgt, iſt bedeckt, und mit belaubten Säulen unterſtüzt. Dieſe Erfindung iſt von dem berühmten Bernini, dem Baumeiſter der St. Peters-Colonnade. Der Zug wird durch alles verherrlicht, was nur die römiſche Pracht vermag. Der Pabſt wird dabey mit ſamt einem Altare getragen, vor

welchem er in einer knienden Stellung mit dem Sakramente ſitzt. Es iſt merkwürdig, daß der römiſche Adel, wider die Gewohnheit aller andern Höfe, an dieſer Feyerlichkeit keinen Antheil nimmt, außer diejenigen, die wegen ihrer Chargen dabey erſcheinen müſſen. Die päbſtliche Kammer giebt zu den Koſten dieſes Tages 750 Scudi her. Einige Functionen ausgenommen, wird der Pabſt allemal, ſelbſt in den Kirchen, auf den Schultern getragen, ein Gebrauch, der noch von den alten römiſchen Kaiſern herrührt.

Keine aber von allen religiöſen Feyerlichkeiten kommt der päbſtlichen Benediction gleich, die an gewiſſen Tagen von der Tribune in der Peterskirche ertheilt wird; eine Ceremonie, die nirgends ſo die Sinne rühren kann, weil der Peterspla̧z dazu nöthig iſt. Der ungeheure Umfang und die Pracht deſſelben, nebſt der zahlloſen Menge Menſchen, womit er bey ſolchen Gelegenheiten bedeckt iſt; die feyerliche Stille vor dem Segen, die von dem Donner der Kanonen und dem Schall aller Glocken unterbrochen wird; die Handlung ſelbſt, die für jeden Religionsverwandten etwas Ehrwürdiges hat: alles dieſes iſt in der That hinreißend. Von der päbſtlichen Meſſe kann ich dieſes nicht ſagen,

ob ſie gleich an gewiſſen Tagen von dem Geſang einer Legion Caſtraten begleitet wird. Die Anzahl derſelben war am Peterstage 1780 nicht geringer denn zweyundachtzig, die ein ſehr ſonderbares Chor formirten. Keine andre als Vokalmuſik wird in der Peterskirche gehört, weil die Inſtrumente, wie man hier ſagt, nicht zu der Würde des Orts paſſend ſind, und an weltliche Luſtbarkeiten erinnern. Indeſſen werden ſie in andern Kirchen deſto häufiger gebraucht, die mit ihren heiligen Feſten immer abwechſeln, ſo daß man beſtändig hier ſehr gute Concerte hören kann. Während der päbſtlichen Meſſe liegen vier dreyfache Kronen mit koſtbaren Steinen beſezt auf dem Hochaltar, die auch bey großen Feyerlichkeiten vor dem Pabſte hergetragen werden. Er ſelbſt trägt ſie höchſt ſelten, und dieſes nur auf ſehr kurze Zeit; ſonſt ſind Biſchofsmützen ſein Hauptſchmuck in der Kirche, allein auch dieſe werden alle Augenblicke, der römiſchen Etikette gemäß, gewechſelt.

Die Feyer der Charwoche, gegen welche Zeit alle Fremde nach Rom reiſen, hat nichts Auszeichnendes, als die große Benediction auf dem Peterspla̧tze, und das oben erwähnte Miſerere-ſingen in der Sixtiniſchen Kapelle. In der Peterskirche

ist kein heiliges Grab am Charfreytage wie in andern Kirchen, sondern es hängt blos ein ungeheures Kreuz mit Lampen behangen in der Mitte derselben. Diese Erleuchtung kostet 150 Scudi, und ist auch von der Erfindung des Bernini. An diesem Tage sind alle hundert Lampen, die das ganze Jahr durch am Grabe des heiligen Peters brennen, ausgelöscht. Des Abends ist die Kirche ganz mit Malern angefüllt, die auf ihren Stühlen sitzen, und die architectonischen Prospective zeichnen, welche diese Erleuchtung, da nur ein Theil dieses ungeheuern Raums erhellt wird, durch Licht und Schatten ins Unendliche vervielfältigen. Das Fußwaschen am Grünendonnerstage, das der Pabst an armen Priestern verrichtet, und die päbstliche Messe am Ostersonntage sind langweilige Ceremonien, die Gähnen verursachen, und durch viele Unbequemlichkeit erkauft werden müssen. So ereignete sich bey meinem Hierseyn ein Vorfall, der für den nach Neapel bestimmten Gesandten des Kopenhagner Hofes, Grafen von **, äußerst kränkend seyn mußte, welcher gerade um die Zeit hier eintraf, und die Feyerlichkeiten mit ansehn wollte. Er hatte die Vorsicht unterlassen, sich an vornehme Personen zu wenden; so unbekannt wie

er war, wollte er ſich im vaticaniſchen Palaſt in den innern Zirkel drängen, den während des Fußwaſchens die Schweizergarde formirt hatte. Dieſe Leute, deren vornehmſtes Verdienſt eine ausnehmende Grobheit iſt, ſtießen ihn mit Schimpfworten zurück; der Graf legte darauf die Hand an den Degen, einer der Schweizer aber kam ihm zuvor, und mißhandelte ihn außerordentlich vor der ganzen Verſammlung, ungeachtet er ſich zu erkennen gab, und ſich aufs Völkerrecht berief. Dieſer Uebereilung des Geſandten folgte ein andrer unbedachtſamer Schritt. Sein Tribunal, Genugthuung zu fodern, war beym Staatsminiſter, allein er wandte ſich an den Majordomus des Pabſtes, unter deſſen Befehle die Garde ſteht, und klagte; er wurde aber mit bittern Worten abgewieſen. Man hätte einen lappländiſchen Geſandten nicht ſchlechter in Rom behandeln können, als dieſen Abgeordneten eines ſo alten Königreichs. Genug der Graf reiſte nach Neapel, ohne die geringſte Satisfaction erhalten zu haben. Was aber jedermann mehr als alles befremdete, war, daß er nach ſolch einem Vorfalle ſich von neuem zu den Feyerlichkeiten drängte, wo man mehr auf ihn, als auf alles Gepränge ſah. Es ſchien, daß bey ihm alle

andere Betrachtungen der Neugierde weichen mußten. Der vorerwähnte Majordomo des heiligen Palasts ist beständig ein Dominikanermönch, und hat nebst dem Gouverneur von Rom die erste Anwartschaft auf das Kardinalat. Er ist gleichsam der Pfarrer des päbstlichen Hofstaats, und Richter der Buchdrucker, Buchhändler und Kupferstecher.

Die auszeichnende Grobheit und Dummheit dieser Schweizergarde übersteigt alle Vorstellung, und hat allerhand sonderbare Scenen veranlaßt; wobey zu merken ist, daß diese Leute nicht zu der aufgeklärten Schweiz, die durch Sprache, Sitten und Cultur, so sehr mit Deutschland verbunden und unser Stolz ist, sondern zu den katholischen Cantons, das ist, zu dem Theile dieses Landes gehören, wo noch immer die dickste Finsterniß herrscht, und wo man noch im Jahre Christi 1783 eine Hexe hingerichtet hat. Vor einigen Jahren wurde ein vornehmer Irländer bey einer Feyerlichkeit von einem dieser Gardisten blutig geschlagen. Diese öffentliche Beleidigung machte ihn fast sinnlos, und brachte ihn zu dem Entschlusse, da er seinen Beleidiger nicht kannte, den ersten Schweizergefreyten, dem er begegnen würde, todt zu schies-

ſen. Er lud ſeine Piſtolen, ließ Poſtpferde bereit halten, ging auf den Straßen, bis er einen dieſer Geſchöpfe antraf, ſchoß ihn todt, und floh nach Neapel. Aber ungeachtet dieſes wilden Betragens erfrechen ſie ſich, bey allen angeſehenen Fremden, nach großen Feyerlichkeiten, herum zu gehen, und die ſogenannten Mancia (Trinkgeld) zu fodern, vermuthlich deswegen, weil ſie die Fremden mit Prügeln verſchont haben. Folgender Vorfall mag zum Beyſpiel ihrer unglaublichen Dummheit dienen. Der jetzige Pabſt wollte eines Tages die vaticaniſche Bibliothek beſuchen; der Kardinal Albani, als Bibliothekar, fand ſich daſelbſt ein, ihn zu empfangen, und um den Zulauf der Leute bey dieſer Gelegenheit abzuhalten, da ſie ſonſt für jedermann offen iſt, befahl er dem an der Thüre Schildwach ſtehenden Schweizer, niemand herein zu laſſen. Einen Augenblick nachher kommt der Pabſt, die Schildwache weigert ſich ihn einzulaſſen, und entſchuldigt ſich mit dem erhaltenen Verbot. Vergebens ſtellte man dieſem Tölpel vor, daß der Pabſt nicht in dieſem Verbote begriffen wäre, da er allein hier zu befehlen hätte; es half nichts, er ſtellte ſich vor der Thüre in Poſitur, um den Eingang mit Gewalt zu verwehren;

Dieſer ſonderbare Wortwechſel ward endlich vom Bibliothekar gehört, der herauskam, und dem Streite ein Ende machte. Solche Beyſpiele dieſer ſonderbaren Leibwächter ſind nicht ſelten. Während meinem lezten Aufenthalte in Rom wurde bey einer Feyerlichkeit im Vatican die Veranſtaltung getroffen, daß die Kardinäle, um nicht gedrängt zu werden, durch eine abgeſonderte Thüre hereingehen ſollten, die von der für das Volk beſtimmten etwas entfernt war. Ein Kardinal aber, dem dieſe näher lag, wollte ſich der leztern bedienen, allein er ward von den Schweizern daran verhindert, die ihm ſagten, daß die andre Thüre für die Kardinäle ſey. Alle Vorſtellungen waren fruchtlos, der Kardinal wurde abgewieſen, während der Zeit jedermann, ja ſeine eignen Bedienten hereingelaſſen wurden. Der Pabſt Ganganelli, der von dieſen rohen Menſchen in ſeinem niedern Stande ſelbſt war gemißhandelt worden, und wohl einſah, wie unnüz ſie waren, wollte ſie alle nach Hauſe ſchicken, allein ſein Tod verhinderte die Ausführung dieſes Vorhabens.

Da außer dem Carneval das ganze Jahr durch alle Schauſpielhäuſer verſchloſſen ſind, ſo werden deſto häufiger Kirchſpielfeſte gegeben. Beſonders

geſchieht dieß im Herbſt, und zwar des Abends in der Hauptſtraße des Kirchſpiels. Alle Häuſer ſind alsdann erleuchtet, und aus allen Fenſtern hängen Tapeten. Man richtet einen Altar auf, nebſt einem Gerüſte für eine zahlreiche Bande Muſikanten. Die Muſik dauert einige Stunden, und das Ganze wird mit einem Feuerwerk beſchloſſen. Die zahlreichen Brüderſchaften haben auch ihre Feſte, die ihnen, trotz des ſchauerlichen Aeußern, nicht zur Andacht, ſondern zum Vergnügen dienen. Unter dieſen zeichnet ſich die Todtenbrüderſchaft aus, die in einer unterirdiſchen Kapelle ein prächtiges Schauſpiel darſtellt. Alle Zierrathen dieſer Gruft beſtehen in Todtengebeinen, die in allerhand Geſtalten und Formen zuſammengeſezt ſind. Man ſieht überdem viele Niſchen, mit ausgetrockneten ſcheußlichen Leichnamen angefüllt, welche die Menſchheit empören. Alles dieſes iſt mit vielen Lichtern und Lampen erleuchtet.

Das größte Kirchenfeſt in Rom aber iſt am St. Peterstage, zu Ehren dieſes großen Schutzheiligen der Stadt. Außer den Feyerlichkeiten in der Peterskirche wird des Abends die Kuppel derſelben erleuchtet, und ein Feuerwerk auf dem Wall der Engelsburg abgebrannt. Dieſes leztere koſtet

allemal 500 Scudi, und thut eine vortreffliche Wirkung, wegen der vortheilhaften Lage des Theaters, auf welchem dieſes Feuerſchauſpiel aufgeführt wird; denn man kann es von allen Hügeln Roms, und von den Gipfeln der mehreſten Häuſer ſehn. Als der Kaiſer Adrian ſein prächtiges Grabmal erbaute, ließ er ſichs wohl nicht träumen, daß daſſelbe nach ſiebenzehn Jahrhunderten zu einem Schauplatze chymiſcher Künſte dienen würde. Man muß indeſſen den Römern nachrühmen, daß ſie hierin ſehr geſchickt ſind, und faſt den Ruſſen in der Feuerwerkskunſt gleich kommen.

Vermittelſt einer lebhaften Einbildungskraft kann man ſich, nach richtigen Beſchreibungen, deutliche Vorſtellungen von den außerordentlichſten Dingen machen, ja ſehr oft übertrifft die Idee die Sache ſelbſt. Indeſſen ſieht man bisweilen ſinnliche Gegenſtände, die keine Beſchreibung erreichen, und keine Fantaſie darſtellen kann. Unter dieſe gehört die Erleuchtung der Peterskuppel; ein Schauſpiel, dem nichts gleich kommt, und worauf große Summen verwandt werden. Die Illumination hat zwey Abtheilungen. Sobald es finſter wird, ſteckt man die kleinen Lampen an, die nichts weiter als Lichter ſind, mit einer papier-

nen Hülle umgeben. Dieſe anſcheinende Kleinigkeit wird durch die ungeheure Anzahl der Lampen zu einer koſtbaren Anſtalt. Die zierliche Anordnung derſelben vermehrt die Pracht des Anblicks, und übertrifft bey weitem die zweite Erleuchtung, die zwey Stunden nachher geſchieht. Dieſe beſteht aus fünfhundert Pechpfannen, womit die Kuppel, gleichſam bedeckt iſt, und deren gewaltiges Feuer den Schein aller Lampen ſo ſehr verdunkelt, daß man ſie gar nicht mehr ſieht. Das Signal zur Anzündung wird durch eine Fackel gegeben, mit welcher ein Mann auf die Spitze des Kreutzes, das auf der Kuppel ſteht, klettert, und die brennbaren Materien daſelbſt in Brand ſteckt. Dieſe Expedition iſt ausnehmend gefährlich, denn fällt er, wie ſich bisweilen zuträgt, ſo iſt er des Todes. Auch beichtet er vor der Unternehmung; iſt ſie aber glücklich ausgeführt, ſo erhält er fünf Scudi. Sobald dieſes gefahrvolle Zeichen gegeben iſt, ſteht in einigen Secunden die Kuppel in vollen Flammen; eine Verwandlung, die mit einer ſolchen erſtaunlichen Geſchwindigkeit bewirkt wird, daß es einer Zauberey ähnlich ſieht. Sie geſchieht durch funfzig Männer, die ſo geſchickt als ſchnell dabey zu Werke gehen, nachdem vorher alles ſehr ſinnreich

eingerichtet ist. Diese Illumination sowohl als das Feuerwerk von der Engelsburg geschieht immer zwey Tage hinter einander, weil der Tag vor dem Feste, nach der römischen Etikette, schon einen Theil des Festes ausmacht. Bey der Anwesenheit durchlauchtiger Gäste wird die Erleuchtung noch vermehrt. Am Peterstage giebt auch der Fürst Colonna dem römischen Volke gewöhnlich ein grosses Feuerwerk. Es ist indessen merkwürdig, daß man diese Kuppelerleuchtung nirgends nachgeahmt hat. Die Ursachen aber sind nicht sowohl die Kosten, als weil es allenthalben an einem Petersplatze fehlt, wo auch die Größe und Höhe der Kuppeln dazu bequem wären. Dieses ist auch der Fall mit der Paulskirche in London, bey deren übeln Lage ein so kostbares Schauspiel am unrechten Orte seyn würde.

Der Pabst nimmt als Zuschauer an keinem dieser Feste Antheil, welches man wider seine Würde hält. Ueberhaupt ist die Lebensart dieses Kirchenoberhauptes sehr eingezogen, und ganz und gar nicht beneidenswürdig. In seinem Umgange außerordentlich eingeschränkt, und fast aller Freuden des Lebens beraubt, fühlt er die Leiden desselben desto stärker. Das Schmeichelhafte der tiefen Er-

niedrigung aller ſich ihm nahenden katholiſchen Chriſten, verliert den Reiz bald durch die Gewohnheit. Seit Benedict XIV. machen die Päbſte bisweilen Promenaden zu Fuße in der Stadt, die zu ihrer Zerſtreuung und Geſundheit ſo nöthig ſind. Der Stolz der Römer iſt aber ſo groß, daß ihnen dieſe Spaziergänge ſehr mißfallen, weil ſolche nach ihrer Meynung die päbſtliche Würde herabſetzen. Sie ſcheuen ſich in derjenigen Perſon, die ihnen hier irdiſche, und nachher jenſeit des Grabes auch himmliſche Freuden verſchaffen kann, einen Menſchen zu erblicken, der ſo wie ſie zu Fuße geht. Dieſen Gedanken der Aehnlichkeit zu ſchwächen, war ſonſt immer die päbſtliche Politik, daher man auch die ſonderbare Ceremonie einführte, daß die Päbſte nicht allein bey Feyerlichkeiten, ſondern ſogar beym Gottesdienſt in der Kirche, von einem Altar zum andern auf Menſchenſchultern getragen werden.

Ich habe ſchon oben berührt, wie wenig die Römer auf Spaziergänge halten. Selbſt die ſchönſten Jahreszeiten locken ſie nicht dazu an. Dennoch aber iſt es der Mode gemäß, daß nicht allein der reichere Theil, ſondern auch die gemeinen Einwohner Roms im Frühling und Herbſt einige

deutſche

deutſche Meilen von der Stadt eine Luſtreiſe machen; ein Vergnügen, das von den Weibern oft im Ehecontract ſogar beſtimmt wird. Dieſe Luſtreiſen gehen gewöhnlich nach Freſcati, das ungefähr zwey deutſche Meilen von Rom entfernt liegt, und viele Luſtgärten hat, die den hieſigen Großen zugehören, allein faſt gar nicht von ihnen beſucht werden. Auch ſind die ſchönen daranſtoßenden Paläſte, die zum Theil mit vortreflichen Freſco-Gemälden großer Meiſter geziert ſind, ohne alle Möblen, und kaum bewohnbar. Die hier befindliche Villa Mondragone, die dem Fürſten Borgheſe gehört, iſt zwar möblirt, allein durchaus mit altem Geräthe aus dem ſechszehnten Jahrhundert verſehn, womit ſelbſt in Rom die größten Paläſte mehr oder weniger angefüllt ſind. Die Eigenthümer derſelben verlaſſen ſich auf ihre Kunſtwerke, und ſchränken daher den Aufwand auf Möblen ſo ſehr ein, daß dieſe, oft ganz abgenutzt, das Bild der Dürftigkeit darſtellen.

Man hat von den Höhen in Freſcati eine ſehr reizende Ausſicht. Ein ungeheures Feld, wo die ehmalige Hauptſtadt der Welt auf ihren ſieben Hügeln ſtolz im Mittelpunkte liegt, und die Tiber verſchlingt; ein Erdraum, der vielleicht der merk-

merkwürdigſte auf unſerm Planeten iſt, wo jeder Fußbreit Landes mit Römerblut gedüngt wurde, und ſo viele große Thaten geſchahen.

Die Flecken Tivoli, Albano, und andre in dieſer Gegend, die auch viele Villas enthalten, werden weniger als Freſcati beſucht, weil ſie weiter von Rom entfernt ſind. Viele Vornehme haben den unbewohnten Theil der Stadt benutzt, und allda ihre Villas angelegt; hingegen ſieht man ſehr wenige vor dem St. Sebaſtians-Thore, das ehmals Capena hieß, in der ſo merkwürdigen und ſchönen Gegend, die an der Via Appia liegt, woſelbſt die Trümmer ſo vieler Grabmäler, die Catacomben, und der Circus des Caracalla, ſo ſehr die Neugierde vergnügen.

Dieſer Circus iſt der einzige aller Gebäude dieſer Art, von dem man noch Ruinen ſieht. Die äußere Form deſſelben iſt noch ganz vorhanden, jedoch aller Zierrathen beraubt. Er giebt wenigſtens, ſo wie er daſteht, einen ſinnlichen Begriff von dieſer Gattung römiſcher Gebäude. Inwendig iſt alles verwüſtet, doch iſt der Ort noch ſehr kenntlich, wo der Altar geſtanden hat; auch wird man unzählige zerbrochne Vaſen gewahr, die in der Mauer befeſtigt waren. Dieſes Mittels be-

dienten sich die alten Baumeister gewöhnlich, wie ich bereits oben gesagt habe, ihre Gebäude tönbar zu machen; eine Methode, die wohl von den Neuern untersucht und nachgeahmt zu werden verdiente. Sie setzten nämlich in die Winkel des Gebäudes solche Vasen, welche die Töne auffingen, verbreiteten, und verschiedene Modulationen hervorbrachten. Die Lage dieses Circus außerhalb der Stadt, von der er eine deutsche viertel Meile entfernt liegt, hat wahrscheinlich seine gänzliche Zerstörung verhindert.

In eben dieser Gegend, nahe an der alten Heerstraße Appia, sieht man auch die Catacomben, über deren wahre Bestimmung man so uneinig ist, und die auch wohl ewig ein Räthsel bleiben dürfte. Nichts ist lächerlicher, als den ersten Christen, die so sehr verfolgt wurden, diese unterirdischen bewundernswürdigen Gänge zuzuschreiben, die so viel Kühnheit, Fleiß und Zeit nothwendig erfodert haben. Es wäre in der That das größte Wunder in jenen wunderreichen Zeiten gewesen, wenn tausende hart verfolgte Menschen es hätten dahin bringen können, sich dicht vor den Thoren der Stadt heimlich unterirdische Wohnungen von solchem Umfange und mit so vieler Kunst

zu bauen. Sie erſtrecken ſich noch jezt über eine deutſche viertel Meile, und flößen, ungeachtet ihres Verfalls, ſo viel Erſtaunen als Nachdenken ein. Ich habe mich vier Stunden lang darin aufgehalten, und bald große, bald kleine Behältniſſe, bald Säle gefunden, die alle durch lange Gänge verbunden waren. Es iſt indeſſen gewiß, daß viele von den Chriſten der erſten Jahrhunderte hier begraben wurden, daher es auch von jeher die große Vorrathskammer der Reliquien geweſen iſt, die man Fuderweiſe hier herausgeholt hat.

Die Verfolgungen unter den Kaiſern nöthigten die damaligen Chriſten, ihren Gottesdienſt verborgen zu halten, daher ſie, ungeachtet des natürlichen Abſcheues vor Verweſungsörtern, ihre Andacht bey den Gräbern verrichteten. Da man aber nachher ſich nicht mehr verbergen durfte, war der Widerwille gehoben, ja es war vielmehr zur Gewohnheit geworden, gottesdienſtliche mit Trauer-Ceremonien zu verbinden. Außerdem ließen auch viele Perſonen, die ſich in ihrem Leben durch Frömmigkeit und Wohlthun ausgezeichnet hatten, ein heiliges Andenken nach ihrem Tode hinter ſich. Die Erinnerung an ihre Tugend und an ihre Martern, womit ſie ihren Glauben beſiegelt hat-

ten, versicherte ihren Reliquien eine allgemeine Verehrung, die stärker als der Abscheu gegen Todtengebeine wirkte. So entstand dieser Knochendienst, der nie zu irgend einer Religion auf unsrer Erde gehört hat.

Man trifft auch in den Catacomben häufige Inschriften und steinerne Särge an, die diese christlichen Begräbnisse beweisen; dahingegen es ungewiß ist, daß hier je heidnische Römer begraben wurden. Die Catacomben bey Neapel sind noch größer und geräumiger; man findet deren auch in Sicilien. Wenn man sich nun der Höhle von Pausilippo und andrer Hölen im Königreiche Neapolis erinnert, und sodann das Alter der römischen Kloaken, das, wie ich im achten Abschnitte gezeigt habe, sehr problematisch ist, dazu nimmt, so ist man geneigt zu glauben, daß alle diese unterirdischen Arbeiten egyptischen Ursprungs sind; ein Volk, das, wie bekannt, diese Bauart vorzüglich liebte, und darin so außerordentliche Werke darstellte. Daß unsre Jahrbücher davon schweigen, beweist nichts, da sie verhältnißweise von so geringem Alter sind; allein die Ruinen von Pästum beweisen viel, an denen der egyptische Styl unverkennbar ist.

Von der Appiſchen Heerſtraße, die von Rom nach Capua führte, ſieht man noch große Ueberbleibſel, welche die vortrefliche Anlage derſelben anſchaulich machen. Sie war die älteſte und berühmteſte aller römiſchen Heerſtraßen, und mit flachen Kieſelſteinen gepflaſtert, deren man viele von vier bis fünf Fuß im Diameter ſieht. Dieſe waren mit einem beſondern Kitt eingefaßt, wodurch ſie eine außerordentliche Feſtigkeit erhielten, die ſo viele Jahrhunderte nicht haben vernichten können. Die Breite ſowohl dieſer Appiſchen, als auch der Flaminiſchen Heerſtraße, iſt ungefähr vierzehn Fuß.

Das eigentliche Grabmal der Horazier und Curiazier war hart an der Via Appia. Ganz nahe an dem Orte, wo es geſtanden hat, liegt ein Weinberg, der einem römiſchen Edelmanne, Namens Bellotti, zugehört, wo ich zwey Tage in der Weinleſe zubrachte. Unſer Wohngebäude war der Tempel des Deus rediculus, der nach dem Abzuge Hannibals erbaut wurde, in deſſen Mauern Bellotti Zimmer hatte zubereiten laſſen. Dieſer vormalige Tempel liegt vor dem Capuaniſchen Thore ungefähr eine halbe deutſche Meile von Rom, zwiſchen der Lateiniſchen und Appiſchen Heer-

straße, und zwar an dem nämlichen Orte, wo der große carthaginenſiſche Feldherr während der Belagerung Roms ſein Lager aufgeſchlagen hatte. So viel Annehmlichkeit auch dieſer Weinberg für mich und andre hatte, ſo ſehnten ſich die anweſenden Damen doch alle nach der Stadt zurück.

Da das hieſige Frauenzimmer nun keinen Geſchmack an ländlichen Ergötzlichkeiten findet, ſo fehlt ihnen der größte Reiz. Das ſchöne Geſchlecht iſt überhaupt hier ſehr charakteriſtiſch. Eine gute den Römerinnen ganz eigne Bildung, wie man ſie bey den alten Bildſäulen und auf den Gemmen antrifft, viel natürlicher Verſtand, Ernſt in ihrem Betragen, die angenehme römiſche Sprache, die ſelbſt im Munde der gemeinſten Leute dem Ohre ſchmeichelt, und andre Eigenſchaften mehr, ſind hier auffallend. So ſehr indeß eine Soldaten-Uniform den Schönen aller Länder gefällt, und ſo gefährlich daher dieſer Stand auch ſonſt allen Vätern und Ehemännern iſt, ſo weiß dennoch das römiſche Frauenzimmer von dieſer Prädilection nichts, dagegen hat ein ſchwarzes Abbé-Kleid für ſie unwiderſtehliche Reize. Dieß iſt die Stutzertracht des neuen Roms, und da ſie ſo beliebt iſt, tragen ſie unzählige Menſchen, die gar nicht zum

geiſtlichen Stande gehören, als Aerzte, Advokaten, u. ſ. w.

Eine phyſiſche Eigenheit des hieſigen Frauenzimmers iſt ihre natürliche Abneigung gegen wohlriechende Waſſer, und überhaupt gegen alles, was parfumirt iſt. Ihre Geruchsnerven werden dadurch ſo beleidigt, daß Uebelkeiten und Ohnmachten oft die Folgen ſind, wenn jemand mit einem ſolchen Duft ins Zimmer tritt. Ausländer können ſich kaum erwehren, dieſes für Affektation zu halten. Ich habe jedoch vielfältige Beyſpiele hier geſehn, die unleugbar beweiſen, daß kein Vorurtheil oder Eigenſinn, ſondern eine wirklich phyſiſche Urſache, die Quelle dieſes Widerwillens iſt.

Obgleich man in vielen großen Städten in Italien die ſonderbare Stundenrechnung abgeſchafft hat, ſo wird ſie doch hier immer noch beybehalten, da Rom das Vaterland dieſer Mode iſt. Es war im Jahr 595, nach Erbauung der Stadt, daß Scipio Naſica zuerſt eine Waſſeruhr in Rom einführte, welche die Stunden bey der Nacht ſo wohl als bey Tage anzeigte. Der Tag wie auch die Nacht waren jedes in zwölf Stunden eingetheilt, ohne Unterſchied der Jahrszeiten, ſo daß im Sommer die Stunden des Tages länger, und

im Winter kürzer waren, als die Stunden der Nacht. Die erste fing an mit Sonnen-Aufgang, die sechste mitten im Tage, und die zwölfte bey Sonnen-Untergang; alsdann fing die erste Stunde der Nacht an, die sechste war um Mitternacht, und die zwölfte gegen Aufgang der Sonne. Unter den Kaisern wurde man endlich gewahr, daß diese Eintheilung nicht bequem wäre; man führte daher nach und nach die Methode ein, die vierundzwanzig Stunden von Mitternacht zu Mitternacht zu zählen, bis endlich der jetzige Gebrauch aufkam, der schon unter Adrians Regierung eingeführt gewesen zu seyn scheint. Dieß ist also der Ursprung der den neuern Italienern eigenen Art die Stunden zu zählen, da, wie bekannt, nach derselben die erste Stunde in allen Jahreszeiten mit Einbruch der Nacht anfängt, und so fort bis vierundzwanzig geht; eine Mode, die nirgends in Europa Nachahmer gefunden hat.

Der den Römern von jeher so eigne große Hang zu Schauspielen, kann jezt in dieser heiligen Stadt nur zur Carnevalszeit befriedigt werden, daher sie sich alsdann auch diesen Vergnügungen auf eine ausschweifende Weise überlassen. Die ärmsten Leute sparen das ganze Jahr durch, und hungern,

damit sie sich im Carneval belustigen können. Dieserhalb sind auch die Schauspielhäuser um diese Zeit täglich mit Menschen angefüllt; obgleich deren sieben, bisweilen auch acht offen sind, und einige davon eine ungeheure Größe haben. Unter diesen giebt es zwey große Operntheater, bey denen keine Kosten gescheut werden. Die vornehmsten Sänger erhalten für diese kurze Zeit achthundert bis neunhundert Zechinen, und haben ihre Wohnung im Opernhause, worin sie gleichsam eingesperrt sind, damit sie sich durch Erkältung in dieser Jahreszeit keine Zufälle zuziehen. Es herrscht hier, wie bekannt, der närrische Gebrauch, daß alle Frauenzimmerrollen durch verkleidete Mannspersonen gespielt werden. Auf den Operntheatern geschieht es durch Castraten, wodurch denn, um ein kleines Uebel abzuwenden, ein viel größeres befördert wird. Man sollte glauben, daß diese Verkleidung alle Täuschung aufheben müßte, allein nichts weniger; denn diese Geschöpfe haben es soweit in der Nachahmung gebracht, daß der nicht unterrichtete Zuschauer in der Ferne unmöglich ihr Geschlecht errathen könnte. Da durch die Stimme das gröste Hinderniß gehoben ist, so bemühen sie sich, das übrige in Gang, Stellung, Geberden

und Manieren auf das vollkommenste nachzuahmen, so daß auf dieser Seite das Schauspiel nicht im geringsten dabey leidet. Ganz anders aber verhält es sich in den andern Theatern, wo Komödien von elenden Possenreißern gespielt werden. Wenn sich diese nun verkleiden, und mit ihren Bärten, groben Stimmen, und pöbelhaften Geberden zärtliche Frauenzimmer vorstellen, so läßt sich in der That nichts poßierlichers denken. Ich habe hier Voltairs Zaire gesehn. Ein hiesiger Fleischerknecht, der blos fürs Carneval als Komödiant angenommen war, spielte die Rolle der Zaire, und reichte seine knotigten Fäuste dem zärtlichen Orosman zum küssen dar. Bey einer andern Aufführung eben dieses Trauerspiels, erschien einer dieser Gaukler, und entschuldigte bey den Zuschauern die Verzögerung der Vorstellung damit, weil die Zaire noch beschäftigt wäre sich rassiren zu lassen. Die meisten dieser Komödianten sind es nicht von Profession, sondern römische Einwohner, welche das ganze Jahr durch andre Gewerbe treiben, und sich nur zum Carneval als Gaukler vermiethen. Beym Theater de la Valle spielt ein hiesiger Schustermeister schon seit zwanzig Jahren die Rolle des Polichinello, wozu er, wie die

Kunstverständigen behaupten, vorzügliche Talente besitzen soll. So viel ist gewiß, daß er ein Liebling der Römer ist, und daß ihm seine Possen in wenig Wochen weit mehr einbringen, als sein Handwerk im ganzen Jahre.

Das Theater Tordinone, das von außerordentlicher Größe, im Range aber das niedrigste ist, zeichnet sich durch eine sonderbare Art von Schauspielen aus. Dieses sind Scenen aus Heldengedichten in dramatische Form gebracht, und durch viele Maschinerien aufgestutzt. Da diese Heldendramen von unwissenden Schmierern zusammengeflickt oder extemporirt, und dabey von Gauklern farçenartig vorgestellt werden, so können sie freylich, ungeachtet aller Verzierungen und Maschinen, kein Vergnügen gewähren. Indessen ließe sich aus diesen Schauspielen viel machen. Ich habe unter andern die Geschichte des Aeneas auf diesem Theater gesehn, und zwar ungeachtet alles Nachtheiligen nicht ohne Wirkung, da sich das Ganze auf eben die berühmte Stadt bezog, worin ich mich bey dieser Vorstellung befand, und folglich eine Menge Bilder sich meinem Geiste lebhaft darstellen mußten. Oft wurden Virgils eigne Worte beybehalten, als da, wo die Sybille dem

Aeneas die zukünftige Größe Roms weiſſagt. Man ſahe hier den Styx, den Tartarus, Elyſium, u. ſ. w. Ueberhaupt ſparen die Römer bey Theaterverzierungen keine Koſten, da die Menge der Maler dieſe Anſtalten erleichtert. So ſchlecht auch die Theatertänze in ganz Italien ſind, ſo ſind ſie doch hier in Rom vorzüglich elend, wegen der Mannsperſonen in Frauenskleidern. Dieſe Ballets, die gewöhnlich eine Stunde lang dauern, und ohne alle Kunſt und Erfindung ſind, ſehen die Römer mit Entzücken an, obgleich ſie für jeden Fremden von einigem Geſchmack unausſtehlich ſind.

Wenn der Mangel an Schauſpielen in einer ſo großen Stadt beym Pöbel durch die oben beſchriebenen Kirchſpielfeſte einigermaßen erſezt wird, ſo leiſten die Feſtins, die bey Anweſenheit vornehmer Gäſte gegeben werden, dem feinern Theile der Einwohner dieſelbigen Dienſte. Hierin zeichnet ſich der römiſche Adel vorzüglich aus, und zeigt eine übertriebene Verſchwendung, die gar nicht ſeiner filzigen Lebensart, aber völlig ſeinem Stolze entſpricht. Bey ſo bewandten Umſtänden iſt es hier für fremde Miniſter ſehr ſchwer, durch Feſtins zu glänzen. Der venetianiſche Botſchafter

verſuchte es indeſſen 1780 durch einen maſkirten Ball zu thun, der vielleicht nie ſeines gleichen in Europa gehabt hat. Die Geſandten dieſer Republik wohnen beſtändig in dem ihr zugehörigen Palaſt von St. Marcus, der ehemals ein Eigenthum der Päbſte war, allein an Venedig käuflich überlaſſen wurde. Der Pabſt Paul II, ein Venetianer, ließ ihn 1474 erbauen. In ganz Rom iſt kein ſo gothiſches Gebäude als dieſer Palaſt, deſſen Größe aber außerordentlich, und daher Gelegenheit zu dem ausſchweifenden Entwurfe gab, wovon hier die Rede iſt. Die Veranlaſſung dazu war eine Intrigue, die als Beytrag zur Geſchichte der Hofränke verdient angemerkt zu werden.

Als ſich im bemeldten Jahre der Erzherzog Ferdinand mit ſeiner Gemahlin in Rom befand, berathſchlagten ſich die hieſigen Großbotſchafter der auswärtigen Mächte um die Maaßregeln, dieſen hohen Gäſten Vergnügen zu verſchaffen. Es befanden ſich damals nur vier Ambaſſadeurs hier, der Franzöſiſche, der Spaniſche, der Venetianiſche und der Maltheſiſche. Das Reſultat der Berathſchlagungen war, daß die beiden erſten eine große Mahlzeit geben, da die kurze Zeit des Aufent-

Halts keine andern Anſtalten verſtatteten, die andern aber die Zurückkunft des Erzherzogs aus Neapel erwarten wollten, weil alsdann ſein Aufenthalt in Rom einige Monate dauern würde. Der Maltheſiſche Botſchafter aber, ein Franzoſe, fand für gut, insgeheim auch ein Dine' zu veranſtalten, und dadurch dem Venetianiſchen den Rang abzulaufen. Die Einladung wurde angenommen, und der folgende Tag darauf zur Abreiſe beſtimmt. Jedermann, der Höfe und Wirkungen der Rangſucht kennt, wird ſich den Zorn und die Wuth des Venetianers leicht vorſtellen können. Die durchlauchtigſte Republik Venedig, die in ihrem Wahne ſich unter die erſten Mächte der Erde zählt, ſo hintennach zu ſetzen, war freylich ein großer Frevel. Der erſte Schritt, den der beleidigte Miniſter that, war, es durch Bitten dahin zu bringen, daß die Abreiſe einige Tage verſchoben würde, damit er auch mit ſeiner Mahlzeit aufwarten könnte. Es geſchah, man ſpeiſte bey ihm, und reiſte ab. In wiefern der durch dieſen Vorfall ſehr erzürnte Senat von Venedig ſich am Maltheſerorden rächen wird, muß die Zeit lehren. Genug, der Botſchafter erhielt Befehl, bey der zweiten Anweſenheit dieſer vornehmen Gäſte in Rom, keine Koſten zu

ſparen, um der Republik Ehre zu machen. Es wurde daher im Palaſt St. Marcus eine Maſkerade gegeben, wozu alle Einwohner der Stadt Rom ohne Unterſchied durch angeſchlagene Zettel eingeladen wurden. Niemand ward abgewieſen, als ſolcher Pöbel, deren Anzug nicht zulaßbar war. Um acht Uhr öffnete man die Thore, und eine Welt von Larven ergoß ſich in den Palaſt. Dieſes währte bis um zehn Uhr, da denn niemand mehr eingelaſſen ward; ſo daß viele Standesperſonen, ja ſelbſt Leute vom erſten Range, die immer noch zeitig genug zu kommen glaubten, abgewieſen wurden. Ein Befehl, der indeß äußerſt nöthig war, da die ungeheure Menge der Anweſenden bereits alle Säle, Zimmer, Gallerien und Gänge anfüllten, und zwar ſo, daß man ſich kaum regen konnte, und es Stunden lang unmöglich war, aus einem Zimmer ins andre, ja oft von der Stelle zu kommen. Die Anzahl der Maſken war über zwölftauſend, die Hitze erſtickend, und die häufig vorhandenen Erfriſchungen waren nur mit Lebensgefahr zu erhalten. Denn die Schenktiſche hatte der römiſche Pöbel umzingelt, der dieſe Gelegenheit zu ſchmauſen im vollen Maaße nutzen wollte, und daher dieſen Poſten unbeweglich behauptete.

hauptete. So war ein Fest beschaffen, das, anstatt Vergnügen zu gewähren, die größten Unbequemlichkeiten erzeugte, und sich blos durch das Außerordentliche und Neue charakterisirte.

Die Römer bestreiten den Neapolitanern den Ruhm, die besten Musikverständigen in Italien zu seyn, und viele Kenner geben ihnen hierin Beyfall, so sehr es auch hier an Anstalten zur Erlernung der Tonkunst mangelt, die hingegen nirgends häufiger und besser wie in Neapel sind. Um diese Meynung zu behaupten, wird unter andern Gründen angeführt, daß nie eine Oper, als der höchste Gegenstand der Musik, in Rom gefallen habe, die nicht auch in Neapel Beyfall erhalten hätte; dahingegen viele, die man am lezten Orte bewundert habe, in Rom mißfallen hätten, wodurch sie folglich den feinern Geschmack in der Kunst beweisen wollen. Gewiß ists, daß die Nerven der Römer für die Tonkunst außerordentlich empfindbar sind. Man sieht dieses bey Opern, wenn vortrefliche Arien gesungen werden; viele weinen für Entzücken, bey andern glüht das Gesicht vor Vergnügen, und alle scheinen gerührt zu seyn. Dieser Enthusiasmus verleitet sie oft zu sonderbaren Ausschweifungen. Es ist nichts neues, nach vollendeter Oper noch

eine Stunde und länger im Schauſpielhauſe zu bleiben, um unaufhörlich klatſchen und jauchzen zu können, wenn ihnen die Muſik ſehr gefallen hat; ja es werden neue Lichter angeſteckt, damit ſie dieſen tobenden Beyfall nach Belieben verlängern können. Bisweilen wird auch der Componiſt einer ſolchen Oper vom Volke mit ſamt ſeinem Sitze aus dem Orcheſter auf das Theater getragen. Der Lezte, dem dieſe Ehre wiederfuhr, war der berühmte Jomelli: allein im folgenden Jahre mißfiel eine andre Oper von ihm ſo ſehr, daß er von dem wüthenden Volke gezwungen wurde, noch während der Vorſtellung das Orcheſter, ja ſelbſt das Schauſpielhaus zu verlaſſen; ein Vorfall, der ihn ſo ſehr kränkte, daß er ſogleich aus Rom reiſte, und es nie wieder betrat.

Der berühmte Miſliwezech, ein Böhme, der 1782 in Rom geſtorben iſt, hätte gewiß bey vorerwähnten Feyerlichkeiten ein ähnliches Schickſal gehabt, wenn man ihn nicht aus Achtung für den anweſenden Erzherzog Ferdinand verſchont hätte. Dieſer Mann hatte ſich in Neapel durch neun von ihm geſchriebene Opern Beyfall erworben, und erhielt daher den Auftrag, die Muſik für ein römiſches Operntheater zu componiren, weil man dem

ihn beschützenden Erzherzoge durch diese Wahl ein Vergnügen mehr zu machen hoffte; allein es fiel schlecht aus, und ganz Rom war der Meynung, daß man nie eine elendere Musik in einer Oper gehört hätte.

Die häufigen Kirchenmusiken unterhalten diesen Hang zur Tonkunst, den man auch des Nachts auf den Straßen gewahr wird, wo man ganze Schaaren von gemeinen Leuten spazierengehn sieht, die ein singendes Chor formiren. Man rechnet hier zweyhundert Castraten, die alle bey gewissen Kirchen engagirt sind. Manche hat deren acht, auch zehn beständig im Solde. Hiedurch werden sie aus Neapel, als dem Castratenlande, hergelockt; denn hier ist diese Verschneidung bey Strafe der Excommunication verboten.

Die Schauspielhäuser sind in Rom zwar vom heiligen Dreykönigsfeste bis zum Aschermittwoch offen, allein das eigentliche Carneval, das in dem Wortverstande der Italiener nur die Maskeradenzeit ist, dauert nur acht Tage lang, und zwar die lezte Faschingswoche. An diesen Tagen allein ist es den Römern erlaubt, sich vier bis fünf Stunden lang zu maskiren, wozu das Zeichen alle Mittage um zwölf Uhr vom Capitol mit einer Glocke

gegeben wird. Da man aber von dem ausſchweifenden Pöbel, dem man das ganze Jahr den Maulkorb umlegt, in ſolchen Stunden alles zu fürchten hat, ſo werden die wirkſamſten Maasregeln genommen, allem Unheil vorzubeugen. Alle Truppen des Pabſts zu Pferd und zu Fuß ſind ſodann unterm Gewehr, und in beſtändiger Bewegung, alle Sbirren in die Gegenden, wo der gröſte Zufluß iſt, vertheilt, und die Schnellgalgen mit Stricken beſpannt, damit die Störer der Ruhe ſogleich geſchaukelt werden können.

Dieſes iſt die gewöhnliche Strafe in Italien, wenn man jemand nicht auf die Galeeren ſchicken will; eine Methode, die mehr wie alles andre in dieſem Lande den Stempel der Barbarey trägt. Man bindet nämlich den Verbrechern die Hände auf den Rücken, befeſtiget Stricke an ihre Arme, und zieht ſie ſodann von hinten eine Höhe von funfzig bis ſechzig Fuß hinauf, ſo daß die Laſt des ganzen Körpers auf dieſen völlig aus ihren Muſkeln gedrehten Armen ruht; hernach läßt man dieſe unglücklichen Menſchen in eben der Lage mit groſer Schnelligkeit wieder herunter fallen, jedoch ſo, daß ſie nicht den Boden berühren. Durch dieſe unſinnige Strafe werden geſunde und ſtarke Leute,

oft in ihrem ersten Jugendalter, vorsezlich zu Krüppeln gemacht, und dieses in einem Lande, wo Menschenhände so nöthig sind, wo man die Arbeit so sehr scheut, und wo das Betteln keine Schande ist. Ich kehre indessen von diesem Schreckbilde der Carnevalsbrüder zum Carneval selbst zurück.

Da diese Favoritlustbarkeit der Italiener hier nur auf so kurze Zeit eingeschränkt ist, so ist sie desto lebhafter und anziehender, daher sich auch eine Menge Fremde aus allen Gegenden Italiens, selbst aus Venedig, hier einfinden. In der That stellt die große Straße il Corso ein sonderbares Schauspiel dar. Ganz Rom ist in dieser schönen Hauptstraße versammelt, die eine italienische Meile lang ist; Tapeten hängen aus allen Fenstern und Baleons der Häuser und Paläste, größtentheils mit Frauenzimmern, die in diesen festlichen Stunden all ihren Putz zu Eroberungen aufbieten, vollgepfropft: überdem sind eine Menge Amphitheater errichtet, und die ganze Straße auf beiden Seiten ist mit Stühlen besezt, welche an die Zuschauer vermiethet werden. Die Mitte der Straße ist für die Kutschen und Fußgänger. Die Kutschen und Wagen aller Art sind fast sämtlich mit Masken angefüllt, und selbst die Bedienten

und Kutſcher ſind maſkirt. Die Fahrt geſchieht die eine Seite herauf, die andre herunter, mit vieler Ordnung. Keine Kutſche darf geſchwind fahren, oder lange ſtill halten, noch den Zug anders als an einem beſtimmten Orte verlaſſen. Dieſe und andre Anſtalten ſind nöthig, die zahlloſe Menge Fußgänger in Sicherheit zu ſtellen, welche die Straße gleichſam bedecken, und die poſſierlichſten Figuren darſtellen. Die ärmſten Mädchen, deren Garderobe ſonſt höchſt einfach iſt, haben ihre Maſkeradenkleidung, die ihnen Lebenslang Dienſte leiſtet. Gegen Abend geſchieht das Wettrennen von funfzehn, zwanzig, auch mehrern Pferden, und hiemit hat die öffentliche Maſkerade ein Ende. Jedermann wird feſtgenommen, der nach dieſer Zeit mit verlarvtem Geſichte auf der Straße angetroffen wird. Die maſkirte Kleidung aber ohne Larve iſt erlaubt. Viele gehen mit derſelben in die Schauſpiele. Nach geendigten Opern fangen die Redouten an, die ſehr glänzend ſind. So geht es alle acht Tage durch. Die Römer nennen dieſe Zeit otto giorni di paradiſo, acht paradieſiſche Tage.

Auf dieſes frohe Leben folgen die traurigen Faſten, die hier mehr als irgendwo Melancholie

verbreiten. Je geſchwinder die fröhlichen Tage verfloſſen ſind, je langſamer ſcheint hier die Zeit in den bußethuenden fortzukriechen. Man rieth dem Pabſt Lambertini, die Faſtenzeit in verſchiedene Epochen durch alle Jahreszeiten zu vertheilen, um die jetzige Länge derſelben nicht ſo empfindend zu machen. Seine Antwort war: „Alsdann würden wir das ganze Jahr Carneval, und „gar keine Faſten haben.“

Kein Kardinal beſucht die Schauſpiele, die meiſten Biſchöffe und die vornehmſten Prälaten folgen dieſem Exempel. Geſchieht es, ſo iſts im äußerſten Incognito. Der Gouverneur von Rom aber, obgleich ein Geiſtlicher, iſt ſeiner Würde halber verbunden, bey der Eröffnung der zwey Haupttheater gegenwärtig zu ſeyn, daher ſie auch in beiden Häuſern nicht am nämlichen Tage geſchieht. Er hat die Ehre, die beſte Loge zu haben, wie auch, daß die ganze Verſammlung auf ihn zu warten genöthigt iſt: er muß ſie aber theuer bezahlen; denn der Etikette gemäß, muß er an dieſem erſten Tage die drey unterſten Reihen Logen mit Erfriſchungen und Conſituren bedienen laſſen, die zwiſchen den Akten, ungefodert von ſeinen Bedienten in Gallalivree auf koſtbarem Sil-

bergeräthe, und unter Vorhertragung von Wachskerzen, jedermann präſentirt werden. Zehn auch zwölf Logen werden allemal zu gleicher Zeit auf dieſe Art bedient, woraus denn ein Schauſpiel entſteht, das für die erfriſchten Theilnehmer, bey der durch die zahlreiche Verſammlung trotz des Winters verurſachten Wärme, eben nicht das unangenehmſte iſt. Die Theater, worin dieſes vorgeht, heißen Aliberti und Argentini, beide von ſechs Reihen Logen über einander, deren jede Reihe ſechsunddreißig verſchiedene Logen enthält. Die Damen erſcheinen an dieſen Erfriſchungstagen in ihrem größten Putze, und mit allen ihren Kleinodien behangen.

Man hat ſeit 1778 ein poſſierliches Vergnügen mit dem Ende des Carnevals verbunden. Unter der ſcherzhaften Idee, das Carneval zu Grabe zu bringen, wird am lezten Abend deſſelben die ganze Straße il Corſo auf eine ſonderbare Weiſe erleuchtet. Jedermann, vom gemeinſten Pöbel bis zur Fürſtin, trägt brennende Lichter in den Händen. Viele haben deren zu Dutzenden, ja zu Hunderten auf Stöcken und Pyramiden befeſtigt, die Damen in ihren glänzenden Equipagen ſind ebenfalls damit verſehen. Die Bedienten,

die hinten auf den Wagen stehen, tragen ganze Maschinen mit Lichtern besezt, die Deckel der Kutschen sind damit bedeckt, ja viele zieren sogar die Pferde mit Lichtern. Diese außerordentliche Belustigung dürfte wohl nicht ohne Nachahmung und Verbesserung bleiben, und alsdann würden wir nicht länger das chinesische Laternenfest als eine sonderbare Merkwürdigkeit ansehn. Die Egyptier, die Griechen, und die Peruaner hatten solche Feuerfeste, indessen gehörten sie bey diesen Völkern zu den Religionsgebräuchen, die vielleicht eine eben so geringfügige Veranlassung hatten. Einige lustige Köpfe bekamen vor ein paar Jahren den Einfall, dem abscheidenden Carneval hiedurch die lezte Ehre zu erweisen, und nun brennen schon Millionen Lichter. Sollte sich dieser Scherz ausbreiten und gemein werden, so wird es in der Zukunft nicht an scharfsinnigen Männern fehlen, welche behaupten, wir hätten diesen Gebrauch von den Chinesern angenommen; so wie diese im Gegentheil, nach der eben so scharfsinnigen Behauptung des de Guignes, ihn von den Egyptiern sollen erhalten haben.

Zwölfter Abschnitt.

Neapel. Lage. Charakter der Neapolitaner. Blut des heil. Januarius und andrer Heiligen. Milch der Jungfrau Maria. Unbeständigkeit der Weiber. Castraten. Lazaroni. Banditen. Charakteristik dieser Menschenklasse. Ehrenhandlung eines Banditen-Anführers. Popos oder Mordbeschützer. Seltenheit des Diebstahls. Prozeßsucht. Pederastie. Hausdienste. Das Gift Aqua Tofana. Gebräuche. Bauart. Apotheken. Wohlthätigkeit. Königliche Vorrechte. Carneval. Schauspiele. Türkischer Hofstaat in Neapel, eine ganz außerordentliche Maskerade. Adel. Bibliotheken. Herculanische Handschriften. Schändliche Vernachläßigung derselben. Kunst- und Alterthumsschätze. Herculanum. Pompeja und deren außerordentliche Ruinen. Portici. Unermeßliche Antikensammlung. Merkwürdige Gegenstände unweit der Stadt. Die Höhle von Pausilippo. Virgils Grab. Vesuv. Landtruppen und Marine. Admiral Byng's Uhr; eine Erneuerung der berühmten Handlung des Römers Popilius. Schlußbemerkungen.

Es ist vielleicht kein so herrlicher Erdraum in allen Welttheilen als die Gegend um Neapel; ein Strich Landes, der schon vor zweytausend

Jahren sich durch paradiesische Annehmlichkeiten so sehr auszeichnete, daß Hannibals Ehrgeiz darin erschlaffte, seine Krieger weichlich wurden, und Virgil für die elysischen Gefilde keinen bessern Ort zu finden glaubte. So reichlich hatte schon damals die Natur alle ihre Schätze an dieses Land verschwendet. In der That kann sich die fruchtbarste Fantasie kein hinreichendes Bild von den schönen, großen, und außerordentlichen Gegenständen machen, die sich hier dem entzückten Auge darstellen. Der schönste Meerbusen, der sich denken läßt, in einem halben Zirkel; die Küsten desselben mit Weingärten, Wäldern und zahllosen Villas geziert; in deren Mitte die große Stadt Neapel in ihrer amphitheatralischen Lage mit ihrem zierlichen Hafen; im Prospekt das Meer, die Insel Caprea, jezt Capri genannt, und der Vesuv. Alles dieses vereinigt, bildet ein Ganzes, das jede Beschreibung übertrifft. Man vergißt in den ersten Tagen seines Hierseyns Künste und Menschen, und ist ganz allein mit der leblosen Natur beschäftigt.

Der Charakter der Neapolitaner hat viel Eigenes, und ist besonders von dem Charakter ihrer nächsten Nachbarn, der Römer, außerordentlich

verschieden, daher sie sich auch einander von ganzem Herzen hassen; die leztern treiben diesen Haß vorzüglich weit, der selbst die klügsten und sanftmüthigsten Menschen beherrscht, welche den Neapolitanern durchaus in keinem Falle Gerechtigkeit wollen wiederfahren lassen.

Unstreitig ist diese Nation die unaufgeklärteste in Italien, daher sie auch die andächtigste, oder eigentlich zu reden, die am meisten abergläubige ist. Es ist wohl kein mehr sicherer Criterion der Cultur eines Volks, als das Maas dieser sogenannten Andacht. Man betrachte aus diesem Gesichtspunkte alle Länder und Provinzen in Europa, die protestantischen, mit Inbegriff der deutschen freyen Reichsstädte, ja nicht ausgenommen, so wird man die Bestätigung dieses Satzes finden.

Ein Chineser, der, ohne Europa zu kennen, von Rom nach Neapel käme, würde schwerlich glauben, daß beide Städte ganz einerley Religion haben, noch weniger, daß der Hauptsitz derselben in derjenigen von beiden sey, die sich bey allen Andachtsübungen am laulichsten zeigt. Denn wahrlich im Vergleich mit den Neapolitanern sind die Römer Freydenker. Die Processionen sind in Neapel auch weit häufiger und kostbarer als in

Rom, ihre Kirchen sind prächtiger geschmückt, und viel reicher an Silberzeug; ihre Klöster zahlreicher an Mönchen und Nonnen, und ihr Aberglauben unendlich ausschweifender. Dieß ist die einzige große Stadt in Europa, die noch am Ende des achtzehnten Jahrhunderts jährlich der Welt mit dem Blute des heiligen Januarius ein grosses geistliches Possenspiel darstellt, das nicht allein von allen vernünftigen Katholiken verspottet, sondern selbst von dem katholischen Pöbel andrer Länder verlacht wird.

Diese Farçe wird einigemal im Jahre wiederholt, und zwar mit einem unaussprechlichen Frohlocken des Volks, wenn das Blut bald zum Fliessen gebracht wird, welches man für ein Zeichen der guten Disposition des Schutzheiligen gegen die Stadt Neapel hält. Dieses Fließen hängt grösstentheils von den Priestern ab; daß aber ein Theil der dazu gehörigen Kunst- und Handgriffe verloren gegangen ist, und sie also nicht ganz Meister ihrer Rolle sind, wird daraus wahrscheinlich, daß man bisweilen den die heilige Flasche handhabenden Priester sich Stunden lang quälen, und vor Angst schwitzen sieht, bevor er das Blut flüßig machen kann. Ist es geschehen, so ertönt in allen

Straßen der Ausruf: „Das Wunder ist gethan!“ Glocken und Kanonen verkündigen es sogleich, man schickt eiligst dem Könige davon Nachricht zu, und wann er nicht in der Stadt ist, so wird ein Courier mit dieser glücklichen Botschaft an ihn abgefertigt.

Es ist zu vermuthen, daß die Bewegung und Wärme der Hände die dem Anscheine nach compacte Materie in der Flasche flüßig machen muß. Man zeigt diese Flasche vor und nach dem Wunder den am Altar knienden Personen, wo man denn ganz deutlich sehen kann, daß die flüßige Substanz gar nichts mit Blute gemein hat, weil sich dieses sonst an dem Glase ansetzen würde. Ein jeder Fremder kann ganz in der Nähe ein Augenzeuge dieser sonderbaren Scene seyn; nur muß er sich alle Ceremonien gefallen lassen, und weder Knie noch Brust schonen; er muß Herr seiner Gesichtszüge seyn, und ja keinen Ungläubigen verrathen, sonst ist er vor der Wuth des Pöbels nicht sicher. In Rom habe ich Protestanten in Kirchen während dem Gottesdienste auf eine sehr ungeziemende Art lachen sehn; man hat aber entweder es nicht geachtet, oder sie bescheiden an das Unschickliche ihres Betragens erinnert; hier hinge-

gen würde das kleinste Versehen, die Uebertretung einer Ceremonie sogar, gefährliche Folgen haben. Gott, der Schöpfer des Weltalls, scheint eine sehr untergeordnete Rolle neben diesem Heiligen zu spielen; auch ist der höchste Schwur der Neapolitaner: „Bey dem Blute des heiligen Januarius.“

Da dieses Blut der hiesigen Geistlichkeit so große Dienste thut, so war natürlich zu erwarten, daß das Blut andrer Heiligen auch in Bewegung kommen würde. Und in der That sind auch der heilige Stephanus, der heilige Johannes, der heilige Pantalon, und andere Heiligen nicht zurückgeblieben, sondern fahren beständig fort, hier in verschiedenen Kirchen solche Blutwunder zu thun. Ja, was alles dieses, und selbst das Wunder des heiligen Januarius übertreffen sollte, und doch durch einen seltsamen Widerspruch der Wunderfreunde kaum erwähnt wird, ist die Milch der Jungfrau Maria', die hier in einer Minoritenkirche aufbewahrt, und an gewissen Festtagen auch fließend wird. Ueberhaupt haben die Wunderwerke hier alle Zugänge besezt; denn außer dem vorerwähnten Blute, der Milch und andern heiligen Ingredienzien von flüßiger Art, die dem

Wunderglauben so reichliche Nahrung geben, hat man hier auch feste wunderthätige Körper, als Crucifixe und Bilder, sowohl von Holz als von Stein, die wie Menschen geredet haben.

In keiner Stadt unsers Welttheils denkt man weniger. Das Gehirn der Neapolitaner ist ausser dem Aberglauben blos mit Tönen angefüllt. Die Musik ist hier statt aller andern Künste und Wissenschaften. Der zügellose Hang zur Sinnlichkeit, der bey diesem Volke herrscht, hat die Castrirungen veranlaßt; man ist grausam, um die Gesellschaft mit mehrerer Anmuth unterhalten zu können.

Eigentlich aber sind die Neapolitaner keine böse Menschen-Race; wenn sie Uebels thun, so rührt dieses von ihrer überaus großen Unwissenheit her. Das wollüstige Clima macht die Weiber hier sehr bereitwillig. Hiedurch, und durch den Sirocco-Wind, werden die Menschen so sehr entnervt, daß sie ihre Talente nicht entwickeln können. Die Weiber wissen von nichts zu reden.

Es ist ein Streit zwischen den Neapolitanern und Römern über den Rang ihrer Städte, so wenig sich diese auch gleichen. In Rom ist man traurig, in Neapel aber ist man munter. Rom über-

übertrifft alles an Künſten, iſt aber gar nicht angenehm gelegen, dahingegen Neapel die herrlichſte Lage von der Welt hat, allein, außer der Muſik, die Künſte ſehr wenig cultivirt.

Die Weiber nicht allein in Neapel, ſondern überhaupt in ganz Italien, ſind ſehr unbeſtändig in der Liebe, und rechtfertigen ſich durch die eben ſo große Unbeſtändigkeit und Untreue ihrer Liebhaber. Sie führen oft folgende Verſe des Metaſtaſio an:

E la fede degli amanti
Come l' Araba fenice;
Che vi ſia ciaſcun lo dice
Dove ſia neſſun lo ſa.

„Die Treue der Liebhaber iſt wie der Phönix „aus Arabien; jedermann ſagt, daß es einen giebt, „allein niemand weiß wo er iſt.“ Daher iſt das Motto der Schönen dieſes Landes: Molti averne, un goderne, e cangiar ſpeſſo. „Viele (Liebhaber) haben, einen genießen, und oft wechſeln.“

Neapel hat ganz eigne Menſchen-Klaſſen, die man nur hier allein findet. Es iſt das Vaterland der Caſtraten, der einzige Wohnplaz der Lazaroni,

und der Hauptsitz der Banditen. Nur in dieser einzigen Stadt geschehen die abscheulichen Verstümmelungen, die zu den europäischen Opern so nöthig gefunden werden. Durchaus sind es Leute vom niedrigsten Pöbel, die ihre Kinder zu dieser Operation hergeben, in der Hofnung, daß sie dereinst im Stande seyn werden, ihren Aeltern Gutes zu thun. In dieser Hofnung aber werden sie auf mannichfaltige Art betrogen. Oft entwickelt sich auch die Stimme nicht, oder das castrirte Kind zeigt keine natürliche Anlage zur Musik. Alle castrirte Knaben werden sehr zeitig in die Lehre gethan, wobey mit dem Lehrer der Vergleich gemacht wird, daß er, sobald sein Zögling im Publico auftreten kann, einige Jahre lang dessen Besoldung ziehe. Dieses ist die Belohnung für seinen Unterricht, der von der Peitsche unzertrennlich ist. Man kann also sagen, daß diese schöne Kunst, die den obersten Rang unter den Ergötzlichkeiten der europäischen Höfe einnimmt, den castrirten Sängern im eigentlichsten Verstande mit der Peitsche inoculirt wird.

Die Anzahl dieser Schlachtopfer ist hier so groß, daß sie weit das Singbedürfniß aller Könige und Fürsten übersteigt; daher hat man ihnen

auch erlaubt, in den geiſtlichen Stand zu treten. Sie können aber nur Weltprieſter werden, wobey ihnen verſtattet wird, Meſſe zu leſen. Da nun hiezu nach den Kirchengeſetzen ein unverſtümmelter Menſch nothwendig erfodert wird, ſo hat man die ſophiſtiſche Auskunft getroffen, daß ein ſolcher Prieſter die ihm ausgeſchnittenen Theile zu ſich ſtecken muß, wenn er ſich dem Altare nähert.

Es ereignete ſich hier vor wenig Jahren mit einem Sänger, Namens Balani, ein ſehr ſonderbarer Zufall. Dieſer Menſch kam auf die Welt ohne ſichtbare Zeichen derjenigen Theile, die bey der Caſtrirung ausgenommen werden. Man hielt ihn alſo für einen gebornen Caſtraten; ein Gedanke, der durch ſeine Stimme beſtätigt wurde. Er lernte die Muſik, und ſang einige Jahre auf den Theatern mit Beyfall. Eines Tages aber griff er ſich bey der Vorſtellung einer Oper in einer Arie ganz ungewöhnlich an, durch welche Anſtrengung denn auf einmal die Natur die bisher verborgen gehaltenen Theile herausſchlüpfen ließ. Sie nahmen den für ſie eigentlich beſtimmten Ort ein, und von dem Augenblicke an, noch während dem Singen, verlor ſich die Stimme, und mit

ihr alle seine Aussichten zum künftigen Unterhalt.

Die Lazaroni sind eine Menschengattung, die keine einzige Stadt in der Welt besitzt, und welche daher als ein wahrhaft moralisches Phänomen betrachtet werden können. Man rechnet die Anzahl dieser Menschen auf vierzigtausend, die weder Stand, Beschäftigung, Eigenthum, Wohnung, noch Lebensunterhalt haben, sich durch die äusserste Dürftigkeit auszeichnen, und dennoch in einer gewissen Vereinigung leben. Hiedurch bilden sie einen furchtbaren Körper, der die Regierung oft in Schrecken gesezt hat. Die überaus große Fruchtbarkeit des Landes, das heiße Clima, und die Trägheit, haben hier diese Menschenklasse erzeugt. Ein Lazarone begnügt sich oft ganze Wochen lang, blos von Früchten zu leben, die hier die Erde so vortreflich, und in solcher Menge darbringt; seine körperliche Bedeckung ist äußerst gering, denn er ist fast nackend, und seine Wohnung selten in Häusern, sondern gewöhnlich auf den Gassen der Stadt. Hier schläft er auch, und ist zufrieden, wenn er nur ein Obdach findet, das ihn für die üble Witterung schützt. Bey so wenigen Bedürfnissen ist zu ihrem Unterhalte der kleinste

Gewinn hinreichend, den sie auf sehr mannichfaltige Art erlangen. Man braucht sie zu Tagelöhnern, Boten, Trägern, u. s. w.; auch sind sie mit einer schlechten Belohnung zufrieden. Es ist merkwürdig, daß diese Leute fast gar keine Insolenz zeigen, ob man gleich glauben sollte, daß der Gedanke an ihre zahlreichen Haufen sie dazu verleiten könnte. Im Gegentheil sind sie demüthig, und ertragen geduldig die Verachtung und Beleidigungen, die ihnen von dem andern Pöbel angethan werden. Dieses ist auch durchaus nöthig, denn wenn der Körper ein jedes einzeles Mitglied beschützen und rächen sollte, so würde Neapel eine Mördergrube werden. Da sie außer dieser Stadt an keinem Orte nach ihrer Art würden leben können, so vermeiden sie alles, was sie davon entfernen könnte. Es ist daher auch unerhört, daß sich einer der Lazaroni zum Banditen hätte brauchen lassen.

Diese Banditen sind hier zahlreich, werden von vornehmen Personen beschützt, haben viele Zufluchtsörter, und erhalten für ihre Mordthaten richtige Bezahlung. Indessen ist diese gering; denn oft sind blos einige Zechinen der bedungene Preis für das Leben eines Menschen. Wie gleich

gültig ſie dieſes Mordgeſchäfte anſehen, beweiſt die Kaltblütigkeit und Dreiſtigkeit, womit ſie morden. Ich habe hier mit eignen Augen eine ſolche That geſehn, da nach geendigter Oper die Zugänge des Schauſpielhauſes voller Menſchen waren. Zwey Perſonen, von welchen der eine ein Offizier war, waren die geweiheten Opfer. Man ließ ſie ruhig in ihre Kutſche ſteigen, und ehe ſolche wegen des Gedrängs fortfahren konnte, traten zwey Banditen zu gleicher Zeit hinzu, und gleichſam mit Einem Tempo geſchahen beide wohlgezielte Dolchſtöße, die zwey geſunde nichts befürchtende Männer, in einem Augenblicke, zu blutigen Leichen umſtalteten. Es wurde den folgenden Tag überall bekannt, daß der lüderliche Sohn eines vornehmen Miniſters dieſe Expedition beſorgt habe, die auch gar keine Folgen hatte.

Man würde ſich irren, wenn man dieſe Banditen als Ungeheuer betrachten wollte. Sie ſind es zwar nach unſern Begriffen, allein ſie ſelbſt, durch Erziehung, Geſetze, und Religionsbegriffe gerechtfertigt, betrachten ihr ſauberes Gewerbe nicht in ſo ſchwarzem Lichte. Daß ſie durch Mordthaten Sünde begehen, wiſſen ſie ſehr wohl, allein nur eine Sünde, wovon ſie der nächſte

Beichtſtuhl befreyt; ſie haben daher blos die ihnen zuerkannten Bußübungen vor Augen, und dürfen nur allein das Verhältniß zwiſchen dieſen, die mehrentheils in Gebeten beſtehen, und dem erworbenen Mordgelde berechnen. Da überdem ſo viele dieſer Verbrechen ungeahndet bleiben, und die geahndeten ſelbſt nur durch einige Jahre Galeerenarbeit geſtraft werden, ſo weiß ich nicht, woher der unwiſſende Bandit die wahren Begriffe von ſeinem infamen Handwerke hernehmen ſoll. Da es einträglicher als andre Handarbeiten iſt, und dieſes Lohn noch dazu durch Müßiggang verdient wird, ein Umſtand, der in dieſem Clima ſehr in Betrachtung kommt, ſo geht er ſeinem Brodte nach, und mordet unbekümmert fort; allein nie vergißt er neben den Dolch den Roſenkranz zu ſtecken, weil dieſer leztere durchaus mit zu ſeinem Gewerbe gehört, um die begangne Mordthat ſogleich durch das Herplappern einiger Ave Maria wieder auszuſöhnen. Iſt dieſes geſchehen, ſo betrachtet der Bandit ſeine Seele wie von aller Sünde gereinigt, und wartet nun wieder auf einen neuen Mordwink.

Die häufigen Vorfälle dieſer Art erzeugen auch bey dem Volke eine Gleichgültigkeit, die auf-

ſerordentlich auffällt. Man ſpricht hier von einem Ermordeten ungefähr in dem Tone, wie bey uns, wenn jemand auf der Straße gefallen iſt. Iſt der Mörder kein Bandit, ſondern ein Ehrenmann, der in ſeinen eigenen Angelegenheiten ſolche That verübt, ſo kann er ſicher auf das Mitleiden des umſtehenden Volks rechnen, das ihn beklagt, und zur Flucht alle Hülfe leiſtet. Von allen Seiten hört man das Wort: Poveretto! wodurch nicht der Ermordete, ſondern der Mörder beklagt wird. Welch ein ungeheurer Contraſt mit England, wo das Leben des geringſten Menſchen ein Gegenſtand der allgemeinen Aufmerkſamkeit iſt, wo weder Rang noch Reichthümer den Mörder retten können, und wo, ihm die Flucht zu verwehren, ſelbſt Standesperſonen Hand anlegen!

Die Banditen beichten oft, gehen fleißig in die Meſſe, beobachten genau ihre Faſten, und rufen täglich den heiligen Januarius an. Auf dieſe Weiſe glauben ſie ihre Religionspflichten zu erfüllen, und dereinſt ſelig zu ſterben. Vor einigen Jahren wurde hier ein Bandit vor Gericht gebracht, der viele Mordthaten begangen hatte. Er geſtand ſie ohne zu läugnen, ja er bekannte noch mehr Schandthaten, als man von ihm wußte.

Als man aber unter andern Fragen auch dieſe an ihn that: ob er auch die Faſten beobachtet habe? ward er böſe. Dieſer Zweifel beleidigte ihn auſſerordentlich, und veranlaßte ihn, ſeine Richter mit Bitterkeit zu fragen: ob ſie ihn denn nicht für einen Chriſten hielten?

Manche dieſer Banditen ſtehen unter einem Anführer, der mehr Muth, mehr Verſchlagenheit, mehr Geld, und was hiebey das Vornehmſte iſt, mehr Protection, oder eigentlich zu ſagen, mehr Kunden hat, wie ſie ſelbſt. An einen ſolchen wendet man ſich mit ſeinem Anliegen, und findet ihn jederzeit bereit, den verlangten Liebesdienſt zu übernehmen. Von einem dieſer Anführer, der in ſeinem Beruf ſtreitend geſtorben iſt, weiß man einen ſehr ſonderbaren Zug, der dieſe Gattung von Sterblichen charakteriſirt. Er wird von einem ihm unbekannten Edelmanne gedungen, einen Menſchen in die andre Welt zu ſchicken, den er an einem gewiſſen Orte, zu einer beſtimmten Stunde, und in einer genau bezeichneten Kleidung antreffen würde. Der Bandit nimmt das Handgeld, und giebt ſein Wort, das Verlangte auszurichten. Einige Stunden nachher erhält er von eben dieſem zum Tode ausgezeichneten Unbekannten

auch den Auftrag, seinen Feind umzubringen, der niemand anders als der vorgedachte Mordfreund war. Man beschreibt ihm, ohne dessen Namen zu sagen, Ort, Stunde und Kleidung, und bezahlt ihn reichlich voraus. Der Bandit, der nichts argwohnt, verpfändet seine Ehre, daß nichts den Andern vom Tode retten soll. Die für beide Rachsüchtige so entscheidende Nacht bricht an. Die Mörder finden sich an dem bestimmten Orte ein, treffen den zweiten Besteller an, und expediren ihn in der Geschwindigkeit. Die nächste Stunde war für den Andern bezeichnet. Sie nehmen ihre angewiesenen Plätze ein, während der Zeit der Anführer auf seinen Raub lauert. Der Unglückliche erscheint, und indem sie sich nähern, erkennen sie einander. Der Bandit erschrickt, da er in seinem Kundmanne das bestimmte Schlachtopfer erblickt. Er giebt ihm mit wenig Worten von seinem vollzogenen Auftrage Nachricht, entdeckt ihm aber auch zugleich, daß er einen ähnlichen ihn selbst betreffenden von seinem ermordeten Feinde erhalten habe. Er bezeigt ihm sein Beyleid über diesen Umstand, und betheuert seine Unwissenheit, die dieß Mißverständniß veranlaßt habe. Der Kundmann begreift von allen diesen Klagen nichts, bis

er den sonderbaren Schluß der Rede hört: „Da „nun Ihr Feind, der mich gedungen hat, todt ist, „und er mir also keine Vorwürfe machen kann, „wenn ich Sie, mein Herr, leben ließe, so habe ich „doch Geld empfangen, Sie umzubringen, und „ihm deshalb mein Ehrenwort gegeben. Dies „ses muß ich halten.“ Eine Versicherung, die mit einem Dolchstoße begleitet war, der die Scene endigte.

Da verliebte Abentheuer oft solche Folgen haben, und diese Abentheuer von einem so warmen Clima ganz unzertrennlich sind, so hat man einen guten Gebrauch eingeführt, der von Palermo hieher gekommen ist. Man läßt sich nämlich, wenn man nicht sicher ist, von einer Art Menschen, die hier Vapos heißen, überall begleiten. Diese Leute sind stark bewaffnet, von anerkanntem Muth und Leibeskräften, und überdem mit den Banditen bekannt, zu denen sie sich selbst gelegentlich gesellen, daher man unter ihrem Schutze ganz sicher ist. Sie werden sehr gut bezahlt: eine, auch zwey Zechinen den Tag; dafür verlassen sie aber auch ihren Schutzling*) nicht einen Augenblick, sondern ver-

*) Obgleich dieses neue Wort nicht im Adelungschen Wörterbuche steht, so verdient es doch vielleicht darin eine Stelle.

folgen ihn wie sein Schatten. Des Nachts sogar schlafen sie in ihren Mänteln gehüllt vor seiner Thüre auf der Erde. Einer meiner Freunde stand mit einer Dame in Verbindung, die für ihn sehr besorgt war, daher sie ihm unwissend einen solchen Bapo miethete, der ihn überall begleiten mußte. Die ersten Tage lebte er in steter Todesangst, weil er seinen Schutzgeist für seinen Verfolger ansah, bis ihm das Räthsel erklärt wurde.

Indessen so häufig die Mordthaten auch hier sind, so ist doch der Diebstahl selten, wovon ich im vierten Abschnitte die Ursache angegeben habe, da sie in ganz Italien aus Einer Quelle kommt. In einer des Nachts unerleuchteten Stadt, bey so vielen Schlupfwinkeln, und einer höchst elenden Polizey, würden die Diebe freyes Spiel haben. Allein ungeachtet der großen Dürftigkeit unterbleibt es. Man trägt ganze Körbe mit Silberzeug, das man im Theater zum Nachtessen oder zu Erfrischungen gebraucht hat, durch die finstern Straßen*) nach Mitternacht, ohne angetastet zu werden.

*) Im vorigen Jahre (1786) hat man angefangen, die Stadt Neapel des Nachts mit Lampen zu erleuchten.

Obgleich aber die Neapolitaner gewaltsame oder hinterlistige Entwendungen scheuen, so ist dennoch der Trieb, sich Andrer Eigenthum unter einem Scheine des Rechts zu bemächtigen, bey ihnen eben nicht schwach. Es ist vielleicht keine Stadt in der Welt, wo so viele Prozesse geführt werden, als in Neapel. Es wimmelt deshalb auch hier von Advokaten, und die Tribunale sind zahllos. Diese Prozeßsucht haben sie noch von den Normännern beybehalten, die ihnen im eilften Jahrhunderte diese Leidenschaft einflößten, und solche zugleich mit ihren Gesetzen einführten, nach welchen noch jezt das Land regiert wird.

Die Pederastie ist in Neapel mehr als in irgend einer andern Stadt von Italien gebräuchlich. Clima und Müßiggang befördern diese unglückliche Leidenschaft in einem Lande, wo das Frauenzimmer auf seine Reize eben nicht stolz seyn kann. Ich habe noch keine große Stadt in Europa gesehen, wo man so sehr die gute Bildung des schönen Geschlechts vermißt, als hier. Diesen Mangel ersetzen sie nur sehr schwach durch eine unbegränzte Wollust. Lord Tilney, ein großer Pederast, der vor einigen Jahren gestorben ist, hatte deshalb auch Neapel fünfund zwanzig Jahre lang

zu ſeinem Aufenthalte erwählt. Um einen Criminal-Prozeß in England zu vermeiden, der ihm wegen dieſem ſeinen Lieblingstriebe angedroht wurde, den kein Volk mehr haßt, als die Engländer, verließ er ſein Vaterland auf ewig, und lebte von ſeinen in achtzehntauſend Pfund Sterling beſtehenden Einkünften in Italien mit der Pracht eines großen Fürſten. Er war gewöhnlich im Sommer zu Florenz, und im Winter zu Neapel, wo er ſehr glänzende Feſte gab, und befriedigte ſeine unnatürliche Leidenſchaft bis an ſeinen Tod.

Eine Landesſitte, die auch die Pederaſtie in Italien befördern hilft, iſt der abgeſchmackte Gebrauch, von Mannsperſonen alle Weiberdienſte verrichten zu laſſen. Dieſer Gebrauch kommt von dem alten barbariſchen Vorurtheile her, nach welchem die Keuſchheit als die größte aller nur möglichen Tugenden, und die Unkeuſchheit als das abſcheulichſte Laſter angeſehen wurde. Um nun dieſes zu vermeiden, entfernt man die Weiber von allen häuslichen Bedienungen, und überläßt alle Dienſte den Männern, die ſogar den Frauen und unverheiratheten Schönen die Betten machen. Auch in allen Gaſthöfen in ganz Italien iſt dieſer Gebrauch beybehalten, wo man kein weibliches

Geschöpf sieht. Die Weiber werden dadurch platterdings zur Unthätigkeit verdammt, die sie sich denn auch gern gefallen lassen; sogar daß der Mann einer gemeinen Frau, wenn er gleich durch seiner Hände Arbeit Brodt ins Haus schaffen muß, dennoch die ihm kostbare Zeit mit seinen Hausdiensten zu verschleudern genöthigt wird. Er muß hingehen, Lebensmittel einzukaufen; er muß sie selbst zubereiten, ja er muß Wohnung und Geschirre reinigen, während seine theure Hälfte zum Fenster herausſieht, sich putzt, oder spazieren geht. Man wird vielleicht glauben, daß nur ein guter Ehemann sich so gegen ein geliebtes Weib betragen könne; aber nein, gut oder böse, so ist dieses seine Pflicht, wofür ihm das Weib gar keinen Dank sagt. Ich habe diese sonderbare Sitte noch von keinem Reisenden bemerkt gefunden, indessen ist sie buchstäblich wahr, wie alle diejenigen bezeugen können, die nicht blos auf Kunstwerke, Bücherſammlungen und Schauspiele ihre Neugier eingeschränkt, sondern auch das sittliche Leben zum Gegenstand ihrer Beobachtungen gemacht haben.

Neapel ist der einzige Ort in der Welt, wo das so berüchtigte Gift Aqua Tofana verfertigt

wird. Es ſind jedoch zum Wohl der Menſchheit nur ſehr wenige Perſonen hier, die es zu zubereiten wiſſen. Man hat die ſtrengſten Verordnungen nicht allein gegen den Verkauf deſſelben, ſondern ſelbſt gegen dieſe Zubereitung gemacht, wodurch das Uebel zwar gemildert, aber nicht ausgerottet worden iſt. Dieſes außerordentliche Gift iſt glücklicherweiſe in Deutſchland noch unbekannt. Nichts iſt gefährlicher als dieſes unſelige Mittel, gegen welches keine Vorſicht ſichern, noch irgend ein Gegengift angebracht werden kann. Ich habe Gelegenheit gehabt, die Beſtandtheile deſſelben zu erfahren, die aber nur ein Theil von dieſem wunderbaren Arkano ſind. Es wird aus Opium und ſpaniſchen Fliegen gemacht. Das Sonderbare dabey iſt, daß es ſo klar wie das reinſte Waſſer ausſieht, und keinen Geſchmack hat, daher man nicht dagegen auf ſeiner Hut ſeyn kann. Es greift die edelſten Theile im Körper an, verurſacht keine Zuckungen, noch beſondere Schmerzen, ſondern einen ſchmachtenden dahin ſinkenden Zuſtand, der aller Kunſt Trotz bietet, und einen ſichern Tod zur Folge hat. Wie künſtlich man es verfertigen müſſe, kann man daraus abnehmen, daß von eben dieſen beiden Ingredienzien, deren Wirkung hier ſo

ſchreck-

schrecklich ist, die Chineser ein unsemein kräftiges Mittel zur Stärkung für den sechsten Sinn zu machen wissen.

Die Lebensmittel sind in Neapel sehr wohlfeil, daher die Volksmenge auch so groß ist, die sich hier auf 350,000 Seelen erstreckt. Tausende finden sich aus den Provinzen ein, da die Erwerbnisse in dieser Residenz so mannichfaltig, und die Bedürfnisse so leicht zu befriedigen sind. Man schläft auch hier mehr, als in einer Stadt in Italien, das heißt, in der warmen Jahreszeit den größten Theil des Tages, wobey man fast die ganze Nacht wachend ist. Die Tagesvergnügungen haben so wenig Reiz für die Neapolitaner, daß sie nicht einmal in dem ganzen Umfange ihrer Stadt einen Spaziergang haben, wo man unter dem Schatten der Bäume lustwandeln könnte. Ein guter Gebrauch aber ist die hiesige Mode, in warmen Tagen bey Besuchen, selbst im Hause des Besuchten, seinen Anzug zu wechseln; und wenn es gleich nur ein Hemde ist, so spürt man das Wohlbehagende dieses Wechsels.

Neapel hat wenig vortrefliche Werke der Baukunst aufzuweisen, ob man gleich große und prächtige Kirchen, Klöster und Paläste sieht.

Man hat hier vorzüglich Geschmack an dem Ausschweifenden in den Künsten, und dieser offenbart sich auch in Gebäuden, Springbrunnen, u. s. w. die mit den römischen sehr contrastiren. Das Steinpflaster aber ist hier sehr gut, und besteht fast durchgehends aus der Lava des Vesuvs, die man in großen und breiten Stücken ausgehauen hat. Die Dächer der Häuser sind ganz flach, daher bey einer Belagerung die Stadt in einer sehr üblen Lage seyn würde.

Die Apotheken muß man hier in den Klöstern suchen, die alle dergleichen haben, wo die Arzneymittel zubereitet und verkauft werden. Die Armen erhalten sie umsonst; wie man denn überhaupt den Neapolitanern die Wohlthätigkeit gegen Dürftige nachrühmen muß. Das überaus reiche Karthäuser-Kloster allhier ernährt täglich einige Tausend derselben, die zu ganzen Schaaren den Berg besteigen, worauf dieses Kloster liegt, das eine unbeschreiblich schöne Aussicht hat, und wegen seines Reichthums nach den neuern politisch-kirchlichen Grundsätzen wohl keine lange Existenz mehr hoffen darf.

Solche Unternehmungen und Reformen sind in keinem Lande leichter auszuführen, als in St-

ellien, wo der König das außerordentliche Prärogativ hat, beſtändiger Legat des römiſchen Stuhls zu ſeyn. Er kann nach ſeinem Gefallen alle weltlichen und geiſtlichen Perſonen dieſes Königreichs excommuniciren und losſprechen. Kein Rang noch Würde, wäre es auch ein Kardinal, kann ſich daſelbſt ſeiner Gerichtsbarkeit entziehen. Der dortige königliche Repräſentant führt auch den höchſt ſonderbaren Titel: Beatiſſimo Padre (Allerſeligſter Vater), der ihm in allen Bittſchriften gegeben wird. Ob der König dieſes Prärogativ nun gleich in Neapel nicht hat, ſo hat man doch hiedurch gewiſſe hohe Begriffe von ſeiner geiſtlichen Gewalt erlangt, wodurch viele willkührliche Maaßregeln gegen die Kleriſey würden erleichtert werden, im Fall man dieſes Vorurtheil recht benutzen wollte. Indeſſen hat man doch nie dahin gelangen können, die Inquiſition einzuführen, gegen welches fürchterliche Tribunal ſich das Volk zu wiederholtenmalen ganz unbändig geſträubt hat. Man ſieht auch, daß der Mangel dieſes Gerichts die Andacht bey den Neapolitanern nicht geſchwächt hat, die ſie durch die unabläßige Ausübung von Religionsgebräuchen äußern, und überdem auch die Faſten ſtrenger als an einem Orte in Italien

beobachten; wodurch sie die Ausschweifungen büßen wollen, denen sie sich im Carneval ohne Maaß überlassen.

Dieses Carneval ist hier überaus glänzend. Das große Opernhaus, St. Carlo, ist das prächtigste in Italien, und da das in Parma nicht gerechnet werden kann, weil es unbrauchbar ist, auch das größte in Europa. An gewissen Tagen wird es ganz mit Spiegeln geziert, und alle Logen von oben bis unten zu illuminirt, welches einen erstaunlichen Anblick macht. Ich sahe es einigemal in diesem Glanze. Der erste Eindruck war betäubend, allein es währte nicht lange, so empfand ich das Zweckwidrige und Unangenehme dieser zu großen Erleuchtung. Alle Theaterkünste gingen dabey verloren; man war zu geblendet, um etwas recht zu sehen. Was aber dieses Theater vorzüglich auszeichnet, ist, daß die Decorationen nicht wie in allen andern Ländern in großen Seitenschirmen bestehen, die schräg vorgeschoben werden, sondern sie machen hier nur drey ungeheure Wände aus, die den Hintergrund der Scene und die beiden Seiten einnehmen. Auf diesen drey Stücken werden die größten Gegenstände perspektivisch gemalt; eine Einrichtung, die keine gute Wirkung

thut, und daher auch wohl ohne Nachahmung bleiben wird. Dieſes königliche Schauſpiel iſt, ſo wie die andern Theater der Stadt, in den Händen von Unternehmern, deren Contract nur einjährig iſt, und die dabey nach den Umſtänden gewinnen oder verlieren. Es iſt hier kein Theater für regelmäßige Luſt- und Trauerſpiele, allein verſchiedene für Singpoſſenſpiele, Zoten- und Marionettenſpiele, die außerordentlichen Zulauf haben. Das Volk kann nicht leben, ohne ihren Polichinello anzugrinzen. Dieſe Rolle iſt die Darſtellung eines Calabriſchen Bauers, der auf eine plumpe Art witzig ſeyn will, und in ſeiner Landesſprache die elendeſten Zoten ſagt.

Die Neapolitaner haben indeſſen den Ruhm, den giganteſken Entwurf eines Schauſpiels ausgeführt zu haben, das in den Jahrbüchern des Carnevals das einzige ſeiner Art iſt. Dieſes geſchah vor ungefähr vierzehn Jahren, und iſt ſeitdem bey jedem Carneval wiederholt worden. Der berühmte franzöſiſche Maler Vienne, der ſich damals in Rom befand, machte auf Verlangen den Plan dazu, und ſchickte ihn nach Neapel. Der Gegenſtand deſſelben war eine Maskerade, die den Zug des türkiſchen Sultans aus dem Serail zu

Konstantinopel nach der großen Moschee vorstellen sollte. Der ganze Hof, der König und die Königin mit eingeschlossen, verband sich zu diesem höchst prächtigen Schauspiel, wobey man in Neapel bey hellem Tage, wie durch magische Kunst, nach der Residenz der Ottomannen versezt wird. Man sieht hier den Sultan, von seinen Sultaninnen und Sklavinnen, von allen Großen des Reichs, und von allen Beamten des Serails begleitet, wozu einige tausend Janitscharen kommen. Jedermann ist ganz nach dem türkischen Costume gekleidet, das auch fast in allen Theilen beobachtet wird. Die türkisirten Damen, die Bassen, Agen, Beziere, u. s. w. strotzen in den reichsten Kleidern, die von Juwelen schimmern. Da alles an einem solchen Tage glänzen will, und deswegen die größten Kosten nicht gescheut werden, so kann man vielleicht sagen, daß die Nachahmung hier die Pracht des Urbilds übertrifft. Der Zug geht durch die vornehmsten Straßen, und obgleich die königliche Familie sich mit dazu gesellt, so stellt der König dennoch nie den Sultan vor, sondern erscheint gewöhnlich unter der Maske eines Bassa. Dieser glänzende Aufzug geschieht mehrentheils gegen das Ende des Carnevals; bisweilen wird er

auch während demſelben mehr als einmal wiederholt.

Der neapolitaniſche Adel iſt überaus zahlreich, und zum Theil auch ſehr reich. Die Titel des Grafen oder Marcheſe ſind für die herrſchende Eitelkeit deſſelben nicht hinreichend; man will durchaus Fürſt oder Herzog ſeyn, daher dieſe beiden hohen Titel auch dem größten Theile der adelichen Familien eigen ſind. Durch dieſe Gemeinheit verlieren ſie viel von ihrem Werthe, und man würde Unrecht thun, ſie mit den Fürſten und Herzögen andrer Länder in Eine Klaſſe zu ſetzen, da dieſe hochtönende Titel hier eigentlich nichts mehr bedeuten, als was an den Höfen von Berlin, Dresden, und in andern Reſidenzſtädten in Nord-Deutſchland ein jeder Edelmann iſt. Der Maaßſtab des Anſehens iſt hier, ſo wie überall, Reichthum und Aufwand. Es giebt in der That einige dieſer Fürſten, die mit der Pracht eines Königs leben, dahingegen andre in einem Stübchen zur Miethe wohnen, und ſich ſehr kümmerlich behelfen. Da die Laufer hier ſehr gemein ſind, und für geringen Lohn dienen, ſo hat ein ſolcher Principe unterm Dach auch ein Geſchöpf die-

ser Gattung, das seinen ganzen Glanz ausmacht.

Man sieht hier so viele Kutschen wie in Paris, und die überdem weit mehr durch den Luxus blenden, da die mehresten mit vier, auch sechs schönen neapolitanischen Pferden bespannt, und von einer Menge reichgekleideter Bedienten und Läufer begleitet sind. Der Unterhalt dieser Bedienten wird durch die wohlfeilen Lebensmittel sehr erleichtert; besonders da sie mit einem geringen Lohne zufrieden sind, den sie als ein Glück betrachten, weil die gemeinen Leute hier kein größeres kennen, als in Neapel zu leben. Diese Menschen tragen lange Degen; ein Gebrauch, der meiner Meynung nach in der Unsicherheit seinen Ursprung hat, die ehemals hier noch weit größer war als jezt. Die Bedienten mußten daher ihre Herren schützen und vertheidigen, wenn die Banditen ihrem Berufe nachgingen, welches auch noch jezt geschieht.

Da Bildergallerien und Bibliotheken nothwendig mit zum Luxus der Großen gehören, so fehlt es auch hier nicht daran. Unter andern hat der Fürst Tarsia einen sehr prächtigen Büchersaal, wo Vergoldungen allenthalben mit außerordentlicher Verschwendung angebracht sind. Daß er

durch diese Pracht nicht die Musen besonders hat ehren wollen, sieht man an seinem Stalle, der auch reichlich bemalt und verziert ist. Seit einigen Jahren hat auch die Königin eine deutsche Bibliothek zu ihrem eigenen Gebrauche angelegt, welche der berühmte Maler Füger in Wien durch seinen Pinsel geschmackvoll verschönert hat.

Es ist merkwürdig, daß man in Neapel weniger neue Kunstwerke antrifft, wie in andern großen Städten von Italien. Die besten von den ehemals vorhandenen hat man nach Spanien geschickt. Auch selbst an antiken Kunstwerken hatte Neapel vor der Entdeckung von Herculanum, Pompeja, und Paestum großen Mangel, der aber durch das Auffinden dieser alten Städte reichlich ersetzt wurde. Daß man aber einen so überaus schönen Fund nicht besser genutzt hat, erregt den Schmerz aller Gelehrten und Künstler, und wird ein ewiger Gegenstand des Bedauerns für unsere Nachkommen seyn.

Man ist mit diesen Schätzen, welche nicht allein Neapel, sondern eigentlich der ganzen aufgeklärten Welt gehörten, auf die unverantwortlichste Weise umgegangen.

Wenn nicht so viele unleugbare Thatsachen, die vor den Augen der ganzen Welt offen daliegen, die Barbarey und geringe Cultur in Italien überzeugend bewiesen, so würde die Hunnische, eines Attila würdige Verfahrungsart bey einer so außerordentlichen Entdeckung schon allein hinreichend seyn, die gegenwärtige Cultur der Neapolitaner zu charakterisiren, die einen so großen Theil der italienischen Nation ausmachen, und die, wenn man gleich annimmt, daß sie hinter ihren Landsleuten stehen, doch wahrlich mit ihnen eben nicht contrastiren. Es ist daher unverschämt, wenn nach solchen notorischen Handlungen sogenannte Sachwalter dieses Landes auftreten, um die Italiener, die der Zeitrechnung und ihrer körperlichen Existenz nach im achtzehnten Jahrhunderte, dem Geiste nach aber im sechszehnten leben, mit den aufgeklärtesten Nationen unsers Welttheils in Eine Klasse zu setzen.

Die in Neapel herrschende überaus große Unwissenheit, die Mutter des Aberglaubens, und die daraus entstehende engbrüstige Denkungsart, hat sich bey Gelegenheit dieser so denkwürdigen Entdeckung in dem hellesten Lichte gezeigt. Die poetische Fabel von Geistern, welche Zauberschätze

bewachen, die ſie nicht brauchen können, wurde hier realiſirt. Man ſtellte Wachen aus, gewährte mit vieler Schwierigkeit den Anblick dieſer Seltenheiten, und verbot ſtrenge alle Unterſuchungen, die auf der Stelle gemacht werden konnten. Ja noch jezt iſt es hier nicht erlaubt, nur die kleinſte Inſchrift abzuſchreiben, oder den geringſten Gegenſtand zu zeichnen. Der große Winkelmann führte hierüber ſchon die bitterſten Klagen. Da er dieſe berühmten Ruinen beſuchte, gab man auf alle ſeine Bewegungen Acht, und betrug ſich dabey auf eine ſo neidiſche und niedrige Art, daß der ganze dieſem vortreflichen Manne ſo eigene Enthuſiasmus fürs Alterthum nicht dagegen aushalten konnte. Er entfernte ſich daher, ohne Beobachtungen zu machen, die wir und die Nachwelt alſo unglücklicherweiſe verloren haben.

Man kann ſich nichts barbariſcher denken, als die dabey getroffnen Anſtalten. Die aus Herculanum herausgezogenen Kunſtwerke, Geräthe, u. ſ. w. wurden nach Portici gebracht, eine Stadt, die auf die Lava des Veſuvs gebaut iſt, welche Herculanum begraben hat, daher eine auch genau über die andre liegt. An dieſem höchſt unſichern Orte, am Fuße des feuerſpeyenden Berges, wer-

den noch auf den heutigen Tag dieſe Schätze aufbewahrt, von denen man die höchſten Erwartungen hätte, die aber durch Dummheit, Nachläßigkeit, Geiz, und einen ſinnloſen Neid faſt ganz vereitelt wurden. Der koſtbarſte und unſchäzbarſte Theil der gefundenen Sachen waren die Manuſcripte, die man mit Erſtaunen wie unbrauchbaren Plunder hingeworfen und vernachläßigt ſieht. Es ſind eigentlich Rollen, welche die Geſtalt von kleinen runden ſchwarzen Hölzern haben, und anfangs unmöglich ſchienen entwickelt zu werden, weil ſie durch den Brand ſo vertrocknet waren, daß ſie bey der Berührung in kleine Blätterchen zerfielen. Ein ſinnreicher Mönch aber, Namens Piaggio, ein Gemeſer, übernahm dieſe höchſt ſchwierige Arbeit, und bewirkte dieſe Entwickelung vermittelſt einer Maſchine. Das Werk ging indeß ſehr langſam von ſtatten, weil man ihm nur einen einzigen Menſchen zum Gehülfen gab. Dieſe ſo übel angebrachte Sparſamkeit, wenn man anders mit dieſem Namen den ſchmuzigſten Geiz bezeichnen kann, iſt ſchuld, daß von mehr als achthundert Rollen nicht mehr als vier Rollen wirklich abgewickelt wurden, die zufälliger Weiſe eben nicht wichtig ſind. Hiebey iſt es geblieben; die Arbeit iſt jezt

eingestellt, und die noch vorhandene Manuscripte werden mit Füßen getreten. Sie sind also für die Welt auf ewig verloren. Man ist dem anfangs entworfenen sonderbaren Plane noch bis jezt so getreu geblieben, daß noch keine Zeile von den entwickelten Rollen gedruckt worden ist, wodurch denn der gute, geschickte und fleißige Mönch alle Lust zu dieser mühsamen Arbeit verloren hat.

Es ist zu verwundern, daß der hier befindliche englische Gesandte, Ritter Hamilton, der so viel beym Könige gilt und sein unzertrennlicher Gesellschafter ist, nicht seinen ganzen Credit angewandt hat, um diesem Unwesen zu steuern, und sowohl die gefundenen litterarischen als Kunst-Schätze ans Licht zu bringen, und für die Welt nutzbar zu machen. Er würde sich dadurch ein weit gröſseres Verdienst und einen gegründetern Nachruhm erworben haben, als durch seine Hypothesen über den Berg Vesuv und andre Volkane, die, trotz aller Versuche und Beobachtungen, doch nur Hypothesen sind und bleiben.

Man kann sich keine angenehmere Lustreise vorstellen, als von Neapel nach diesen begrabenen Städten. Der Weg dahin bis Portici, der eine deutsche Meile beträgt, ist eine ununterbrochene

Reihe von großen Flecken und Landhäuſern. Pompeja liegt zwey deutſche Meilen weiter. Der Unterſchied zwiſchen dieſer alten Stadt und Herculanum beſteht darin, daß leztere unter der Erde und bedeckt iſt, Pompeja hingegen unbedeckt unter freyem Himmel zu ſehen iſt. Ihre weitere Entfernung vom Veſuv verurſachte, daß ſie nur mit Aſche und Sand verſchüttet wurde; allein das Loos von Herculanum war, unter der brennenden Lava ſelbſt begraben zu werden. Da dieſe nun wegen der Härte ſchwer wegzuräumen, und überdem Portici, wie ſchon oben geſagt, gerade über die alte Stadt gebaut iſt, ſo iſt man mit einem Theile der ſo glücklich aufgefundenen Seltenheiten zufrieden geweſen, und hat das wirklich ſchon aufgegrabene größtentheils wieder zugeſchüttet. Man muß mit Lichtern tief unter die Erde ſteigen, um das Wenige zu beſehn, was der erſte Eifer, durch die Neuheit gereizt, zum Vorſchein gebracht hat, und man gleichſam zum Andenken dieſer ſo merkwürdigen Entdeckung noch offen behält. Dieſes iſt ein ſehr wohl erhaltenes Schauſpielhaus in allen ſeinen Theilen, wovon man aber die Statuen, Gemälde, u. ſ. w. weggenommen hat, die das königliche Muſeum zieren. Man kann ſich beym

Anblicke desselben nicht des Wunsches erwehren, daß dieses schöne Theater mit Beybehaltung aller seiner Zierrathen ganz aufgedeckt worden wäre; eine Unternehmung, welche die in diesem Werke schon so oft beklagte geringe Liebe zu den Wissenschaften, und eine sehr unrühmliche Oekonomie verhinderte. Freylich, wären hier die Knochen eines großen Heiligen aufzusuchen gewesen, so hätte man keine Kosten gescheut, um sie aus der Tiefe der Erde herauszuholen, und man würde sie sodann jezt nach Belieben küssen können. Es versteht sich, daß diese Ehre nur sehr vornehmen Personen zu Theil worden wäre, geringere hätten sich mit dem Glück begnügen müssen, blos die Einfassung der Knochen zu belecken.

Die Gleichgültigkeit, womit man diese so sonderbare Entdeckung behandelte, wird man noch bis auf den heutigen Tag in Pompeja gewahr, zu dessen völliger Aufdeckung es eben nicht ungeheurer Kosten bedurft hätte. Die Asche lag hier, wo sie am stärksten gefallen war, nicht höher als achtzehn bis zwanzig Fuß, an andern Stellen weit weniger. Diese wegzuschaffen, brauchte man blos viele Hände anzustellen, die in ein paar Jahren damit fertig geworden wären. Allein so wa-

ren der Arbeiter im Jahr 1779 nicht über dreißig, und auch dieſe würde man nicht finden, wenn man nicht Ehrenhalber, wenigſtens dem Scheine nach, mit dieſer Arbeit fortfahren müßte. Nur eine einzige Gaſſe iſt aufgedeckt, obgleich die Entdeckung der Stadt ſchon vor ſechsundzwanzig Jahren geſchehen iſt. Wie lächerlich dieſer Kaltſinn mit dem ſtrengen Gebote contraſtirt, nichts aufzuzeichnen, oder etwas davon Andern zukommen zu laſſen, kann ein jeder beurtheilen.

Dasjenige, was indeſſen in Pompeja ſchon aufgedeckt iſt, ſtellt einen ſehr außerordentlichen Anblick dar. Es erregt eine ganz eigene Empfindung, wenn man mit der gehörigen Kenntniß des großen Volks, das ehmals dieſen Erdraum bewohnte, in der aufgedeckten Gaſſe dieſer alten Stadt herumgeht, und Häuſer, Bäder, Theater, Tempel u. ſ. w. vor ſich ſieht, von denen man ſich unmöglich vorſtellen kann, daß deren Erbauer vor ſiebenzehn Jahrhunderten lebten. Die Aſſociation der Ideen verurſacht, daß man nur durch Ueberlegung dieſen ungeheuern Zeitraum mit den Gegenſtänden in Verbindung bringen kann, die man vor Augen hat, und wovon viele, z. B. Häuſer und Geräthe, blos ein Alter von wenig Jahren

dem

dem Anſcheine nach beweiſen. Man hat mit Verwunderung die Entdeckung gemacht, daß Neapel ſchon mit Lava gepflaſtert war; ein Beweis, daß dieſe Auswürfe des Veſuvs weit älter ſind, wie man insgemein geglaubt hat.

Der Eingang von Pompeja iſt nahe bey den ehemaligen Caſernen der römiſchen Truppen. Man ſieht noch auf dem Steinpflaſter in der Stadt die Spuren der Wagenräder. Die Häuſer ſind nur klein, und ihre Hausthüren alle mit einer charakteriſtiſchen Figur in Basrelief bezeichnet, wodurch das Gewerbe und der Stand des Eigenthümers kenntlich gemacht iſt. Die beſten Malereyen, die man noch zur Zeit in Pompeja gefunden hat, waren an den Wänden eines Tempels der Göttin Iſis befindlich. Dieſe bemalten Wände hat man von dem Gebäude abgeſondert und weggeſchafft.

Alles nämlich, was man ſowohl hier als in Päſtum ausgräbt, wird nach dem königlichen Palaſt in Portici gebracht, und daſelbſt in einer großen Anzahl Säle aufgeſtellt. Dieſe Sammlung von alten Gemälden, metallenen und marmornen Statuen, Büſten, Urnen, vertrockneten ſiebenzehnhundertjährigen Eßwaaren und Weinen, desgleichen Gefäßen und Geräthſchaften aller Arten und Gat-

tungen iſt in der That unermeßlich, und wäre hinreichend, alle groſſen Antiken-Cabinette in Europa anzufüllen, wobey dieſes dennoch das vollſtändigſte bleiben könnte. Selbſt der Fußboden der Säle iſt mit antiken moſaiſchen Steinen ausgelegt. Es iſt ein wahres Labyrinth der Kunſt und des Alterthums, das man wegen der zahlloſen Menge von merkwürdigen Gegenſtänden nur ſehr flüchtig betrachten kann. Wäre die Sammlung in Neapel aufgeſtellt, ſo würde dadurch wenigſtens unter den dortigen Künſtlern das Studium der Künſte befördert werden; allein in Portici iſt es nicht viel beſſer, als ob alles noch unterm Schutte läge, wozu noch die gefährliche Lage des Orts kommt. Man iſt keinen Tag ſicher, daß dieſer ungeheure und unſchätzbare Vorrath nicht von der Oberfläche der Erde wieder verſchwinde. Demungeachtet hat man ſogar der vortreflichen Bildſäule des Herkules, die jezt in dem, durch Erbſchaft dem Könige zugefallnen Hofe des Palaſtes Farneſe in Rom ſteht, hier ihren Platz beſtimmt, und man wartet nur auf die nächſte Vacanz des päbſtlichen Stuhls, weil alsdann kein Widerſpruch Statt findet, um ſie hieher zu bringen. So weit geht die ſonderbare Idee, hier ungenutzt Antiken auf Antiken zu häufen, und ſie ſodann auf gut Glück dem erſten Auswurfe des Berges Preis zu geben.

Vor der weſtlichen Seite liegt die berühmte Höle von Poſilippo, auf dem Wege, der von Neapel nach Puzzoli führt. Dieſes kühne Werk, den Berg zu durchbrechen, wurde auf Befehl des Agrippa von zwey Freygelaſſenen unternommen, welche die Baukunſt ſtudiert hatten. Die Höle hat eine Länge von ungefähr tauſend Schritten, und eine Breite von dreyzehn bis vierzehn Fuß. Sie verurſacht einen ſeltſamen Eindruck, und beweiſt auffallend, was Menſchenhände auszurichten vermögend ſind. Am Eingange derſelben iſt ein mit Lorbern bewachſener Ort, den man für Virgils Grab hält, welches aber noch manchem Zweifel unterworfen iſt. Dieſe Gegend hat auch noch andre ſehr merkwürdige Gegenſtände, als die Hundsgrotte, den See Agnano, und die Solfaterra, mit deren Beſchreibungen alle Reiſebücher angefüllt ſind, daher ich ſie hier füglich übergehen kann.

Auch von dem Veſuv wird man hier keine Beſchreibung erwarten, da alle dieſen berühmten Berg betreffende Nachrichten ewige Wiederholungen ſind. Ich habe dieſes große Natur-Produkt in der Ferne und in der Nähe angeſtaunt, und bin bis zu deſſen hölliſchem Schlunde geſtiegen, der, wie bekannt, beſtändig Steine und Aſche auswirft, und unaufhörlich raucht. Man macht auch Sammlungen von der

Lava, die am Fuße des Veſuvs verkauft werden, und zwar von 650 verſchiedenen Sorten in großen und kleinen Tafeln. Die Höhe des Berges über der See iſt auf 1677 Fuß berechnet worden.

Die Leidenſchaft des Königs, welche nicht für Künſte und Wiſſenſchaften geſtimmt iſt, wie aus obigem genugſam erhellet, hat das Militär zum Gegenſtand, das aber demungeachtet ſich hier in einem elenden Zuſtande befindet. Die Schweizerregimenter ſind darunter die einzigen Soldaten; die übrigen Truppen verdienen keine Erwähnung. Sie ſind von den arabiſchen und tatariſchen Horden blos durch uniforme Kleidung, Waffen, und Eintheilung in Compagnien und Regimenter unterſchieden. So wird ſie ein jeder Sachkundige Deutſche beurtheilen, der ſich durch die Spiele auf dem Paradeplatze nicht irre machen läßt. Die Hälfte der Armee liegt in der Hauptſtadt; wenn man nun hiezu die Marine des Staats nimmt, die ſich ganz hier befindet, und auf welche der König jezt große Aufmerkſamkeit richtet, ſo iſt man geneigt, ſich von dem Vertheidigungszuſtande der Stadt vortheilhafte Begriffe zu machen. Allein dieſe Marine iſt mit den Landtruppen von Einem Schlage. Unbedeutend wegen der geringen Anzahl Schiffe, woraus ſie beſteht, und ihrer ſchlechten Bauart, ihre Offiziers unwiſſend in allen Theilen

der Schiffahrtskunde, ohne Kühnheit dem wilden Elemente zu trotzen, ohne Ehrgeiz, und ohne Erfahrung, verdient sie kaum erwähnt zu werden. Um wenigstens einige dieser Eigenschaften und Kenntnisse von den großen Seefahrenden Nationen abzulernen, wurden im amerikanischen Kriege sechs junge Leute als Volontärs zur englischen, und sechs zur französischen Flotte geschickt. Diese Auserwählten, die ich selbst gekannt habe, waren ganz dazu gemacht, von der neapolitanischen Marine die richtigsten Begriffe zu geben, welche durch die Kriegserfahrung dieser Jünglinge wohl nicht sehr gebessert werden dürfte.

Indessen ist der Wunsch unter den Seemächten zu paradiren diesem Staate höchst angemessen. Neapel ist die einzige Residenzstadt, die am mittelländischen Meere liegt. Diese Lage, und ihre geringen Vertheidigungsmittel, setzen sie vieler Gefahr blos. Hiedurch wurde der englische Admiral Byng *) kühn gemacht, im Jahre 1718 die große Handlung des Popillus gegen den König Antiochus nachzuahmen, die wir in der alten Geschichte so sehr bewundern. Popilius, als römischer Gesandter, machte nämlich mit seinem Stabe im Sande einen Kreis um den mächtigen Kö-

*) Dieses war der Vater des unglücklichen Admirals Byng, der 1756 in Portsmouth wegen dem Verlust von Minorca arquebusirt wurde.

nig von Syrien, mit dem er im freyen Felde an der Spitze ſeines Heers redte, und gebot ihm, ehe er aus demſelben träte, ſich zu erklären, ob er der Römer Freund oder Feind ſeyn wolle. Ein ſo kühnes Betragen that die verlangte Wirkung, und Antiochus wählte das erſtere. Eben ſo machte es Byng, der damals eine zahlreiche engliſche Flotte im mittelländiſchen Meere commandirte. Die Admirals-Vollmachten haben bey dieſer Nation gewöhnlich einen ſehr großen Umfang; man überläßt dieſen Befehlshabern alles zu thun, was ſie ihrem Vaterlande vortheilhaft glauben. Byng verlangte die Neutralität des Königreichs Neapolis bey dem damaligen Kriege. Dieß ſchöne Land wurde zu der Zeit im Namen des Kaiſers von einem Vicekönige beherrſcht, der auf Byng's Antrag gerade die nämliche Antwort ertheilte, die Antiochus vor zweytauſend Jahren gab. Es hieß: man wollte es überlegen, und nach gehaltener geheimen Rathsverſammlung ihm den Entſchluß der Regierung wiſſen laſſen; wobey man ihm aber anzeigte, daß hiezu mehrere Tage erfodert würden. Byng's Antwort war ſehr kurz und laconiſch. Er zog ſeine Uhr aus der Taſche, legte ſie auf den Tiſch im Admiralſchiff, und ſagte: er gäbe dem Vicekönige nur vier Stunden Bedenkzeit ſich zu erklären, nach Verlauf derſelben würde er ſeine Maasregeln neh-

men. Dieſes äußerſt unerwartete Betragen war mit einer Bewegung der engliſchen Kriegsſchiffe begleitet, die ſich der Stadt näherten. Hof und Stadt waren außer ſich vor Beſtürzung, und ehe noch drey Stunden vergingen, bewilligte man alles was verlangt wurde.

* * *

So weit meine Bemerkungen über Italien, die ich bey einem ſo ergiebigen Stoffe leicht durch einige Bände hätte vermehren können; allein ich habe gefürchtet, das Echo Andrer zu werden, wofür ſich ein Schriftſteller, der Länder-Beſchreibungen liefert, nicht genug hüten kann. Er mache ſeine eignen Beobachtungen, ſo gut es ihm Zeit, Muſſe, und Fähigkeiten erlauben, und übergebe ſie ſodann dem Publico. Manche Leſer werden vielleicht meine Urtheile zu ſtrenge finden, und vermuthen, daß üble Laune oder widrige Zufälle Einfluß darauf gehabt hätten. Dieſes iſt aber nicht der Fall geweſen. Die Länge meines Aufenthalts in dieſem ſchönen Lande, und zwar zu verſchiedenen Zeiten, beweiſt gegen die Wirkungen der böſen Laune, die nicht leicht von langer Dauer ſind. Weit entfernt, mich über unangenehme Schickſale zu beklagen, habe ich hier vielmehr ſehr angenehme Tage verlebt, und höchſt verehrungswürdige

Italiener kennen lernen. Die Achtung aber, die ich ihnen ſchuldig bin, ihre Höflichkeiten und freundſchaftliche Dienſte, haben mich jedoch nicht bis zu dem Grade beſtechen können, meine wohlgeprüfte Geſinnungen zu verläugnen, oder zu verbergen, wenn es darauf ankommt, der Wahrheit zu huldigen. Man kann ſich nicht entbrechen, dieſes reizende Land ſtrenge zu beurtheilen, wenn man bedenkt, was es geweſen iſt, und was es ſeyn könnte. Trägheit des Geiſtes anſtatt der hohen alt-italieniſchen Thätigkeit; Weichlichkeit an die Stelle jener Tapferkeit, die ſoviel unſterbliche Thaten erzeugte; und eine zufriedene Sklaverey anſtatt der enthuſiaſtiſchen Freyheitsliebe, welche, eine Reihe von Jahrhunderten, die Charakteriſtik der Bewohner dieſes von Natur und Glück ſo ſehr begünſtigten Erdſtrichs war. Wo man ſeinen Fuß hinſezt, tritt man auf claſſiſchen Boden, der die Reiſenden beſtändig erinnert, daß ſie ſich im Vaterlande eines Virgils, Horaz, Cicero und der Scipionen befinden; daß Cäſar, vielleicht der größte aller Sterblichen, hier geboren wurde; daß hier, nach einem Zeitraume von tauſend in Barbarey durchlebten Jahren, die Künſte wieder aus der Aſche hervorſtiegen, und daß in den neuern Jahrbüchern Italiens die großen Namen eines Raphael, Buonarotti, Arioſt und Columbus glänzen.

Rechtfertigung

gegen

die Beſchuldigungen

des

Herrn Bibliothekar Jagemann,

die in dieſem Werke befindlichen

Bemerkungen betreffend.

Es hat dem Herrn Bibliothekar Jägemann in Weimar gefallen, eine ſo genannte Ehrenrettung Italiens wider mich zu ſchreiben, und ſolche im deutſchen Muſeum abdrucken zu laſſen. Obgleich Streitſchriften mancherley Art wenig Intereſſe fürs Publikum haben, ſo dürften doch ſolche, die ein großes und berühmtes Land betreffen, zu den Ausnahmen gehören; da es hier wohl nicht gleichgültig ſeyn kann, wer Recht hat. Nach Herrn Jagemanns Behauptung ſteht das mit ſo vielen Vorzügen der Natur begabte Italien auch in der Cultur oben an; da hingegen ich dieſen Erdraum in Anſehung der meiſten Eigenſchaften, die ein Volk veredeln können, zu einer ſehr untergeordneten Klaſſe rechne.

Ich wünſchte indeſſen, daß Herr Jagemann, deſſen Kenntniſſe ich übrigens ſchätze, ſich nicht durch den Enthuſiasmus für ſein geliebtes Italien zu unanſtändigen Ausdrücken und Behauptungen hätte hinreißen laſſen. Die gröbſten Unwahr-

heiten, vorsezlich falsche Behauptungen, Schmähsucht, Verläumdung, hämische Bemerkungen, u. s. w. sind Flöskeln, die noch ganz den Stempel der Zelle haben, und unter Mönchen *) vielleicht für Galanterien gelten, deren eigentliche Bedeutung in der gesitteten feinen Welt aber Herr Jagemann in dem eleganten Weimar, wo er so vortrefliche Muster vor sich hat, noch nicht gelernt zu haben scheint, daher ich ihm die damit verknüpfte Beleidigung auch gern verzeihe. Es gehört in der That ein hoher Grad von Bosheit dazu, ein ganzes Volk vorsezlich zu verunglimpfen, und zwar eine Nation, die nicht am Südpol, sondern uns in der Nähe wohnt, deren alte und neue Geschichte wir wie unsre eigne kennen, und die jährlich von so vielen Deutschen besucht wird.

Unsre beiden Urtheile und Meynungen von Italien sind sehr von einander unterschieden. Dieß ist beym ersten Anblick auffallend; da hier zwey Männer auftreten, die beide einen langen Aufenthalt in diesem Lande gemacht, und beide, durch erworbene Kenntnisse, das Recht zu haben glau-

*) Bekanntlich ist Herr Jagemann Mönch des Augustiner Ordens gewesen. Das Kloster, das er bewohnte, lag in der Stadt Fiesole.

ben, ihre Urtheile öffentlich der Welt vorzulegen; allein eine nähere Betrachtung löst dieß Räthsel auf. Es ist daher durchaus nöthig, dem zweifelnden Leser den Standpunkt anzuzeigen, aus dem er unsern Streit, und die Ursachen der großen Verschiedenheit unsrer Meynungen zu beurtheilen hat.

Nichts ist wohl contrastirender, als Herrn Jagemanns vormalige Lebensart und die meinige. Ich that schon in einem Alter von funfzehn Jahren Feldzüge, und nach geendigtem Kriege führte mich der Durst nach Kenntnissen und eine unsägliche Begierde zu reisen zweymal fast durch ganz Europa, und zwar in einem Zeitraume von sechszehn Jahren. Ich sah alle Provinzen Deutschlands, die Schweiz, England, Holland, die Oesterreichischen Niederlande, Frankreich, Italien, Dänemark, Norwegen und Pohlen; in jedem dieser Länder war ich mehr als einmal, ein Umstand, der wegen erweiterter Kenntnisse und neuer Vergleiche sehr zur Berichtigung alter Urtheile dient. Ich versuchte das Studieren mit den Reisen zu verbinden, bemühte mich dabey leidenschaftlich Bekanntschaft mit berühmten und merkwürdigen Menschen zu machen, und wo möglich ihren

Umgang zu genießen. Mein ganzes Leben also, von meinem ersten Jünglingsalter an, war Thätigkeit; während Herr Jagemann in einer Augustinerzelle sich pflichtmäßig mit dem Brevier beschäftigte, und weltlichen Wissenschaften nur in den Nebenstunden, oder wie sie in den Klöstern heißen, in den Recreationsstunden, mit Erlaubniß der Obern obliegen konnte. Daher mußte nun freylich ein jeder von uns einen unendlich verschiedenen Maaßstab haben; da ein rastloser Weltmann, dem Europa zu enge war, und ein andächtiger Klosterbruder, der in seiner Zelle Raum genug hatte, wohl die am meisten entgegengesetzten Menschen sind, die man sich nur denken kann. Ich gestehe übrigens, daß ich Italien nicht so strenge beurtheilt haben würde, wenn ich nicht in diesem Lande täglich und stündlich, selbst unwillkührlich, Vergleiche mit der hohen Cultur Englands gemacht hätte; einer Cultur, von welcher ich nur ein schwaches Bild aufgestellt habe, das aber dennoch hinreichend ist, den unmeßbaren Abstand beider Länder einem jedem anschaulich zu machen.

Ich bin nicht so stolz, meine Bemerkungen für neu auszugeben, ich habe nur das geringe Ver-

dünkt, sie vielleicht zweckmäßiger wie andre Reisende gruppirt zu haben. Herr Jagemann aber, der nichts als Lob verlangt, entblödet sich nicht, die berühmten Schriftsteller, Smollet und Sharp, die von Italien auch nicht vortheilhaft geurtheilt haben, als die elendesten Schmierer zu behandeln, und zu sagen, daß sie Italien nicht um einen Pfennig werth Ehre ließen, daß dieß Land für sie ein Gegenstand war zum rasend werden, und daß die Engländer sich ihrer und ihrer Reisebeschreibungen schämen. Die Engländer sich eines Smollets schämen? Welche Idee! Wenn sich denn doch jemand schämen soll, so gestehe ich, daß ich mich im Namen des Ehrenretters schäme.

Obgleich Smollet auf seiner Reise kränklich und mürrisch war, so konnte der Verfasser des Pelegrine Pickle und des Humphry Klinker, dieser große Welt- und Menschenkenner, doch wohl lehrreiche Bemerkungen mitten unter seinen melancholischen Betrachtungen niederschreiben; und dieses hat er gewiß gethan, ohne dabey zu wünschen, daß die Regierungen in Italien die diebischen Wirthe möchten rädern lassen. Wie kann Herr Jagemann einen solchen Wunsch in die

Seele eines Engländers legen, die bekanntlich über Nation dieſe Rädereſſe verabſcheut? Entweder er weiß blutwenig von den brittiſchen Sitten, welches man doch von einem gelehrten Bibliothekar nicht wohl vermuthen kann, oder, welches ich noch mehr bedaure, ſeine Hitze reißt ihn über die Gränzen ſeines Wiſſens hinaus, und raubt ihm die ſo nöthige Kaltblütigkeit, die doch durchaus zur Prüfung der Wahrheit gehört.

Der Unwille des Ehrenmannes ſtrömt auch über den Franzoſen Boudar aus, Verfaſſer des Espion Chinois, der ſich gleichfalls freye Bemerkungen über ein Land erlaubt, worin er nie zwey Jahre gelebt hatte. Er wirft dieſem Schriftſteller ſeine in Italien genoſſenen Wohlthaten vor, und hegt auch die unphiloſophiſch wunderliche Meynung, daß die Anzahl der zu ſich genommenen Freymahlzeiten das Lob eines Landes beſtimmen müſſen. Ein jeder Unbefangener muß einräumen, daß die Gaſtfreyheit, dieſe zur Beförderung der Geſelligkeit ſo nöthige und verdienſtliche Sitte, nur gegen einzele Perſonen, aber nicht gegen ganze Städte und Länder verbindet. Der Reiſende iſt unwürdig, dem Publico ſeine Bemerkungen vorzulegen, der wegen der Menge wohl-

sieht. Er findet keine Mängel und Fehler in fremden Staaten wahrzunehmen, sondern alles vortreflich und unverbesserlich findet, weil sein Magen gut gefüllt wird. Dieses erwartet auch der Herr Bibliothekar, obgleich in Italien die Gastfreyheit gewöhnlich nur sparsam ausgeübt wird. Freylich kommen sodann die Mahlzeiten höher in Anschlag. Ich überlasse ihm diesen Tarif zu machen, da man besonders in Klöstern, wo der Wanst der irdische Gott ist, sich vorzüglich dazu qualificiren kann.

Fast schämte ich mich, die Beschuldigung des englischen Ehrenretters zu widerlegen, wenn er sagt: „Schon in den ersten Zeilen zeigt der Herr „Verfasser eine ungemein große Unwissenheit in „der Geographie, Religion, und Sprache Italiens.“ Ich werde durch diese läppische Beschuldigung zu der verächtlichsten Klasse von Halbmenschen herabgewürdigt, die ein Land in allen seinen Theilen bereiset, und sich Jahre lang darin aufhalten, ohne weder von der Geographie, noch von der Religion, noch von der Sprache eines solchen Landes Begriffe zu haben. Ich dächte, daß wohl kein Zweifel herrscht, daß, im Ganzen genommen, das Clima in Italien einerley sey. Es ist ein

warmes Land, die Provinzen mögen von den Gebirgen oder dem Meere weit entfernt seyn, oder denselben nahe liegen. Ein Naturforscher mag zu physikalischen Beweisen dieses näher bestimmen; in philosophischer Rücksicht aber, da hier keine besondre Hypothese darauf beruht, ist es hinreichend, diesen ganzen Erdraum als ein warmes Clima zu bezeichnen. Die bekannte Verschiedenheit desselben, in Ansehung der südlichen und nordlichen Provinzen, aber ist nicht so groß, daß sie den sittlichen Charakter der Italiener bestimmen sollte. Der hier überaus tief eindringende Beobachtungsgeist des Herrn Jagemanns aber hat die sittliche Verschiedenheit der kleinsten Bezirke in Toskana bemerkt, und zwar, wie er erzählt, in seinem Kloster in Florenz, am Feste der Verkündigung Mariä, bey Verehrung eines Wunderbildes. Er hat bey dieser Andachtsübung beobachtet, daß die Sitten der Bewohner der pistojesischen und limigianischen Gebirge so rein und heiter sind als die Luft, die sie athmen; auch bey Ochsen und Eseln hat er diese Verschiedenheit gefunden.

Wenn ich sage: „Die Religion ist in Italien einerley," so sieht wohl ein jeder, daß ich von der allgemein herrschenden katholischen rede,

die hier noch bis auf den heutigen Tag keine andre christliche toleriert. Herr Jagemann aber dehnt diesen Ausdruck mit großer Spitzfündigkeit weiter aus, und meynt, daß in einigen Staaten die Geistlichkeit mehr aufgeklärt, und der Aberglaube geringer sey; worauf er nach wahrer Mönchs Logik den Schluß fällt: daß ich Unrecht habe, die Religion in Italien für einerley zu halten.

Auch in Ansehung der Sprache konnte ich wohl, ohne im Traume zu schreiben, keine andre als die italienische im Sinne haben, wenn ich anführe, daß sie in Italien einerley ist; denn die Mundarten, die alle mehr oder weniger italienisch sind, können doch niemand berechtigen, diesem Lande vielerley Sprachen beyzulegen. Die verworrenen Dialekte, worin auch kein erträglicher Schriftsteller schreibt, verdienen wohl gewiß den Namen Sprache nicht, wozu sie der Ehrenretter Italiens eigenmächtig erheben will. Diese kauderwelschen Mundarten zeichnen sich übrigens so sehr von der cultivirten Landessprache aus, daß nur ganz tauben Ohren der Unterschied entgehen kann. Es dürfte daher vor der Hand die alte Meynung beybehalten werden, daß in Italien die Sprache einerley ist, so wie man von Deutschland

ſagen kann, daß, aller Provinzialdialekte unerachtet, doch nur Eine wahre deutſche Schriftſprache Statt findet.

Ein jeder Leſer kann nun nach ſeiner eignen Logik beurtheilen, ob der Herr Bibliothekar Jagemann befugt iſt, mir blos wegen des gebrauchten Ausdrucks: „Clima, Religion, und Sprache „ſind in Italien einerley,“ eine ungemein groſſe Unwiſſenheit in der Geographie, Religion, und Sprache des Landes vorzuwerfen.

Ich nehme von der Behauptung, daß in Italien weiſe Geſetze ſehr ſelten ſind, nichts zurück. Die neuern Geſetze in der kleinen Provinz Toſcana machen hier nur eine geringe Ausnahme, da von dem ganzen Lande die Rede iſt. Herr Jagemann bekämpft in ſeiner Diatribe dieſe Behauptung aus allen Kräften, weil er ganz andre Begriffe als ich von weiſen Geſetzen zu haben ſcheint; er führt eine Menge guter Verordnungen und ökonomiſcher Anſtalten an: er redet von Landſtraſſen, von Dämmen gegen reiſſende Flüſſe, von Hoſpitälern, und verſchont nicht einmal die pontiniſchen Sümpfe, um die Weisheit der italieniſchen Geſetzgebung unwiderſprechlich zu beweiſen. Aber, mein theurer Herr Bibliothekar! es iſt ja

nicht die Rede von Lappland oder Kamtschätka, wo solche Anstalten unsre Bewunderung erregen würden, sondern von einem cultivirten Lande, dem Sitze der Künste, wo dergleichen lobenswerthe Operationen ohnehin vorauszusetzen sind, und die folglich auf der Waagschale der jetzigen hohen Cultur der aufgeklärtesten Nationen kein außerordentliches Gewicht haben. Wäre Herr Jagemann mit der Statistik der europäischen Staaten bekannt, ja wüßte er nur, was man im Preußischen seit vierzig Jahren zur Verbesserung der Länder für Verfügungen getroffen hat, er wäre gewiß mit seinem Verzeichnisse zu Hause geblieben.

Wozu die überflüßige Gelehrsamkeit des Ehrenretters, um zu beweisen, daß in den vorigen Jahrhunderten in dieser und jener Provinz Italiens manches wohl überdachte Gesez in Rücksicht auf Handel und Gewerbe gegeben worden ist? Wer wird dieses einen Augenblick bezweifeln? Die Geschichte des berühmten Landes ist zu bekannt, und in dieser Rücksicht wage ich dreist Behauptungen, ohne sie erst mit Beyspielen zu belegen, wozu Folianten gehören, die ich nicht schreiben wollte, und niemand lesen würde. Ein jeder unpartheyische Geschichtforscher, der die Jahrbücher der Staaten

mit philoſophiſchem Geiſte ſtudirt, wird mir Recht geben. Die Reſultate dringen ſich von ſelbſt auf. In dieſem Bewußtſeyn konnte ich ſie niederſchreiben, ohne, wie Herr Jagemann ſagt, zu verlangen, daß man mir auf meine Cavalierparole glauben ſoll. Dieſes müßte der Fall ſeyn, wenn ich über Japan ſchriebe. Aber über Italien? Hier iſt in wenig Worten eine Skize, wie es jezt iſt, und nur ein Fremdling in der Geſchichte unſrer Tage kann dazu Belege fodern:

Man ſtelle ſich ein Land vor, wo nicht die geringſte Aufmunterung zur Cultur der Geiſtesfähigkeiten iſt; wo das canoniſche Recht als die vornehmſte aller Wiſſenſchaften angeſehen wird; wo man eine unbedeutende Schlägerey auf der Gaſſe, und einen Meuchelmord beide mit den Galeeren beſtraft; wo die Kirchen zu Freyſtätten für die verruchteſten Böſewichter dienen; wo die Folter, die Anklage der Zauberey, und die ſogenannten Gottesgerichte noch gäng und gäbe ſind; wo die gewöhnlichſte

Züchtigung für geringe Vergehungen der Schnellgalgen iſt, der die Leidenden zu Krüppeln, und folglich zu fernern Arbeiten untüchtig macht, (eine Strafe, die das Gepräge der höchſten Barbarey trägt;) wo die Handauflegung an einen Prieſter ein Capitalverbrechen, die Toleranz ein unbekanntes Wort, und die Freyheit ein Unding iſt; wo der Aberglaube mit ſeinem eiſernen Zepter von den Alpen bis an die äuſſerſte Landſpitze Italiens, in Palläſten und in Hütten gleich allmächtig herrſcht; wo der Cölibat für die höchſte Tugend, und der Patriotismus für keine gehalten wird; wo die Finanzeinrichtungen ſchlecht ſind; wo der Kriegsetat zu Lande und zu Waſſer elend; wo der Handel unbedeutend iſt, und der Ackerbau vernachläſſigt wird. Wenn dieſes, mit geringem Unterſchiede, mehr oder weniger, die unleugbare Charakteriſtik eines ganzen Landes iſt, ſo dürfte es doch wohl erlaubt ſeyn, von demſelben zu ſagen, daß ihre Regierungen nun

weiſe Geſetze allda ſelten ſind, und daß die National-Cultur noch nicht zu einer großen Höhe geſtiegen iſt.

Dieſe Staatsgebrechen Italiens, die jedermann bekannt ſind, aber dem grundgelehrten Hrn. Bibliothekar, welcher mit lauter Unwiſſenheit um ſich wirft, nicht bekannt zu ſeyn ſcheinen, veranlaßten den berühmten Beccaria in ſeiner vortreflichen Schrift: Von Verbrechen und Strafen, wenigſtens einen Theil derſelben zu rügen. Dieſer italieniſche Philoſoph, deſſen Competenz ſeine Nation zu beurtheilen der Diatribiſt wohl nicht bezweifeln wird, klagt unter andern über die unglaublichen Juſtizmängel in ſeinem Vaterlande, und ruft endlich aus: *) „Was nenn' ich „Geſetze! Das ſchäckigte Allerley verwirrter Einfälle, welche ſich wechſelsweiſe aufheben und einander widerſprechen, wodurch der tugendvolle „Weiſe gar oft der ſtrengſten Strafe ausgeſetzt „wird: verwirrter Einfälle, ſage ich, welche den „Begriff von Tugend und Laſter wankend und „zweifel-

*) Von Verbrechen und Strafen S. 32. nach der deutſchen Ausgabe des Herrn Ordinarius Hommels

„weifelhaft machen, tolle und unnütze Anord„nungen, welche uns unſerer Güter nicht ver„ſichern, und den ganzen Staatskörper in ei„nen Todtenſchlummer verſenken?“ Er ſagt ferner: *) „Hätte ich auch kein ander Verdienſt, „als daß ich deutlicher, als jemals vor mir geſchehen „iſt, Italien dasjenige vor Augen gelegt habe, was „bereits andre Nationen zu ſchreiben gewagt, „und auszuüben angefangen, ſo würde ich mich ſchon „für glücklich halten; gelänge es mir aber vollends, „daß ich zur Behauptung der allgemeinen menſch„lichen Rechte etwas beytragen, und irgend ein „unglückliches Schlachtopfer der Tyranney oder „Unwiſſenheit (zwey gleich ſchreckliche Scheuſale) „der Todesangſt entreißen könnte, ſo würde mein „Glück vollkommen ſeyn.“

Der Diatribiſt entſchuldigt die Regierungen in Italien wegen der Fortdauer der abergläubiſchen Meynungen und Gebräuche, weil ſie dieſen Theil der Aufklärung den Biſchöfen überlaſſen; dagegen verſichert er, daß zur anderweitigen Aufklärung durch Künſte und Wiſſenſchaften ſo viele Stiftungen und öffentliche Anſtalten vorhanden wären, daß nur ein Reiſender mit verſchloſſenen

*) Seite 57. eben daſelbſt.

Augen selbige nicht sehen könnte. Da es menschenfreundlich ist, selbst seinem Gegner philosophische Lehren zu ertheilen, so erkenne ich, wie sich's gebührt, die Herablassung des Herrn Bibliothekars, mir, wie er ausdrücklich sagt, **den wahren Maasstaab der allgemeinen Aufklärung eines Volks an die Hand zu geben.** Ich soll nämlich blos die Sprache einer Nation untersuchen. „Ist sie, (sagt er,) „so reich, daß sie alle Gegenstände der „menschlichen Kenntnisse, alle Schattierungen der „Ideen, alle mögliche Richtungen und Wendungen der menschlichen Affekte durch eigene Worte „und Redensarten ausdrücken kann; sind alle „Ideen eines Volks anschauend; sind alle Pflichten des gesellschaftlichen Lebens eines jeden Standes und Berufs in Sprüchwörtern und Bildern „vorhanden; sind diese so voll Ausdruck, Witz und „Lebhaftigkeit, so deutlich und kurz, daß sie in das „Herz und Gedächtniß eines jeden Menschen leicht „eindringen, so kann der Herr v. Archenholtz versichert seyn, daß ein solches Volk so aufgeklärt ist, „als man es vernünftiger Weise wünschen kann. „Daß diese Eigenschaften der italienischen Sprache „in einem viel höhern Grade, als andern europäischen zukommen, davon kann er sich durch das

„reiche Wörterbuch der florentiniſchen Akademie „della Cruſca, und durch viele andere Bücher, „die theils von den allgemeinen Sprüchwörtern „und Redensarten Italiens, theils von jenen be„ſondern Provinzen handeln, überzeugen.“ (Alſo ein Wörterbuch, das man, um es auszudehnen, mit ſo vielen unitalieniſchen, z. B. lateiniſchen und franzöſiſchen Wörtern, mit italieniſchen Endigungen geſchwänzt, angefüllt hat, das folglich Wörter enthält, die in Italien der kleinſte Theil, ſelbſt der feinen Welt nicht verſteht, dieſes ſoll den großen Culturmaasſtab von ganz Italien abgeben? —) Und nun das Reſultat: „Er vergleiche ſie mit „jenen Sprachen anderer europäiſchen Nationen, „und er wird gar bald gewahr werden, daß ſie „dieſelben an Witz, Feinheit des Geiſtes, an „Scharfſinn, Klugheit, Welt- und Naturkennt„niß weit übertreffen.“ Das Problem, welches unwiderſprechlich das aufgeklärteſte Volk der Erde ſey, iſt alſo im Jahre Chriſti 1786 durch den Herrn Bibliothekar Jagemann in Weimar, vermöge ſeines ſinnreichen Maasſtabes, zum Vortheile der Italiener völlig aufgelöſt.

Der Herr Bibliothekar, der den zweiten Theil meines Werks beurtheilt, muß den ersten nicht gelesen haben, oder, welches mir wegen der ihm mangelnden Kenntniß des englischen Volks leid thut, nicht haben lesen wollen, weil er von den Mördergruben an der Themse spricht, wo es bekanntlich keine giebt; sie passen zu den brittischen Sitten so wenig, als disputirende Zusammenkünfte, wo man über Freyheit, Aberglauben, und die Rechte der Menschheit öffentlich urtheilt, in Venedig, Rom oder Neapolis denkbar wären.

Der Ehrenretter, der alles durch ein italienisches Microscop betrachtet, und wahrscheinlich die Schattenspielmänner und Gaukler dieses Landes im Kopfe hat, sagt, ich soll nicht erwarten, daß er mich als einen Wundermann anstaune. Welche Wunderdinge habe ich denn geschrieben? Es ist wahr, ich habe nicht nachgebetet, sonst wären auch meine Reisebemerkungen sehr überflüßig gewesen; wo ich aber entscheidend sprach, war die Geschichte, womit ich nicht unbekannt bin, und die Erfahrung auf meiner Seite. Mein Werk liegt jedermann zur Prüfung offen; von Herrn Jagemann konnte ich freylich, wegen seiner unbegränzten Parteylichkeit, keine Zustimmung hoffen, obgleich manche

darin enthaltene Bemerkung ſeine Ideen würde berichtigt haben. Er iſt ſo ganz Italiener, obgleich von Geburt ein Deutſcher, daß er hier ohne alle Urſache, und ohne einen Beweis dadurch aufzuſtutzen, den großen Haufen der deutſchen Reiſenden, die über die Alpen gehen, wie Lotterbuben behandelt; denn er ſagt, daß von keiner Nation ſo viel ſchlechtes Geſindel nach Italien wallfahrtet als von der deutſchen, und daß die Aufgeklärten ſich zu dieſem Wuſt wie 1 zu 1000 verhalten. Man ſieht hieraus, daß die Arithmetik eben nicht die Stärke des Herrn Ehrenretters ſeyn muß. Es iſt übrigens hier nicht von den religiöſen Wallfahrern, ſondern von wirklichen Reiſenden die Rede; z. B. von ſolchen, die, wie er ſachkundig bemerkt, der Krämerey wegen reiſen. Die gewöhnlichen deutſchen Krämer laſſen Italien wohl in Ruhe; iſt aber ihr Handel ausgedehnt, ſo daß ſie in den Rang der Kaufleute treten, daß ſie entweder ſelbſt koſtbare entlegene Reiſen thun, oder geſchickte Buchhalter dahin ſenden können, ſo dürften dieſe wohl nicht zu dem ſchlechten Geſindel gezählt werden. Wer ſieht hier nicht, daß der Ehrenretter die italieniſchen Tabulettkrämer, Käſehändler und Poſſenreißer im Kopfe hat, die allent-

halben herumziehen? Wenn man so seltsam heterogene Dinge unter einander wirft, so giebt man einen überzeugenden Beweis, daß man keinen Beruf habe, mit seinen Urtheilen aufzutreten.

Herr Jagemann, der nichts als Lob verlangt, der allen Unwissenheit vorwirft, die nicht seinem ungegründeten Panegyricus beystimmen, hütet sich sehr den Herrn Professor Schlözer zu nennen, oder hat vergessen, daß dieser würdige Gelehrte, auf den Unwissenheit wohl nicht passend ist, auch von dem gegenwärtigen Zustande der Cultur Italiens sehr nachtheilige Meynungen hat, die öffentlich gedruckt sind. Man muß die Parteylichkeit außerordentlich weit treiben, oder gar keine Begriffe von der Entwickelung und Anwendung der Nationalfähigkeiten eines cultivirten Volks haben, um nicht das Zurücksinken der Italiener zuzugeben. Herr Jagemann aber, gewohnt als Ordensgeistlicher leere Räume zu durchirren, und sich in Gedanken bis in den Himmel zu versteigen, macht einen Salto mortale, und behauptet, daß seine geliebte Nation auch in keiner Wissenschaft hinter den cultivirtesten Völkern Europens stehe; ja er fodert mich auf, das Gegentheil zu beweisen. Dieser Beweis würde eine

Verspottung des lesenden Publikums seyn; denn jeder, der nicht ganz ein Fremdling in der Litterärgeschichte ist, ja wenn er auch nur unzusammenhängende Ideen von dem gegenwärtigen Zustande der Wissenschaften hat, muß gewiß bey dieser sonderbaren Behauptung des gelehrten Bibliothekars lächeln. Selbst die Fakultätswissenschaften werden in Italien so schlecht cultivirt, daß man ins 16te Jahrhundert zurückgesezt zu seyn glaubt. Ich erstaune, daß Herr Jagemann als Theolog sich nicht des unermeßlichen Abstands erinnert hat, der zwischen der Theologie Statt findet, wie sie in allen ihren Zweigen in Italien und Deutschland cultivirt wird. Hier fällt aller Vergleich weg. Von dem elenden Zustande der Medizin und der Chirurgie in diesem Lande bin ich selbst ein schreckliches Beyspiel. Ein unglücklicher Fall nöthigte mich, zu Aerzten und Wundärzten, den berühmtesten in den größten Städten Italiens, meine Zuflucht zu nehmen; ich wurde das Opfer ihrer Ignoranz, in meinen besten Lebensjahren gelähmt, und zum Invaliden gemacht.

Es wäre lächerlich, alle Wissenschaften zu nennen, worin die drey wahrhaft aufgeklärtesten Nationen unsers Erdballs, die Engländer, die Deut-

ſchen, und die Franzoſen, nicht allein einen unleugbaren Vorzug vor den neuern Italienern haben, ſondern vielmehr ſo weit über ſie erhaben ſind, daß eine Parallel zwiſchen ihnen zu ziehen wider die Nächſtenliebe ſeyn würde. Ich müßte die Nomenclatur der ganzen Encyclopädie niederſchreiben. Dieſe Auffoderung alſo wird nicht angenommen. Wenn ein Neuſeeländer am Ufer ſeinen Speer ſchwingt, ſo iſt es weder ſchicklich noch gebräuchlich, aus allen Kanonen auf ihn zu feuern.

Herr Jagemann iſt ſo höflich zu vermuthen, daß ich mein Urtheil über Italiens Gelehrte wohl nach den bettelnden Ciceronis geformt haben dürfte. Dieſe unartige Vorausſetzung bedarf keiner Widerlegung. Von allen Arten von Menſchen in Italien habe ich die Ciceronis am wenigſten kennen lernen; ich habe ſie nie gebraucht, ſelbſt in Rom nicht, wo ſie der Troß der Reiſenden für unentbehrlich hält; ſie waren mir in vieler Rückſicht verächtlich. Sein Zweifel, daß ich wohl nicht viel Gelehrte werde geſprochen haben, gründet ſich darauf, daß, wie er mit Recht ſagt, es in dieſem Lande nicht Sitte iſt, ſolche Männer zu beſuchen. Da ich zu derjenigen Klaſſe von Reiſenden gehöre,

die Sterne inquisitive Travellers nennt, und mit der italienischen Sprache nicht unbekannt war, selbst ehe ich zum erstenmale dieses Land betrat, so kann der Herr Bibliothekar mir dieß wenigstens auf mein Wort glauben, daß ich mich hierin nicht nach dem Costume richtete, sondern oft diese Lumina aufgesucht habe. Kein einziger von ihnen nahm den ultramontanischen Gebrauch übel; im Gegentheil schmeichelte eine so ungewohnte Sache ihrem Ehrgeiz, und verschaffte mir überall eine günstige Aufnahme. Ich hörte manches von ihnen, ihre Stadt und ihre Provinz betreffend, das nicht bey mir verloren ging; allein in gelehrten Materien fand ich sie oft so unwissend, und so weit hinter ihrem Jahrhunderte zurück, daß ich gern solche Gespräche einstellte, und meine unitalienischen Bücher zur Hand nahm. Der Herr Bibliothekar ist so gefällig, mir selbst zur Behauptung dieses Satzes das beste Argument an die Hand zu geben; denn mancher dürfte wohl fragen: woher es denn komme, daß die Sitte der Reisenden, Gelehrte zu besuchen, die in Deutschland und Frankreich, in England und Holland, in Schweden und in Rußland so gewöhnlich, in Italien nicht Mode ist? Hätte man hier gegen solche Besuche, als

Zeitverderb, wie ſie es denn auch nur zu oft ſind, einen Nationalwiderwillen, woher geſchieht es denn, daß die italieniſchen Künſtler von Reiſenden ſo ſehr überlaufen werden? Die Antwort iſt leicht: Es giebt in Italien viele geſchickte Künſtler, und ihre Arbeiten erzeugen daher die Achtung der Ausländer, dahingegen der unterrichtete Reiſende wenig Hofnung hat, bey dem italieniſchen Gelehrten ſeine erworbenen Kenntniſſe zu vermehren; der unwiſſende Reiſende aber, der blos wegen Privatgeſchäften, oder zu ſeinem Vergnügen, oder auch nur in der Abſicht reiſt, um ſagen zu können, daß er in dieſem oder jenem Lande geweſen iſt, bekümmert ſich ohnehin nicht um die Gelehrten.

Da man anfängt, in Deutſchland von den Schulen ſich gehörige Begriffe zu machen, und zweckmäßige Einrichtungen zu treffen; ja da unſre Nation hierin vor allen andern in Europa den Vorſprung gewonnen hat, ſo dächte ich, wüßte ein jeder deutſche Litterator, der mit ſeinem Jahrhunderte fortgegangen iſt, was man unter Schulen, Univerſitäten und Akademien verſtehen müſſe. Iſt man nur etwas ſtreng in ſeinen Foderungen, ſo kann man wohl unmöglich, wie

hier Herr Jagemann thut, die Schulen der italienischen Barnabiten, Piaristen, die bischöflichen Seminarien, und die Collegia der vormaligen Jesuiten anpreisen. Er giebt hiebey Nachricht, daß er zehn Jahr in einem Augustinerkloster in Florenz Lehrer gewesen sey, und versichert auf seine Ehre, daß er viele Schüler gehabt hat, die es in Humanioribus, besonders aber im Styl der lateinischen und Muttersprache sehr weit gebracht haben. Mit dem langen Verzeichniß der noch lebenden Mönche aller Orden, von deren Lippen, wie er sagt, eine wunderbare Beredsamkeit in lateinischer Sprache strömte, hat der Ehrenretter das Publikum verschont; wenn man seinen seraphischen Versicherungen Glauben beymißt, so sind die Schulen und Akademien in Italien vortreflich, und die Universitäten mit lauter berühmten und unsterblichen Männern besezt. Mein Tadel ist nicht hämisch, wie Herr Jagemann in seinem Augustinerton wähnt. Es wäre mehr als lächerlich, wenn ich die Gelehrten Italiens nach der Reihe kritisch beurtheilen wollte. Kein Sterblicher, wäre er auch größer als der alles umfassende Leibnitz, und hätte er auch alle persönlich gekannt, ist die

ſes zu thun vermögend. Ein Freund der Litteratur und der Wahrheit aber dürfte wohl gerechtfertigt ſeyn, wenn er nach genauer Erkundigung analoge Schlüſſe machte, die Wirkungen von den Urſachen ableitete, und ſodann, wenn alles zuſammenträfe, glauben müßte, ſich in ſeinem Urtheile nicht geirrt zu haben. Dieſen Geſichtspunkt habe ich aus Achtung fürs Publikum nicht aus den Augen verloren, und ich prüfte dabey meine Ausdrücke ſorgfältig, da von einer groſſen und berühmten Nation die Rede war.

Der Diatribiſt erklärt meine Worte geradezu für Erdichtung, wenn ich ſage, daß ich in Piſa einen bücherſchreibenden Profeſſor der Mathematik gekannt habe, der von Leibnitz nichts wüßte. Zur Urſache dieſer unartigen Erklärung giebt er vor, die in Piſa vorhandenen Profeſſoren dieſer Scienz zu kennen, und von ihrer Bekanntſchaft mit Leibnitz überzeugt zu ſeyn. Da der Herr Bibliothekar die Mathematik und die Philoſophie, ich meyne diejenige, die in Klöſtern ganz unzugänglich iſt, nie cultivirt hat; ſo könnte ich ſeine Competenz zu dieſer viele Jahre vorher gethanen Prüfung, wozu er keine Veranlaſſung hatte, bezweifeln. Allein ich will annehmen, daß alle in dem

lezten und vorlezten Decennio in Piſa exiſtirende Lehrer der Mathematik ſeine Buſenfreunde geweſen ſind, und daß ſie ſämtlich Leibnitz gekannt haben, ſo iſt es doch ſonderbar, daß Herr Jagemann auch den von mir bemerkten Profeſſor, ohne daß ich deſſen Namen nenne, durchaus als einen mit Leibnitz vertrauten Lehrer aufführen will. Es iſt nicht unmöglich, daß dieſer Profeſſor, den ich wegen ſeiner Ignoranz nicht für ein Phänomen in Italien hielt, nur zufällig in Piſa war, und nicht zu dieſer Univerſität gehörte; genug er wurde mir als Profeſſor und Schriftſteller bekannt gemacht. Da er ſich im Geſpräch durch nichts auszeichnete, und mir die in Italien unter Gelehrten gangbare Unwiſſenheit (ich bediene mich dieſes Worts allemal in Bezug auf das Wiſſen und die Progreſſen der aufgeklärteſten Nationen unſers Welttheils) nicht mehr auffallend war, ſo bemerkte ich ſeinen obſcuren Namen nicht; überdem hatte ich damals auch nicht die entfernteſte Idee, je etwas über Italien zu ſchreiben, weil ſonſt meine im Lande ſelbſt aufgezeichneten Bemerkungen ausführlicher und zweckmäßiger ſeyn würden. Der gelehrte Bibliothekar iſt übrigens ſo treuherzig, zu geſtehen, daß er im Reiche der Wiſſenſchaften kein Fach außer

der Naturlehre und Naturgeschichte kenne, worin wirklich fortgeschritten werde.

Nach diesem Axiom nun muß Herr Jagemann meine den Italienern aller Stände zur Last gelegte Unwissenheit für höchst unrecht halten; da er aber doch dabey den Mangel an klugen unterrichtenden Unterredungen in Gesellschaften nicht ableugnen kann, so spottet er bitter über den in Deutschland herrschenden Gebrauch, daß nämlich Staatsbeamte, Geistliche, Soldaten und Frauenzimmer sich so viel mit der einheimischen und fremden Litteratur beschäftigen, und giebt zu, daß dieser gelehrte Luxus, oder vielmehr diese lächerliche Thorheit, wie er sie nennt, in Italien aus Mangel an Lesegesellschaften nicht in alle Klassen der Menschen eingedrungen sey. Hier verliere ich ganz den weltlichen Bibliothekar aus dem Gesichte, und glaube wahrhaft einen Mönch in seiner Kutte vor mir zu sehen, der wider Aufklärung eifert. Daß es keine Lesegesellschaften in Italien giebt, die meines Wissens nur Deutschland allein eigen sind, ist nicht zu verwundern; daß aber das aufgeklärteste Volk der Erde keine Leihebibliotheken hat, die bey andern, nach Herrn Jagemanns Maasstabe, minder auf-

geklärten Völkern, den Engländern, den Franzosen, den Deutschen, den Holländern, Schweden und Dänen im Gebrauche sind, dürfte billig befremden; und da diese mangelnden Hülfsmittel eine Hauptquelle der Unwissenheit auffallend anzeigen, so wird meine Behauptung dadurch allein schon, abstrahirt von allen andern Beweisen, nicht wenig bestätigt.

Bisher hat jedermann die Italiener für träge gehalten; eine Eigenschaft, die sich aus dem warmen Clima ihres Landes auch leicht erklären läßt, allein Herr Jagemann hat die Entdeckung gemacht, daß geschäftige Thätigkeit ein wesentlicher Zug des italienischen Charakters ist. Ich gestehe, daß ich diesen Zug nicht habe ausspähen können, und daß mir diese Kurzsichtigkeit mit allen Reisenden gemein ist, die noch je über Italien geschrieben haben. Es bleibt mir also nichts übrig, als den tiefdringenden Geist des Diatribisten zu bewundern.

Die Vorliebe zu Italien treibt Herrn Jagemann so weit, daß er, der allgemeinen Erfahrung zum Trotz, behaupten will, die Italiener cultivirten ausländische Sprachen. Man nehme die Höfe aus, wo ein nothdürftiges Französisch gere-

det wird, ſo iſt ſelbſt dieſe modiſche Sprache unter den höhern und mittlern Volksklaſſen in Italien ſehr wenig bekannt; die engliſche noch weit weniger — und nun vollends die deutſche? Hievon kann jeder urtheilen, der in dieſem Lande geweſen, und nur Ohren mitgebracht hat. Die Cultur der deutſchen zu beweiſen, führt Herr Jagemann die italieniſchen Offiziers an, die im ſiebenjährigen Kriege bey der kaiſerlichen Armee gedient haben, und deren Deutſch, wie er ausdrücklich ſagt, für ihn ein wahres Labſal geweſen iſt. Wer wird hier nicht Herrn Jagemann beneiden, der ſo leicht zu erquicken iſt? Wer da weiß, wie weit Oeſterreichs Sprachcultur und Litteratur noch vor dreyundzwanzig Jahren zurück war, welches alle Oeſterreicher einräumen, der kann ſich einen Begriff machen, wie die Lehrſtunden dieſer ſprachluſtigen Italiener im Lager, unter gröſtentheils ſehr rohen deutſchen Offiziers, ausgefallen ſeyn müſſen. Ich meines Theils geſtehe, daß ich nach deutſchen Converſationen mit dieſen Männern nie gegeizt haben würde, und daß ich Herrn Jagemann ſein Labſal gern gönne. Nach dieſem treuherzigen Geſtändniſſe ſollte es mir faſt leid thun, mit ihm in Urtheilen zu harmoniren.

Der

Der Herr Bibliothekar führt eine Anzahl Bücher an, die man aus ausländiſchen Sprachen ins Italieniſche überſezt hat, wobey er etwas pöbelhaft ſagt, daß mir beide Ohren gällen ſollen. Dieſe ihm im Kloſter beym Getön mannichfaltiger Glocken ſo geläufig gewordene Senſation prophezeiht er mir hier ſehr zur Unzeit; denn wie konnte es mir einfallen zu leugnen, daß manche ausländiſche Bücher italieniſch verdolmetſcht würden? Der größte Theil derſelben, die Herr Jagemann anzeigt, (angenommen, daß ſie wirklich italieniſch exiſtiren) ſind erſt nach meiner Abreiſe aus Italien herausgekommen. Es wird mich freuen, wenn man damit fortfahren wird, weil dieſes das einzige Mittel iſt, die über dieſes Land verbreitete Finſterniß aufzuhellen; übrigens aber weiß ich nicht, in wie fern dieſes Ueberſetzen die hohe Cultur eines Volks beweiſen ſoll. Daß aber der Buchhandel in Italien noch in der Kindheit, und ſelbſt in den größten Städten kein einziger reicher Buchhändler anzutreffen iſt, ſollte Herr Jagemann doch nicht leugnen. Er führt einige reiche Buchdrucker und Papiermüller an, die einen Nebenhandel mit Büchern, größtentheils mit Andachtsbüchern treiben. So anſehnlich aber ihre

ſonſtigen Gewerbe auch ſeyn mögen, ſo ſind ſie doch in Rückſicht des Bücherverkaufs nichts als Buchkrämer, denen es nicht einfällt, noch wegen dem eingeſchränkten Büchervertrieb einfallen kann, durch baare Vortheile die Gelehrten zur Arbeit zu vermögen; und da die Regierungen auch ſehr wenig, oder vielmehr keine Aufmunterung geben, ſo kann man in der That nicht erwarten, daß verdienſtvolle Männer, die keine Belohnung, weder an Geld noch an Ehre zu hoffen haben, ſich undankbaren Bemühungen unterziehen ſollten; denn es wäre unſinnig, zu behaupten, daß ſich in dem weitläufigen Italien gar keine gründlichen Gelehrten befinden. Ich habe im September 1784 in Weimar mit Herrn Jagemann über dieſe Materie geſprochen; er bekräftigte mir ſelbſt dieſen Mangel an Aufmunterung, und klagte, daß die Buchkrämer in Florenz den Autoren nur ein Honorar (wenn anders ein Trinkgeld dieſe Benennung verdient) von Einem Gulden für den Bogen bezahlen, obgleich dieſer Ort ſich von vielen andern Städten in Italien ſehr auszeichnet. Er verſichert in ſeiner Diatribe, den Geſchmack an der deutſchen Litteratur daſelbſt ſeit dem Jahre 1759 eingeführt zu haben; im Ernſt aber wird es

wohl niemand überreden, daß von den aufgeblasenen Toscanern, die selbst ihre Mit-Italiener als halbe Barbaren betrachten, andre Personen als Hofleute, die gewöhnlich bey ihrem Lobe nichts denken, der deutschen Litteratur und Sprache die ihr gebührende Achtung erzeigen. Es kann seyn, daß das ehemals zu Makulatur gewordene Buch des Abts Bertola: Idea della Poesia Allemanna, durch zufällige Begünstigung wieder aufgelegt worden ist, da hiezu nur der Wink einer Durchlauchtigen Person von deutscher Geburt vonnöthen war, deren es in Italien bekanntlich mehrere giebt. Hiedurch wäre das Unbegreifliche erklärt, das Herr Jagemann allenthalben findet, wo man mit ihm nicht einerley Meynung ist.

Um aber gerecht zu seyn, muß ich auch sagen, daß dieses Buch ganz und gar nicht dazu gemacht ist, den Italienern einen sehr vortheilhaften Begriff von unserer Poesie beyzubringen. Ich berufe mich dabey auf jeden Deutschen, der die berühmten Dichter seiner Nation zu schätzen weiß, mit der italienischen Sprache bekannt ist, und diese verhunzte Uebersetzung gelesen hat. Der gute Wille des Bertola war zu loben, aber sonst nichts; er verstand nur sehr unvollkommen Deutsch,

und sein Geschmack war nicht geläutert, welches man doch bey einer solchen weit umfassenden Unternehmung voraussetzen sollte. Ich will hier nur Ein Beyspiel anführen: Wielands Gedichte, der Stolz unserer Litteratur, und die allein verdienten, daß Ausländer unsere Sprache studieren, wenn auch nicht so viele andere vortrefliche Schriften dazu anreizten, sind längst unter uns nach ihrem großen Werthe geordnet. So ausnehmend schön auch die Mährchen dieses großen Dichters sind, so wird sie doch niemand für das Vorzüglichste von seinen unnachahmlichen Poesien halten. Dieses thut jedoch Bertola, wie man in der zu Makulatur gewordenen Ausgabe lesen kann.

Der Ehrenretter möchte den italienischen Buchhandel gern als blühend darstellen, und glaubt, daß er vielleicht nur deswegen kleine Begriffe erzeuge, weil dort keine Leipziger Messe ist. Haben denn Frankreich, England und Holland Büchermessen, und wer wird leugnen, daß der Buchhandel in diesen Ländern florirt? Daß die Buchkrämer in den großen italienischen Städten einander bisweilen ihre Bücher zusenden, kann jeder leicht erachten, da nicht von einem barbarischen, sondern von einem cultivirten Lande die Rede ist; die Beleh-

rung über dieſen Punkt hätte daher füglich weg bleiben können. Es ſcheint, daß mein gelehrter Gegner, gerührt durch die innere Ueberzeugung, in der Hitze zu weit gegangen zu ſeyn, gern wieder einlenken möchte, er verliert ſich aber in Widerſprüchen, und erregt wahrhaft Mitleiden. Denn nun heißt es: daß der groſſe Buchhandel nur viel Plunder in der Litteratur erzeuge, und die Bücher vertheure; daß man in Italien nur um des Ruhms willen ſchriebe; (ſo etwas zu behaupten, und zwar von einem Erdraume, wo kein Ruhm mit gelehrten Arbeiten verbunden iſt, kann nur durch eine übereilte Hitze im Federkriege gerechtfertigt werden) daß das Bücherſchreiben in andern Ländern ein verächtliches und vom Hunger erfundenes Handwerk ſey, welches Künſte und Wiſſenſchaften zu Sklaven des Buchhandels, und zu Buhlerinnen des Gewinnſts macht; daß der Nachdruck in Italien die Aufmunterung hemme, u. ſ. w. Wenn alſo der Buchhandel und das Schriftſtellerweſen in dieſem Lande unbedeutend iſt, wie es Herr Jagemann endlich gegen ſeine Vorderſätze ſelbſt einräumt, ſo wiſſen wir doch nun den Grund, der in dem edlen Ehrgeize der italieniſchen Gelehrten zu ſuchen iſt,

die nicht nach Geld, sondern blos nach Ruhm streben, und, zufrieden mit dem leztern, das verächtliche Metall den Ultramontanern gern gönnen. Daß übrigens der Nachdruck in Italien die Aufmunterung hindere, ist nicht unwahrscheinlich; daß aber bey einem aufgeklärten wißbegierigen Volke dieser schändliche barbarische Gebrauch, der uns in die Zeiten des Faustrechts zurücksezt, und eine weise Gesezgebung entehrt, dennoch kein Hinderniß der Aufmunterung ist, davon haben wir in Deutschland den stärksten Beweis, wo die Wissenschaften, so wenig hold ihnen auch die meisten Regierungen sind, ja so feindselig sich auch einige derselben gegen sie bezeigen, dennoch, durch einen blühenden Buchhandel unterstüzt, sich empor arbeiten.

Grundfalsch ist indessen die Behauptung, daß die französische Litteratur in Italien zu Hause sey. Einige Werke des Witzes von Voltaire, Fontenelle, u. a. m. ausgenommen, womit sich die kleine Lesewelt hier beschäftigt, sind sehr wenige französische Bücher, sowohl Originale als Uebersetzungen, gangbar. In den großen Bibliotheken sind solche zwar zu finden, allein die äußerst geringe Anzahl von Lesern, die sie hier aufsuchen, kommt doch un-

möglich in Betrachtung, wenn von der Nation überhaupt die Rede ist, die sich mit Büchern nicht beschäftigt, ja nicht einmal ihre eignen guten Produkte liest. Ariost, Tasso und Metastasio, machen hierin eine ganz besondre Ausnahme, da jedermann, selbst Leute vom Pöbel, die nicht lesen und schreiben können, viele Verse von diesen grossen Dichtern auswendig wissen. Sonst aber berufe ich mich auf alle Ausländer, die in Italien gewesen sind, ob sie in den feinen Gesellschaften der mittlern und höhern Volksklassen viel Spuren von Belesenheit gefunden haben. Das Frauenzimmer dieses Landes, die Hälfte des italienischen Menschengeschlechts, nimmt fast nie ein Buch in die Hand, die Toiletten der Damen werden damit nicht beschwert, und Herr Jagemann, der wahrscheinlich durch Amtspflichten und gelehrte Arbeiten abgehalten worden, selbst dabey zu assistiren, hätte sich diese unitalienische Sitte nicht einbilden sollen. Viele Damen in allen Theilen Italiens können nur sehr unvollkommen selbst ihre eigne Sprache lesen, und verstehn noch weniger zu schreiben. In Klöstern größtentheils erzogen, wird dieser Theil des gemeinsten Unterrichts unter dem Vorwande vernachläßigt, daß man nicht lernen

voll Liebesbriefe zu schreiben. Dieses ist sehr bekannt, und kann gar nicht geleugnet werden; auch hat Cagliostro in seinen Memoires damit diese seiner Frau fehlende Kenntniß der Schriftzeichen entschuldigt.

Herr Jagemann, der so sinnreich ist, alles zu vertheidigen, es mag eine wahre oder scheinbare Blöße seyn, glaubt, daß die Italiener nicht nöthig hätten, fremde Nationen zu besuchen, weil sie in ihrem Lande alles selbst fänden. Dennoch, um den Vorwurf abzuwenden, daß dieses Volk am Ende des achtzehnten Jahrhunderts so wenig reist, nimmt er zu alten Bücherverzeichnissen seine Zuflucht, um eine zahlreiche Menge von Namen solcher Italiener anzuführen, die im funfzehnten, sechzehnten, und den noch frühern Jahrhunderten gereist sind; wobey er von Marco Polo anfängt, dessen Reisen nach Asien im dreyzehnten Jahrhunderte, so wenig, wie die Welterdeckungen der großen Männer Columbus und Vespucius im funfzehnten und sechszehnten, die Reisesitte ihrer Nachkommen im achtzehnten Jahrhunderte beweisen können. Wozu also die vielen Namen längst verstorbener Reisenden, die Herr Jagemann mit fester Hand aus halb vermoderten Catalogen abschreibt? Diese Nomenela-

nur war überdem hier deſto entbehrlicher, denn er nennt ja eilf Italiener, die in dieſem Jahrhunderte wirklich gereiſt ſind, ohne, wie er ſagt, ſechsundzwanzig andre zu erwähnen, die nur blos Wien beſucht haben.

Es iſt ſeltſam, ein Buch anzugreifen, das in den Händen des Publikums iſt, ja ſogar eine Ehrenrettung eines ganzen Landes zu ſchreiben, ohne des Gegners Meynungen, Urtheilen und Behauptungen die geringſte Aufmerkſamkeit zu widmen. Ich hätte hier Gelegenheit, das ſchändliche Wort Verläumdung, womit ſich der Champion Italiens nicht entblödet hat meine Urtheile zu bezeichnen, ihm zurück zu geben; ich habe aber Nachſicht mit ſeinem italieniſchen Enthuſiaſmus, und ſchreibe es blos ſeiner übergroßen Hitze zu, daß er vielleicht unter allen Leſern des Werks England und Italien der einzige war, der nicht eingeſehen hat, daß ich nicht das Einzele, ſondern das Ganze beurtheile. Um zu wiſſen, ob die Italiener, das heißt, ein ſehr zahlreiches, uns nahe wohnendes Volk, heut zu Tage reiſen oder nicht, ſo hat man weder des Herrn Bibliothekars Namenverzeichniß, noch meine Verſicherungen nöthig; man forſche in den großen Städten Deutſchlands, wie viel Ita-

liener in Verhältniß mit andern Nationen reisen; Tonkünstler, Sprachmeister und Castraten, kurz, solche Leute ausgenommen, die, um Brod zu suchen, deutsche Provinzen durchkreuzen. Die äusserst geringe Anzahl derselben wird sodann unwidersprechlich bewiesen werden. Dieses ist der nämliche Fall in Frankreich, England, Holland, u. s. w. Wie kann denn Herr Jagemann es eine niedrige Verhöhnung der italienischen Nation nennen, wenn ich der bekannten Wahrheit gemäß sage, daß ihre bessern Volksklassen nicht reisen.

Wer der Meynung ist, daß Guicciardini und Machiavel als Geschichtschreiber nicht mit einem Robertson, Hume, Gibbon, Ferguson und Raynal zu vergleichen sind, der wird von dem Herrn Bibliothekar anders belehrt, der, auf seinem kritischen Dreyfuß sitzend, selbst die vorgedachten beiden Italiener herabsezt, um Davila, Adriani und Bentivoglio über sie zu erheben; endlich neigt er seinen Zepter gegen Paruta, der nach seinem Geschichtschreiber-Ideal den Vorzug vor allen andern verdient.

Auch sogar gegen die auf bekannte Erfahrung gegründete Bemerkung lehnt er sich auf, daß

nämlich die Italiener keine Schriften haben, welche die Philoſophie populär vortragen. Jedermann wird leicht einſehen, daß ich hier von der Philoſophie des Lebens rede, die, durch reizende Fictionen gelehrt, uns und einige andre Nationen vorzüglich auf die hohe Stufe der Cultur erhoben hat. Der Ehrenretter aber, der von dieſer Philoſophie auch nicht die einfachſten Begriffe hat, wie ſeine Diatribe in allen ihren Theilen unleugbar beweiſt, und dem Höflichkeit und feine Sitten böhmiſche Dörfer ſind, denkt gleich an die Philoſophiam, die er als Regens im Auguſtinerkloſter zu Florenz den Schulknaben docirt hat. Ich habe mit dieſer ſogenannten Philoſophie nichts zu ſchaffen, und würdige ſie nicht hier zu analyſiren. Die Dialogen des Galilei über die Weltſyſteme und des Algarotti über den Newtonianiſmus aber gehören gar nicht hieher; ſie werden auch in Italien blos von Gelehrten, aber gar nicht vom Volke geleſen.

Ich behaupte noch immer, daß in Italien mit den Künſten auch die Wiſſenſchaften im vorigen Jahrhunderte nach und nach in Verfall geriethen; trotz der Akademie del Cimento, die Herr Jagemann bey allen Gelegenheiten mit beſonderm

Wohlgefallen erwähnet. Die Litterärgeſchichte Italiens, jedoch immer in Rückſicht auf andere Nationen, mag hier entſcheiden. Wozu ſoll der im Jahre 1670 geſchriebene Brief eines gelehrten Engländers dienen, der an einen italieniſchen Prinzen gerichtet, und voller Lobſprüche iſt? Der Ehrenretter ſchreibt ein viele Seiten langes lateiniſches Fragment dieſes Briefes ab, und bedient ſich dabey des läppiſchen Ausdrucks, er hoffe, ich werde vor dieſem Briefſteller, weil er ein Engländer iſt, den Hut abziehen.

Wenn jemand noch nicht weiß, daß vortrefliche Romane z. B. Fieldings und Richardſons nützlich, ſchlechte aber verderblich ſind, der kann dieſes lang und breit von dem Diatribiſten declamirt hören; und um zu beweiſen, daß die Italiener nicht an Büchern Mangel haben, wo Unterricht mit Vergnügen verbunden iſt, wendet er ſich abermals zu ſeinem jederzeit zur Hand habenden Catalogus und ſchreibt friſch von der Fauſt die Titel von Büchern ab, die er offenbar ganz und gar nicht kennt; es iſt ihm hinreichend, wenn ſie nur einen romanhaften Titel haben. Er verirrt ſich in dieſes ihm fremde Labyrinth ſo ſehr, daß er ſogar La ſtoria amoroſa d'Irene e di Filandro anführt; ein mit

bekanntes Büchlein, das ungefähr mit der schönen Meluſine in eine Klaſſe geſezt werden kann. Dieſe Arbeit des Titelabſchreibens, wobey der Kopf ruhen kann, und wozu nur eine geſunde Hand erfodert wird, hat den Ehrenretter nicht ermüdet, ſondern vielmehr begeiſtert, ſo daß er kurz und gut ſeinen kritiſchen Stab bricht, und den hohen Ausſpruch thut, daß es faſt nicht möglich iſt, daß Italien in Anſehung ſolcher Bücher, welche die Philoſophie des Lebens lehren, und ſinnreiche Unterſuchungen über intereſſante Gegenſtände der Vorwelt enthalten, übertroffen werde, und daß ich, der ich das Gegentheil davon behaupte, in der italieniſchen Litteratur ſtockblind ſeyn müſſe.

Der gelehrte Herr Bibliothekar iſt ſo ſinnreich, in folgenden Worten, die in meinem Werke ſtehen, einen Widerſpruch zu finden; ein Beweis, daß der wahren Widerſprüche wohl keine daſelbſt ſeyn dürften, und daß ich die Materie wohl überdacht habe, weil ſonſt Fehler dieſer Art dem ſcharfſichtigen Auge meines beredten Gegners nicht entgangen wären.

Es heißt: „Obgleich die Italiener gern von „Politik ſchwatzen, und an allen europäiſchen

„Staatsbegebenheiten Theil nehmen, ſo iſt doch, „wenn ich Machiavels Werk ausnehme, nie ein „gutes Buch über dieſen Gegenſtand von ihnen „geſchrieben worden. Auch Ueberſetzungen werden „wenig gemacht, weil man gar nicht lieſt.“

Fernerhin heißt es: „Italien hat viele große „Staatsmänner hervorgebracht, die über die Re„gierungskunſt tief nachgedacht haben, ja keine „Wiſſenſchaft gehört ſo urſprünglich in Italien zu „Hauſe, als die Staatskunſt.“

Herr Jagemann meynt, daß ſich dieſes nicht zuſammenreime, und folgert aus den hier angeführten Worten, daß ich von der italieniſchen Nation mehr als einen Machiavel verlange. Nach dieſem Pröbchen von des Ehrenretters Logik, die doch ein Pater Regens vorzüglich handhaben muß, wird er mir erlauben, den meiſterhaften Unterricht zu bezweifeln, wodurch er, nach ſeiner Verſicherung, in zehn Jahren zu Florenz ſehr viele grundgelehrte Männer gebildet hat.

Die Italiener aller Volksklaſſen ſchwatzen von Politik, und bekümmern ſich um alles, was jenſeit den Alpen und den Meeren vorgeht, wobey ihre Urtheile freylich viel Unwiſſenheit zeigen; ihre Staatsmänner aber denken tief darüber nach, und

obgleich ihre Anzahl jezt kleiner wie ehemals ist, so beweisen doch einige neuere Maximen und Thatsachen, daß es an erfahrnen Männern in diesem Fache eben nicht fehle. So wie meines gelehrten Gegners und meine Begriffe fast über alle nur denkbare Gegenstände von einander verschieden sind, und schwerlich größere Antipoden als wir seyn können, in allen Ideen, die sich auf Philosophie, Gesetze und Cultur beziehen, so dürften wir auch wohl von der Staatskunst entgegengesezte Begriffe haben, und Herr Jagemann also hätte dießmal seinen Hauptcatalogus füglich undurchsucht lassen können.

Daß die neuern Reisen um die Welt in Italien im Jahre 1780 bekannt waren, beweist der Herr Bibliothekar dadurch, daß eine Anzahl französischer Exemplare von Cooks Werke nach Neapel in Commißion von einem speculativen Pariser Buchhändler geschickt worden sind, und einige italienische gelehrte Journale (die dort niemand liest als Gelehrte von Profession) davon Meldung gethan haben; ja selbst der hingeworfene Ausdruck eines Journalisten, der von diesen Reisen als bekannt spricht, muß dem gewandten Ehrenretter zum Beweise dienen, daß man in einem Lande, wo über

haupt nicht geleſen wird, (ich kann dieſe Wahrheit nicht zu oft wiederholen) von den großen Entdeckungen im Südmeere hinreichende Begriffe habe. Nach meiner Abreiſe aus Italien ſollen, der Verſicherung des gelehrten Bibliothekars zu folge, nicht allein eine Eloge auf Cook, ſondern auch die Ueberſetzung des magern franzöſiſchen Auszugs einer allgemeinen Geſchichte der Reiſen von la Harpe erſchienen ſeyn. Herr Jagemann nennt dieſen elenden Auszug die ganze Geſchichte von Cooks Reiſen, und indem er mich als den unwiſſendſten Menſchen behandelt, bey deſſen Unwahrheiten es ihm kaum möglich ſey, in den Schranken der Mäßigung zu bleiben, ſo beweiſt er unwiderſprechlich, daß er, ſo wie von vielen angeführten Dingen, auch von dieſen Seereiſen und Entdeckungen ſo gut wie gar nichts weiß. Daß dieſe Reiſen endlich anfangen den Italienern etwas bekannt zu werden, iſt mir von Herzen angenehm. Es iſt beſſer ſpät als niemals.

Der Herr Bibliothekar, der nun einmal im Zuge iſt, ſich auf ſeinem kritiſchen Roß herum zu tummeln, kennt wahrſcheinlich die goldne Autorregel des berühmten Teuffel nicht, daß es nämlich

gar

gar nicht übel ſey, wenn ein Schriftſteller etwas von der Sache verſtünde, worüber er ſchreiben wollte; denn er wagt ſich in das ihm ganz heterogene äſthetiſche Fach, um den neuern Dichtern Italiens eine Lobrede zu halten. Dieſer Gegenſtand begeiſtert ihn ſo, daß er den ihm von der Natur ſehr ſparſam zugetheilten Witz zuſammenkafft, um mit witzigen Brocken um ſich zu werfen, z. B. von dem Schlage: Er ſagt, daß ich das dichteriſche Genie nach dem preußiſchen Längenmaaß abmeſſe, u. ſ. w. Hier muß der liebe Index librorum wieder herhalten, und wahrlich iſt man dabey gezwungen, die Mäßigung des Ehrenretters zu loben, der gar leicht aus dieſem ſeinen Vademecum die Namen von tauſenden Sonnettenfabrikanten hier hätte abſchreiben können.

Um die elende Kanzelberedſamkeit der Italiener zu entſchuldigen, ſpricht der Diatribiſt von dem heulenden und bellenden Vortrage, der manchen deutſchen Predigern eigen ſeyn ſoll. Er redet mit Achtung von Herder, Spalding und Zollikofer, und ſezt ihnen drey italieniſche Auguſtiner entgegen. Ich habe von dieſen drey Mönchen nur einen predigen gehört, nämlich den Pater Chriſtiani in Rom; es war am Charfreytage,

und der Pabst selbst befand sich unter den Zuhörern. Da nun dieser Mann für den größten Kanzelredner in Italien gehalten wird, so habe ich nach der von ihm angehörten Predigt keine Ursache gefunden, mein Urtheil über die Kanzelberedsamkeit dieses Landes zu ändern.

Nichts ist mir aber in der ganzen Ehrenrettung so auffallend gewesen, als die ausdrückliche Behauptung, daß nämlich durchaus die guten Köpfe in Italien mit den neuern Sprachen bekannt wären, und daß ich den deshalb geführten Tadel, wie der Herr Bibliothekar sehr witzig sagt, aus meinem kleinen Finger gesogen habe. Ich bedaure um seines gelehrten Rufs willen die Blöse, die er sich dadurch gegeben hat; denn alle, die Italien in der Nähe und der Ferne kennen, werden bey dieser Behauptung lächeln, und nicht alle dürften geneigt seyn, dem Enthusiasmus des Ehrenretters eine so notorische Unwahrheit zu verzeihen. Da die schöne Litteratur eine ihm ganz unbekannte Welt ist, so weiß er vielleicht nicht einmal die Existenz von dem Dichter-Codex des Bettinelli, der das Orakel der italienischen Poeten ist. Das fünfte Gesez dieses Gesezgebers heißt: „Non si leggano Galli o Britan-

„ni Poeti, se non all' età di quaranta anni, „quando non é piu tempo di poetare.“ Sie (die italienischen Poeten) müssen keine französischen oder brittischen Dichter lesen, außer wenn sie vierzig Jahr alt sind, und die Zeit zu dichten bey ihnen vorüber ist.

Als der Irländer Sherlok vor acht Jahren den Originaleinfall bekam, den Italienern über ihre Unwissenheit die Augen zu öffnen, so lernte er erst die Landessprache mit solchem Eifer, daß er fähig war, ein italienisches Buch zu schreiben. Dieses Buch enthielt vortrefliche Lehren- und Grundsätze, die Litteratur und die den Italienern mangelnden Kenntnisse betreffend, aus den besten griechischen und ultramontanischen Werken abstrahirt, oder übertragen, und durch zahlreiche Beyspiele unterstützt, welche die Schulknaben auf deutschen Gymnasien auswendig wissen. Er sprach von Shakspeare, Pope, Addison, Boileau, la Fontaine u. s. w., und berief sich dabey auf die aufgeklärtesten Völker unsers Welttheils. Die Italiener erstaunten über die große Verwegenheit, ihnen unbekannte Schriftsteller halb cultivirter Nationen zu Mustern anzupreisen. Man hörte sowohl schriftlich als mündlich, von Venedig bis

nach Neapel, nichts als die verächtlichsten Urtheile, über dieſe vermeyntlich ſinnloſe Unternehmung; die Kaltblütigſten zogen die Achſeln und ſpotteten des Lehrers, die Andern fielen ihn wie raſend an. Ich habe in Deutſchland noch kein Beyſpiel erlebt, wo ein Schriftſteller ſo allgemein unbarmherzig gemißhandelt worden wäre. Selbſt Menſchen, die mit Büchern nichts zu ſchaffen hatten, nahmen Partie, und il matto Inglese (der tolle Engländer) war der gewöhnlichſte Beyname, womit man Sherlok belegte.

Nur der ſächſiſche Reſident in Rom, Bianconi, wagte es allein zu ſeiner Vertheidigung aufzutreten. In den Efemeridi Letterarie di Roma No. VIII. 1779 findet man folgende Stelle: il libro del Sign. Sherlok ha eccitato una terribile rivoluzione nell' intollerante republica de' noſtri Poeti: che ne direbbe Platone ſe foſſe al par di noi ſpettatore dell' irritabilitá, con cui ſono accolte fra loro delle verità reſe ſacré, e incontraſtabili dal conſenſo di tutta la Terra, e ſe feriſſero i ſuoi orecchj come i noſtri le grida ſedizioſe, e confuſe, con cui ſene chiede la piu irragionevole vendetta? „Das Buch des Herrn Sherlok hat eine ſchreck-

„liche Revolution in der intoleranten Republik „unſrer Dichter erregt. Was würde Plato ſa„gen, wenn er, ſo wie wir, ein Zuſchauer von der „aufbrauſenden Empfindlichkeit wäre, womit ge„heiligte und nach dem Urtheile der ganzen Welt „unleugbare Wahrheiten von ihnen aufgenom„men wurden, und wenn ſeine Ohren, ſo wie die „unſrigen, durch das verworrene aufrühriſche „Geſchrey verlezt werden ſollten, womit man da„für die unvernünftigſte Rache fo„dert?“

Sherlok hat ſich durch ſeinen wohlgemeynten Entwurf gleichſam eine litterariſche Schandſäule in Italien geſezt; ſein Buch indeſſen redet für ihn bey aufgeklärten Ausländern, und wird auch dereinſt bey aufgeklärten Italienern ſeine Ehre retten. So unbedeutend es auch übrigens iſt, da es für die aufgeklärten Bewohner dieſſeits der Alpen gar nichts neues enthält, ſo iſt es doch ein Denkmal, wie groß die Unwiſſenheit der Italiener in unſerm Zeitalter war.

Bianconi, der kein incompetenter Richter in dieſer Sache war, und ſeine Nation enthuſiaſtiſch liebte, erkannte nur zu wohl den jezigen ſchlechten Zuſtand der italieniſchen Litteratur, und ihre

Blößen; er ruft daher in dieſer angeführten periodiſchen Schrift mit patriotiſchem Eifer aus: Verra forſe quel giorno, in cui le verità del Sign. Sherlok ſaranno riconoſciute, ed adottate anche fra noi: voglia, il cielo, che venga quel giorno ancora, in cui i Grandi ſi diſarmino in favore de' letterati di quell' auſtero ſopraciglio, con cui fra il biſſo, e l'oro ſi riguarda per lo piú il rimanente degli uomini. Queſta felice rivoluzione di ſpirito nella repubblica Poetica Italiana, dovrà eſſer preparata dagli ſtudi, che il noſtro Autore inculca ai giovani Sacerdoti di Apollo, e de' quali gl' italiani ſteſſi confeſſano la neceſſità nel momento, che li traſcurano: lo ſtudio delle Filoſofie, e ſopra tutto della Metafiſica, quello della cognizione del cuore umano nelle ſtorie, e quello della natura. „Vielleicht wird der Tag „kommen, an dem die Wahrheiten des Herrn „Sherlok auch unter uns anerkannt, und „angenommen werden. Wollte der Himmel, daß „auch der Tag käme, wo die Großen zum Vortheile der Gelehrten ihren zurückſcheuchenden „Blick ablegten, womit ſie gewöhnlich unter dem „Gold und Purpur auf das übrige Menſchenge-

„ſchlecht herabſehen! Dieſe glückliche Revolution „des Geiſtes in der italieniſchen Dichterrepublik „muß erſt durch gewiſſe Studien vorbereitet wer„den, die unſer Autor den jungen Prieſtern des „Apolls einzupfropfen ſucht, und deren Noth„wendigkeit die Italiener ſelbſt in dem nämlichen „Augenblicke einräumen, da ſie ſolche vernach„läßigen. Dieſe Studien ſind die Philoſophie, „und vor allen Dingen die Metaphyſik, die „Kenntniß des menſchlichen Herzens in Erzäh„lungen, und das Studium der Natur.“ Mit dieſem Wunſche will ich gern den meinigen vereinigen.

Ich glaube nun alles beantwortet zu haben, was Herr Jagemann in ſeiner Diatribe mir hat zur Laſt legen wollen. Mich wundert, daß dieſer gelehrte Mann nicht das Großſprechende, das in dem Worte Ehrenrettung liegt, gefühlt hat. Iſt die Ehre einer großen, und bey allen Mängeln und Gebrechen ſehr achtungswürdigen Nation gekränkt, wenn ein ausländiſcher Schriftſteller, der ſich auf Geſchichte und Erfahrung beruft, ſie freymüthig beurtheilt? Habe ich denn alles getadelt, und nichts gelobt? Wäre ich ſo blind und parteyiſch geweſen, ſo hätte Herr Jage-

mann Grund, ſich des höchſt beleidigenden Ausdrucks zu bedienen, daß nämlich mein Endzweck ſey, die Italiener verhaßt und verdächtlich zu machen. Freylich wäre es weit kürzer und bequemer geweſen, anſtatt Menſchen und Bücher in dieſem Lande zu ſtudieren, und Reſultate mühſam aufzufinden, wenn ich das gewöhnliche Lob ſo vieler Reiſenden nachgelallt hätte; dann würde mir der Beyfall des gelehrten Herrn Bibliothekars gewiß zu Theil geworden ſeyn. Ich wiederhole es nochmals, daß mein herabgeſtimmtes Urtheil von Italien gar nicht einzig iſt. Der Schottländer Smollet, der Engländer Sharp, der Irländer Sherlok, der Franzöſe Gouvet, und der deutſche Profeſſor Schlözer, haben alle von der hohen Cultur dieſes Landes, ſo wie ich, ſehr gemäßigte Begriffe geäußert. Der verſtorbene alte Graf von Cheſterfield, der als Staatsmann und Gelehrter berühmt war, dreißig Jahre lang an den größten Höfen als Geſandter gelebt hatte, und alle Nationen in Europa genau kannte, verbot in ſeinem Teſtamente ausdrücklich ſeinem Neffen nach Italien zu reiſen, weil er überzeugt war, daß er hier nichts lernen, wohl aber ſeine Sitten verderben, und ſeinen Geiſt abſpannen würde. Das

Verbot war nur ganz allein auf dieses Land eingeschränkt, und eine Geldstrafe von 5000 Pfund Sterling zum Besten der Armen war auf die Uebertretung gesetzt; die Eintreibung und Verwendung dieser Summe aber war dem Bischof von London überlassen. Die beste Ehrenrettung Italiens also beruht nicht auf dem Posaunenton eines enthusiastischen Lobredners, sondern auf einer steigenden Cultur, im ganzen Umfange dieses Worts genommen, die unmöglich von andern aufgeklärten Nationen verkannt werden kann, und allen Zweiflern ein Stillschweigen auflegen wird, und muß. Bis dahin spielt ein sogenannter Ehrenretter, der blos mit einem Bücherinder unterm Arm die Bühne betritt, eine armselige Rolle. Herr Jagemann, der diese übernahm, bildete sich nach den italienischen Gauklern, die ihre Laterna magica aufstellen. So wie sie die Zuschauer, wollte er die Leser durch hochtrabende Reden aufmerksam machen; so wie sie betrug er sich unanständig, und zeigte eine Geläufigkeit in pöbelhaften Ausdrücken; so wie sie ihr Blendwerk durch prächtige Benennungen aufstutzen, so gab er seiner Maschine den prächtigen Namen Ehrenrettung, und so wie bey ihnen der Pöbel die

mannichfaltigen Bilderchen anſtaunt, ſo glaubte der gelehrte Herr Bibliothekar mit Hülfe ſeines italieniſchen Bücherverzeichniſſes ſo viele Büchertitel zu Markte zu bringen, daß jedermann ob ſeiner gewaltigen Gelehrſamkeit erſtaunen müßte. Er hätte ſich aber erinnern ſollen, daß, ſo wie bey ſeinen Muſtern nur der Pöbel gafft, und die bunten Dingerchen bewundert, die feine Welt aber den Gaukler mit ſamt ſeinem Kaſten keines Blicks würdigt, ſo dürfte auch derjenige Theil des Publikums, der nicht erſt Herrn Jagemanns Geſticulationen braucht, um Italien kennen zu lernen, der Kurzweil des Ehrenretters ſpotten, der höchſt wahrſcheinlich ohne ſeinen Index nie die Bühne würde betreten haben.

Es iſt ſonderbar, daß der grundgelehrte Bibliothekar Jagemann erſt einer förmlichen Zurechtweiſung bedurfte, um ihm augenſcheinlich zu bedeuten, was von allen Kunſtrichtern, die das Werk England und Italien ihrer Aufmerkſamkeit würdigten, und von allen Leſern von Geſchmack längſt erkannt worden iſt, daß ich nämlich nicht vom Einzelen, ſondern vom Ganzen geredet habe.

Geſchrieben zu Dresden, den 24. Junius 1786.

An Herrn Neumann,

Sekretär beym Churfürstl. Sächs. Kriegs-Departement in Dresden,

die Charakteristik Deutschlands und Frankreichs betreffend.

Liebster Freund!

Sie fodern mich auf, das von mir geschriebene Werk über England und Italien weiter auszudehnen, und ein ähnliches Gemälde auch von den andern Ländern zu entwerfen, die ich auf meinen langen Reisen besucht habe. Schon mehrere Freunde haben mich dazu aufmuntern wollen, ohne jedoch bey mir die Gründe schwächen zu können, die einer solchen Unternehmung entgegen stehen. Ich will mich hier näher darüber erklären. Da ich England und Italien skizirt habe, so sind nur noch zwey Länder in unserm Welttheile, die in so vieler Rücksicht, mehr wie alle übrigen, den reichhaltigsten Stoff zu Bemerkungen darbie-

ten: ich meyne Deutschland und Frankreich. Wer sollte wohl glauben, daß diese beiden so merkwürdigen Erdtheile von ihrer moralischen und politischen Seite noch lange nicht hinreichend unter uns bekannt wären? Wehe aber dem Schriftsteller, der es unternehmen wollte, den Vorhang ganz aufzuziehen! Er müßte ein Feind seiner Ruhe seyn. Ein großes Ministerium hat ja kürzlich öffentlich erklärt, daß Privatpersonen nicht berechtigt sind, über die Handlungen, das Verfahren, die Gesetze, die Maasregeln und Anordnungen der Souverainen und Höfe, ihrer Staatsbedienten, Collegien und Gerichtshöfe öffentlich zu urtheilen, oder davon erhaltene Nachrichten bekannt zu machen. Ein freymüthiges Urtheil über einen gewissermaßen unbedeutenden Gegenstand veranlaßte diese so unerwartete Aeußerung. Wäre die Sache wichtiger gewesen, so hätte man vielleicht Auftritte erlebt, welche die Lobredner der germanischen Freyheit in nicht geringe Verlegenheit gesezt haben würden. Ein paar unbedachtsame Zeilen raubten dem ehrlichen Schubart seine Freyheit, da er Aufklärung, Biedersinn, und Patriotismus in dem südlichen Deutschland beförderte, und seine deutsche Chronik das Vade-

merum aller Volksklassen war. Ein zürnender Fürst, der keine andern Rechte über den unglücklichen Mann als die der Gewalt hatte, bediente sich derselben, mit List vereinbart, und so wurde das Loos des Schriftstellers anfangs ein scheußlicher, und hernach ein erträglicher Kerker, in dem er jezt mit Erlaubniß seines gnädigsten Herrn (wie er ausdrücklich in der Anzeige sagt) seine Gedichte gesammelt hat. Wie viel hat Nicolai wegen seiner Reise-Bemerkungen leiden müssen, die wohl manchmal etwas parteyisch, (und wie ist dieses anders möglich, da ein so einsichtsvoller Reisender wie er, mit oder wider Willen, beständig zu allerhand Vergleichen gezwungen war, deren Resultate seiner gänzlichen Unparteylichkeit immerfort gleichsam entgegen arbeiteten?) aber doch weit öfter noch sehr gründlich und wahrhaft lehrreich sind. — Die Bewohner der Länder, wo in Reisebüchern die Scene liegt, wollen keine freymüthigen Urtheile, sondern blos Lobreden von diesen Ländern lesen, finden aber ein Vergnügen daran, wenn es über andre strenge hergeht. Man preise ein Dutzend Anstalten, und tadle dagegen nur Eine mit Glimpf und triftigen Gründen, so wird sich alles regen, um Steine

auf den Tadler zu werfen. Wie aber, wenn dieser, mit notorischen Thatsachen bewaffnet, aufträte, und den Völkerschaften deutscher Nation unbekannte Nachrichten von ihren entfernten Landsleuten mittheilte? Es ist unglaublich, wie viele merkwürdige, oft ganz außerordentliche Vorfälle in einem Theile von Deutschland vorgehen, die in dem andern völlig unbekannt bleiben. Eine Anzahl solcher Facta, richtig dargestellt, würden die Sitten, Gebräuche, Denkungsart, Gesetze, und individuelle Staaswirthschaft der verschiedenen Provinzen Deutschlands besser charakterisiren, als alles, was man bisher in dicken gelehrten Büchern darüber geschrieben hat.

Wenn man z. B. Folgendes lesen sollte: Ein Trupp Soldaten rückt in eine nicht unbedeutende Stadt ein; der Befehlshaber erwartet die Mitternachtsstunde, um dem Bürgermeister einen Befehl vom Landesherrn zu übergeben, des Inhalts: sogleich die Sturmglocke läuten zu lassen, und die Bürger aufs Rathhaus zu versammeln. Es geschah. Jedermann, aus dem Schlaf aufgeschreckt, begiebt sich angstvoll dahin. Die Soldaten umringen das Rathhaus, und nun eröffnet der Bürgermeister einen andern versiegelten Befehl, der

eine exorbitante Steuer zum Gegenstand hatte. Kein Bürger wird von den Soldaten nach Hause gelassen, bis Alle das Verlangte bewilligt haben. Wer sollte wohl glauben, daß diese Scene im vorlezten Decennio in Deutschland vorgefallen wäre?

Man mag sagen, was man will, so herrscht im Grunde in Frankreich eine größere Preßfreyheit, wie in Deutschland. Es ist merkwürdig, daß dort die vornehmsten Schriftsteller der Nation die Ausdehnung der monarchischen Gewalt freymüthig bekämpfen, und öffentliche Lobredner republikanischer Staatsverfassungen sind; dahingegen die großen Schriftsteller unsers Volks dergleichen Wahrheiten nicht zu berühren wagen, so sehr sich ihnen auch das Nachtheilige in allen Gestalten darstellt. Welche reiche Aernte für einen Sammler! Hier wurden Ordensbänder verkauft, dort Glaubensbekenntnisse eingehandelt. In einem Lande war der wahre Regent ein Jude, in einem andern ein Castrate, und wieder in einem andern ein Beichtvater, oder Kammer-Zofen. Es ließe sich ein artiges Verzeichniß von den despotischen Gräueln machen, die nur seit zwanzig Jahren in den zehn Kreisen des Heil. Röm. Reichs ausge-

übt worden sind. Viele mir bekannte sind von der Art, daß ein asiatischer Despot sich derselben nicht schämen dürfte. Eine Sammlung derselben; ein Verzeichniß von sinnlosen in unsern Tagen gegebenen Gesetzen, und deren sonderbare Wirkungen; von abgeschmackten Einrichtungen und deren Folgen; von berühmten moralischen Riesen, die aber eigentlich nur als hypokritische Zwerge existiren; von Schildbürger-Streichen ansehnlicher Reichsstädte; von gepriesenen Fürsten und Staatsmännern, deren Tugenden und Talente noch ein Problem, oder vielmehr kein Problem bey der Fackel der Wahrheit sind; alles dieses, gleichsam in einem Brennpunkt zusammen getragen, würde höchst interessant zu lesen seyn. Ich gestehe aber, daß ich ein solches Buch lieber lesen, als schreiben möchte; die Möglichkeit vorausgesezt, daß es in Deutschland gedruckt, und in Umlauf gebracht werden könnte. Nennen Sie mir doch, liebster Freund, Einen deutschen Fürsten, von dem man mit Recht sagen könne, daß er Wissenschaften und Künste nachdrücklich aufmuntert. Manche glauben alles zu thun, wenn sie toleriren, oder, nach der Hofsprache zu reden, beschützen. Welcher deutsche Hof wendet wohl auf die Cultur der Geis-

stes-

ſtesfähigkeiten eine Summe von 30,000 oder 40,000 Reichsthalern?*) Es verſteht ſich, daß ich hier nichts von Schulen, Seminarien, Ritter-Akademien, u. ſ. w. rede; Anſtalten, deren Nutzen unverkennbar iſt, die aber nicht die Cultur eines großen Volks bey Welt und Nachwelt ehrwürdig machen können. Erlauben Sie mir eine Bemerkung. Es giebt der fürſtlichen Liebhabereyen ſo mancherley Art; jemand, der ſich die Mühe nehmen will, dieſen Zweig der deutſchen Hof-Annalen nur vom gegenwärtigen Jahrhunderte zu unterſuchen, wird finden, daß die Launen der Herrſcher, außer den gewöhnlichen, auch auf ſehr ungewöhnliche Dinge gefallen ſind. Hier ſah man Rieſenmäßige Soldaten, bey denen jeder Zoll Fleiſchmaſſe mit Gold aufgewogen wurde, und deren gelecktem Anputze, nach dem Ausdrucke Friedrichs ſelbſt, nichts als Schminke und Schönpflaſterchen fehlte. Dort hielt ein Fürſt ein Serail von mehr als hundert weiblichen Geſchöpfen, die unter militäriſcher Disciplin ſtanden, und den deutſchen Sultan in Uniform überall als Leibwache begleiteten. Ein groſſer deutſcher Fürſt unſrer Zeit ſuchte eifrig den

*) Man bittet den Zeitpunkt nicht zu überſehn, da dieſer Brief geſchrieben wurde.

Stein der Weisen, ein andrer den Schlüssel zum Geisterreich, und ein dritter sammelte alte Bibeln: allein keiner hat noch die Laune gehabt, wär es auch nur blos aus Liebhaberey, so wie man Pferde und Jagdhunde hält, die Wissenschaften vorzugsweise zu seinem Zeitvertreibe zu machen. Dieser Original-Einfall ist also noch jemanden vorbehalten. Bis dahin wollen wir uns begnügen, von Beschützern der Wissenschaften zu träumen, und uns im Stillen der vielen Titusse und Trajane erfreuen, die, nach der Versicherung der Lobredner, in allen großen und kleinen Residenzen Deutschlands gefunden werden.

Eben diese Bedenklichkeiten habe ich bey einem Gemälde von Frankreich; ein Land, das uns so nahe, und das Muster unsrer Höfe ist, das jährlich von Tausenden Deutschen besucht wird, und worüber zahllose Bücher geschrieben sind; dieses Land, ich wage es zu behaupten, ist uns von der moralischen Seite noch gar nicht recht bekannt. Mancher Biedermann, der es ohne Vorurtheil besucht hat, und blos von dem Forschungstriebe nach Wahrheit geleitet worden ist, kennt zwar die unglaublichen Mängel, die bey diesem großen Volke angetroffen werden, das seit hundert Jahren der

Gegenstand unsrer bewundernden Nachahmung gewesen ist; allein es kann ihm nicht einfallen, sie in Deutschland nach Würden aufzustellen, wenn er anders nicht wünscht, alles was vornehm und mächtig ist, von dem baltischen Meere bis zu den Alpen, wider sich aufzubringen. Alle Vorzüge und Reize Frankreichs, die nur die gröbste Unwissenheit und vorsezliche Bosheit verkennen kann, sind von Franzosen und Deutschen so sorgfältig dargestellt, und so sinnreich entwickelt worden daß wahrlich hierin keine Nachlese übrig bleibt. Da ich nun keine Lust habe das Echo Andrer zu werden, und ich auch nicht berufen bin, der Lobredner der französischen Nation zu seyn, so würde ich die andre Seite der Medaille zeigen, deren Gegenstände zwar zum Theil bekannt, allein nie in Verbindung betrachtet, und durch zahlreiche Facta auffallend dargestellt sind. Ohne eben die Religion zu berühren, wo man findet, daß die so gepriesenen Freyheiten der gallicanischen Kirche gegen die jetzigen Freyheiten der Oesterreichischen Kirche (wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf) nur eine geringe Figur machen, würde ich blos die andern großen Staatssäulen betrachten: die Justiz-Pflege, die Verwaltung

der Finanzen, und die militäriſche Verfaſſung. Ein jeder, der ſeine Weisheit auch nur allein aus franzöſiſchen Büchern holt, wird ſich höchſt elender, verworrener Juſtiz-Anſtalten, und außerordentlicher, ſehr bekannter Beyſpiele von Juſtiz-Mordthaten aller Art erinnern, deren ſich in unſſern Tagen kein policirtes Land vorzuwerfen hat; Gräuel, die ſich großentheils auf höchſt abgeſchmackte parlamentariſche Grundgeſetze gründen. Wem iſt nicht bekannt, daß Frankreichs Ausgaben eine lange Reihe von Jahren die Staats-Einkünfte beſtändig überſtiegen, und vielleicht noch überſteigen, und daß dieſe auf eine ſo ſonderbare, unmenſchliche, ja unbegreifliche Weiſe verwaltet werden, die über alle Vorſtellung geht? In der Kriegsverfaſſung, ſowohl der ökonomiſchen als der taktiſchen, ſind die Franzoſen noch zweyhundert Jahre hinter den Deutſchen zurück, und zwar ſind dieſe Mängel von ſolcher Art, daß ſie den unbedeutendſten Reichsſtädtſchen Soldaten auffallen müſſen. Noch vor wenigen Jahren mußte der Preußiſche Fähndrich von Pirch den franzöſiſchen Kriegern nicht allein in Deutſchland längſt bekannte Manövers, ſondern auch gemeine Reglements-Artikel lehren, wovon ſie gar

nichts wußten. Das im Jahre 1774 in Frankreich erſchienene Infanterie-Regiment iſt nach der Angabe dieſes Offiziers verfertigt, der dadurch ſein Glück machte, und während der Belagerung von Gibraltar als Obriſter in Cadix ſtarb. Mit dieſer militäriſchen Weisheit prangen jezt die franzöſiſchen Kriegsheere. Alles dieſes ſind ſolche Facta, die keinem Zweifel Raum laſſen. Wenn man nun hiezu eine Menge ſinnloſer barbariſcher Geſetze nimmt, und die ſo unwürdig geprieſene franzöſiſche Polizey genau unterſucht, ſodann ſämtliche Gegenſtände, die den höchſten Rang bey einem cultivirten Volke haben, durch zahlloſe Beyſpiele erläutert und zuſammen grupirt aufſtellte, ſo müßte dieſes ein ſchaudervolles Gemälde werden, wofür die Deutſch-Franzoſen *) dem Maler gewiß nicht danken würden. Dieſen politiſchen Zwittern den Staar zu ſtechen, iſt künftigen Zeiten vorbehalten, wo die patriotiſche Nachwelt über dieſe germaniſche Original-Sitte des achtzehn-

*) Ich habe ſchon in dem erſten Bande dieſes Werks geſagt, welche Klaſſe von Menſchen ich unter der Benennung Deutſch-Franzoſen verſtehe; ein Titel, der für Perſonen, die kein Vaterland haben, oder vielleicht keins haben wollen, höchſt paſſend iſt.

ten Jahrhunderts reichlichen Stoff zum Spotte finden wird.

Ich will hier eine eigne Behauptung wagen: Nennen Sie mir ein Volk in der alten, mittlern oder neuen Geſchichte, unter irgend einem Himmelsſtriche, von den Griechen bis zu den Eskimohs, bey welchem nicht durchaus eine Vorliebe fürs Vaterland, und eine hohe Meynung von ihrer Nation herrſchte, und noch herrſcht. Die Annalen oder Traditionen aller Völker, Völkerſchaften und Menſchenſtämme, die neuern Reiſen um die Welt in unbekannte Regionen, die tägliche Erfahrung in unſern Wohnörtern ſelbſt, alles belehrt uns die ausgebreitete Exiſtenz dieſes wohlthätigen patriotiſchen Eigendünkels, vermittelſt welchem die Menſchen aller Weltgegenden ihrer Nation oder Völkerſchaft den Vorzug vor allen andern geben. Die größere Aufklärung hat ſo wenig, wie die roheſte Wildheit, bey dieſer Würdigung Einfluß; denn es fällt keinem Hottentotten, Irokeſen oder Kamtſchadalen ein, den Europäern, trotz allen ihren Künſten, den Vorzug einzuräumen. Dieſe Wilden ſind ſo ſehr von der Vortreflichkeit ihres Volks überzeugt, wie es ein Engländer und Franzoſe nur immer von ſeiner Nation

seyn kann. Nur den Deutschen, den Deutschen allein, und zwar den Neuern, war die Eigenheit vorbehalten, diese gleichsam von der Natur eingepflanzte Nationalliebe, die von jeher unter allen Zonen erstaunenswürdige Thaten erzeugte, durch Kunst auszurotten, das Vaterland zu verachten, und dafür ein fremdes Volk hoch zu schätzen. Es wird der Nachwelt unbegreiflich seyn, wie wir bey dieser sonderbaren Herabwürdigung, die das Motto von Deutschlands Großen ist, noch solche Fortschritte zur Veredlung des Geistes haben machen können: daß der Sklavensinn nicht tiefere Wurzeln geschlagen hat, und daß wir noch ein herrschendes Volk geblieben sind. Ohne unsre kriegerischen Tugenden wären wir es gewiß nicht mehr. Wenn wir wollen, daß uns fremde Nationen hochachten sollen, so müssen wir natürlich anfangen uns selbst zu schätzen. Wie äußerst gering ist die Anzahl unsrer Fürsten, die auf den deutschen Namen stolz sind! Sie lesen keine deutschen Bücher, denn sie verstehen die Sprache nicht. Ein großer Fürst, der sich kürzlich mit einem deutschen Gelehrten in seiner Muttersprache unterhielt, kannte das Wort Geschichte nicht, und mußte sich es erst erklären lassen; dennoch glaubte er

Deutſchlands Litteratur beurtheilen zu können. Ein andrer Prinz, der, ohne ein Schriftſteller zu ſeyn, zu ſeiner Zeit als der Stolz unſrer Nation betrachtet wurde, ſpottete vor einigen Jahren, da von deutſchen Verſen die Rede war: Comment! Des beaux vers Allemands! En a t'on fait jamais? Dieſe Materie iſt unerſchöpflich; ich will abbrechen, ſie möchte mich zu weit führen.

Nun noch ein Wort über die franzöſiſche Polizey, von deren Vortreflichkeit man in Deutſchland ein allgemeines Vorurtheil hat, ſo daß mehrere Deutſche von regierenden Fürſten nach Paris geſchickt worden ſind, um dort die Polizeykünſte zu ſtudieren. Der Himmel verhüte, daß dieſe Virtuoſen je ihren Lehrern gleich kommen! Die Polizey in Paris iſt vortreflich, den Deſpotiſmus zu befördern, und die gewaltſamen Ausbrüche eines äußerſt unterdrückten lebhaften Volks zu hemmen; allein Eigenthum, Leben und Freyheit iſt beſonders bey den niedern Ständen ſo wenig geſichert, daß dieſes gewöhnlich ein Spiel nichtswürdiger Polizey-Beamten, oder eben ſo nichtswürdiger Großen iſt. Und dieſes ſchämt man ſich nicht vortrefliche Polizey zu nennen? Ein Lob, das überdem in der ſchmutzigſten Stadt von

Europa, der es ſogar an gutem Waſſer fehlt, ſehr komiſch klingt. Ernſthafte Schriftſteller unſrer Nation glauben dieſe ſinnloſe franzöſiſche Rotomontade, und laſſen ſich bisweilen ſo weit herab, vom Pariſer Pöbel erfundene Polizey-Mährchen als Thatſachen anzuführen. Sie, liebſter Freund, der Sie in Paris geweſen ſind, bedürfen hierüber wohl keiner Beweiſe. Mängel kann man anzeigen, und Fehler rügen; wo aber das Ganze dem Stalle des Augias ähnlich iſt, da wendet man ſeinen Blick ab, und eilt weg. Dennoch will ich Ihnen zum Schluß meines Briefes einen intereſſanten Vorfall erzählen, der ſich im Jahre 1777 in Marſeille zutrug, und meines Wiſſens nie gedruckt worden iſt. Er dient, die Verfahrungsart und die Grundſätze der franzöſiſchen Polizey anſchaulich zu machen. Auf die Wahrheit der Geſchichte können Sie ſich völlig verlaſſen; denn da ich zwey Jahre hernach nach Marſeille kam, hörte ich ſie aus dem Munde reſpektabler Perſonen, die Augenzeugen dieſer höchſt ſonderbaren Scene geweſen waren.

Die komiſche Oper, Zemire und Azor, hatte in dieſer Stadt, ſo wie überall, wegen der ſchönen Muſik ſehr gefallen; ſie war daher einige Monate lang faſt täglich gegeben worden. Endlich aber

ward man auch dieser Speise satt, und das Publikum verlangte laut ein anderes Stück. Es wurde ein solches angekündigt, und, wie gewöhnlich, in den Straßen angeschlagen. Der Tag erschien, und mit ihm eine Dame aus Aix, die sich in Marseille einstellte, um die Oper Zemire und Azor zu sehen. Sie vernahm zu ihrem Leidwesen, daß sie zu spät gekommen sey; jedoch verlor sie den Muth nicht, sondern wandte sich mit ihren Klagen an den Echevin der Stadt, (eine Art von Bürgermeister) der ihr Freund war. Diesem schien es eine Kleinigkeit, dem Publico zu trotzen; er befahl daher der Schauspielergesellschaft, das alte Singstück zu wiederholen. Man gehorchte. Es war zu spät, diese Veränderung bekannt zu machen. Die Zuschauer stellten sich zahlreich ein, und das Haus war voll, als jedermann mit Erstaunen hörte, daß par Ordre de Monsieur l' Echevin sie insgesamt um ihr Geld geprellt werden sollten. Einstimmig wurde nun aus allen Theilen des Schauspielhauses das angekündigte Stück verlangt. Das Parterre war bey dieser gerechten Foderung am lautesten, da es, wie bekannt, in den französischen Theatern den Ton angiebt. Der Echevin, der sich mit seiner Operlustigen Dame in einer

Loge befand, und dieſe Unzufriedenheit ſehr übel nahm, ließ ſogleich die Theaterwache ins Parterr dringen, die mit ihren Gewehren herumſchlugen, und die Leute, ohne Anſehen des Standes und Alters, wie die Hunde behandelten. Man widerſezte ſich dieſer Soldatenwuth, und trieb die Kriegsknechte aus dem Saale. Der Echevin ſchickte nunmehr nach der nächſtgelegenen Wache, um mehrere Soldaten zu holen, und ließ während der Zeit das Schauſpielhaus ſperren. Viele friedliebende Menſchen, die an den empfangenen Schlägen genug hatten, wurden dadurch verhindert, einen Ort zu verlaſſen, wo ihr Vergnügen auf eine grauſame Art geſtört worden war, und wo ſie fernern Unfug ahndeten. Sie betrogen ſich auch nicht; denn die Thüre zum Parterr öffnete ſich, und ein Dutzend Grenadiers ſtürzten hinein, faßten Poſto, und fingen — Freund, erſtaunen Sie jezt, oder nie! — — — — ohne weitere Umſtände, unter die Zuſchauer zu feuern an, als ob ſie wilde Beſtien, oder Aufrührer vor ſich gehabt hätten. Das jämmerliche Geſchrey aus allen Winkeln des Hauſes, die Ohnmachten der Damen, u. ſ. w. kann man ſich hiebey leicht vorſtellen. Wer weiß, wie weit dieſes Mordgeſchäfte noch gediehen wäre;

denn die Soldaten luden von neuem ihre Gewehre, ihr feines Spiel fortzuſetzen, und folgten hierin dem Befehle des Echevin, der ſie aus ſeiner Loge zum Da Capo aufmunterte, wenn nicht ein franzöſiſcher Offizier aus einer andern Loge ins Parterr geſprungen wäre, ſich unter die Soldaten geworfen, und ſie durch die nachdrücklichſten Bewegungsgründe von Vernunft und Ehre vom weitern Morden abgehalten hätte. So endigte ſich dieſe ſonderbare Scene. Die Anzahl der Verwundeten iſt mir nicht bekannt, allein der Todten waren drey. Einer derſelben war der Sohn eines Kaufmanns, und ein andrer ein deutſcher Schiffer, den ſein Unſtern ins Schauſpielhaus geführt hatte, ohne je in ſeinem Leben von Zemire und Azor etwas gehört zu haben; er überlebte das Mordſpiel noch einige Stunden. Vergeſſen Sie nicht, liebſter Freund, daß dieſes nicht in Algier, ſondern in Marſeille geſchah, unter einem Volke, das vorgiebt, gewiſſe Arten von Tragödien nicht ſehen zu können, weil ſie zu ſtark rühren, und daher lieber den Engländern und Deutſchen ſolche barbariſche Schauſpiele überläßt. Die Folgen dieſes Vorfalls werden Sie nicht weniger wundern. Der nichtswürdige Echevin erhielt für ſein

despotisches, rasendes Verfahren, das sich kaum ein Groß-Vezier erlaubt haben würde, nicht einmal einen Verweis, vielweniger Strafe, und lebte noch vor zwey Jahren geehrt in seinem Posten. Der würdige Offizier aber, der Retter der Unschuldigen und der National-Ehre, wurde mit Arrest bestraft, weil er unbefugt sich in Polizey-Angelegenheiten gemischt hatte.

Dergleichen wenig bekannte Thatsachen, um französische Sitten, Gebräuche, Gesetze, u. s. w. durch Beyspiele ins Licht zu setzen, weiß ich sehr viele. Es sind deren darunter, welche der französischen Nation wahre Ehre machen; allein, wie gesagt, ich fühle keinen Beruf, über diese Materie zu schreiben. Prüfen Sie meine Gründe, so werden Sie mir Beyfall geben. Leben Sie wohl.

Dresden, den 22sten December 1785.

v. Archenholtz.

E N D E.

In der Verlagshandlung dieſes Werks ſind kürzlich erſchienen:

v. Archenholtz, (J. W.) Die Engländer in Indien, nach Orme, 1ſter und 2ter Band. Mit einer Landcharte von Indoſtan. gr 8. 2 Th. 8 gr.

Der 3te und lezte Band, nach Orme und Sullivan, iſt unter der Preſſe.

v. Watzdorf, (H.) Briefe zur Charakteriſtik von England, mit einer Vorrede von J. W. von Archenholtz. 8. 16 gr.

Mannert, (K.) Geſchichte der unmittelbaren Nachfolger Alexander des Großen. gr. 8. 1 Thlr.

Ueber die Schulpforte, nebſt vorläufigen Betrachtungen über die Schulerziehung überhaupt. 8. 16 gl.

Ueber Metaſtaſio und ſeine Werke, nebſt einigen ins Deutſche überſezten Stücken deſſelben, von J. A. Hiller. gr. 8. 1 Thlr.

Der Schriftforſcher, 1ſter Theil. gr. 8. 16 gl.

Der 2te iſt unter der Preſſe.

Jünger, (J. F.) Huldreich Wurmſamen von Wurmfeld. 3 Theile, cpl. 8. 2 Th. 20 gl.

— — Luſtſpiele 3 Theile. 2 Thl.

Der 4te iſt unter der Preſſe.

Camille, oder Briefe zweyer Mädchen aus unſerm Zeitalter, ein Roman in 4 Bänden, vom Hrn. de Laclos, dem Verf. der Liaiſons dangereuſes, überſezt von J. F. Jünger. 8. 3 Th. 8 gl.

Schaz, (G.) Bluhmen auf den Altar der Grazien. 8. 21 gl.

v. Mauvillons, Dramatiſche Sprüchwörter, ein Beytrag zum geſellſchaftlichen Vergnügen. 2 Theile. 8. 1 Thlr. 8 gl.

Die Reiſen des Kronprinzen von Pyſilon, von ihm ſelbſt beſchrieben, aber nicht herausgegeben. 8. 10 gl.

Engel (J. J.) Der Philoſoph für die Welt. 2 Theile. Neue, verbeſſerte, und mit fünf Stücken vermehrte Ausgabe. 8. 1 Thlr. 4 gl.

Bagatellen von Anton-Wall. 2 Theile. Neue, verbeſſerte und vermehrte Ausgabe. 8. 1 Thlr. 8 gl.

Kretſchmanns, (K. Kr.) ſämtliche Werke. 4 Bände, von denen die zwey erſten die epiſchen und lyriſchen, die beiden andern dramatiſche Gedichte enthalten, m. K. 8. . . . 4 Thlr.

Nebentheater, 5 Bände. 8. 4 Thlr. 14 gl.

Dieſes Werk enthält:

Ein Schreiben an Hrn. Gotter.

Die ſchwere Wahl, L.

Ein Schreiben an Hrn. Prof. Schröckh.

Das Aufkommen franzöſiſcher Sitten in Deutſchland, L.

Der verſchriebene Bräutigam aus Paris, L.

Coriolan, T.

Die Ehrenpforte, ein Vorſpiel.

Der Weg zu gefallen, L.
Jack Splen, L.
Eine Abhandlung über die verschiedenen dramatischen Bearbeitungen der Geschichte des Coriolans.
Graf von Esser, Tr.
Der Zerstreute, L.
Der standhafte Mann, L.
Spielerglück, L.
Ein Schreiben an Hrn. von Archenholtz.
Thomas More, Tr.
Sechs Wagen mit Contrebande, L.
Ein Gespräch, nebst Anmerkungen, über die Theorie des Drama.
Ferdinand Pernau, Tr.
Neigung und Abneigung, L.
Die belesenen Jungfern, L.

The britisch Mercury, von J. W. von Archenholtz, eine englische periodische Schrift, wovon wöchentlich 2 Bogen in gr. 8. erscheinen. Der Preis des Jahrgangs ist 8 Thlr. Im Selbstverlage des Herausgebers, und in Commission beym Buchhändler Hrn. Hofmann in Hamburg.

Ruland 960

Ireland 760

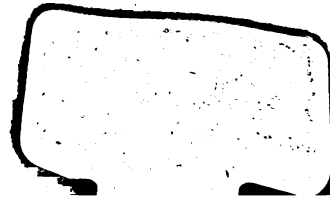
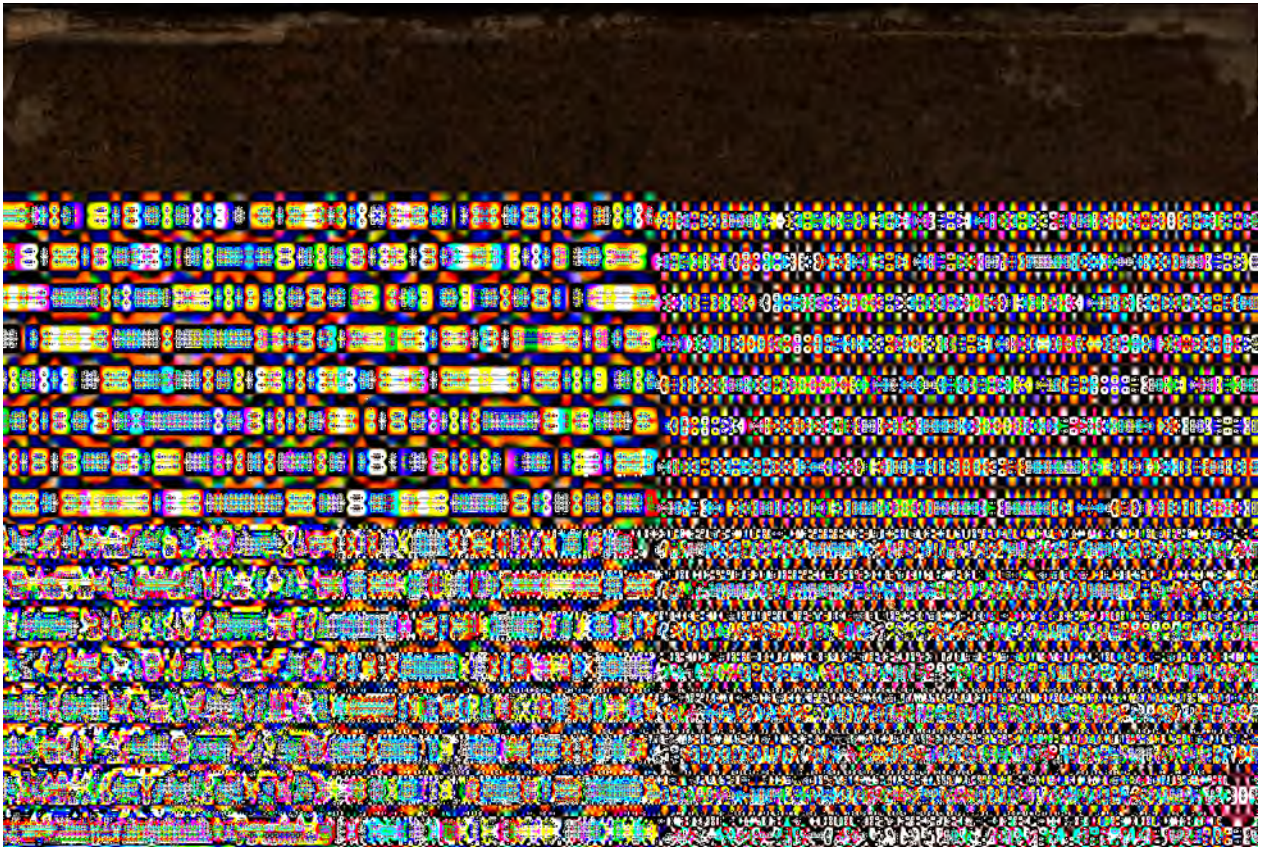



Fig. 2b